Berlins romantische Vergangenheit.

Dargestellt

von

Ludwig Gothe.

Erste Abtheilung:

Swantewitha.
Der Fischhändler von Kölln.
Der Thürmer von St. Marien.

Berlin, 1850.
Verlag und Druck von C. Lindow.

Der
Thürmer von St. Marien.

Historischer Roman

aus

Berlins Vergangenheit

von

Ludwig Gothe.

Berlin, 1850.
Verlag und Druck von C. Lindow.

Der

Thürmer von St. Marien.

1.

Es war eine traurige, bedrängnißvolle Zeit für die Mark Brandenburg; die Regierung des letzten Kurfürsten aus dem Hause der Luxemburger. Otto, mit dem Schimpfnamen „der Finner" oder „Faule," saß ruhig in seiner Residenz zu Tangermünde und kümmerte sich um nichts Anderes, als das Geld zu verschlemmen, das von dem armen geplagten Volke erpreßt wurde. Gesunken war der Handel und Wandel in den Städten, verödet lagen die Felder, Bürger und Bauern arbeiteten im Schweiße ihres Angesichtes nur für die hohen Steuern, und nur die Vornehmen, Reichen und Mächtigen fühlten sich wohlgeborgen hinter ihren vollen Truhen und auf ihren festen Schlössern, da sie schalten und walten konnten im Lande nach Gutdünken und sich Niemand um ihr Thun kümmerte; waren die Seckel des Landesherrn durch die Steuern und Gefälle nur weidlich gefüllt, so überließ er die Regierung seinen Hofleuten, welche ebenfalls keine Gelegenheit vorübergehen ließen, auch für ihren eigenen Vortheil zu sorgen. Zu diesen unerschwinglichen Steuerlasten, die dem arbeitsamen Bürger- und Bauernstand das Mark aussogen, gesellte sich noch ein anderes Uebel, um den völligen Ruin des Landes herbeizuführen; es war dies das Raubhandwerk der Adligen, welches von diesem im Großen getrieben wurde, und wieder war es insbesondere

der fleißige Bürger und Bauer, welche von den Schnapphähnen und Stellmeisern, wie man die ruhmwürdigen Herren, die Ahnen manches unserer, auf seine Abkunft nicht wenig stolzen, edlen Geschlechter, damals nannte, am meisten zu leiden hatten. Das Faustrecht galt als das höchste Gesetz im Lande. — Lag daher schon die Gegenwart drückend auf dem armen hartgeplagten Volke, so schien sich die Zukunft noch viel drohender gestalten zu wollen, denn beständig sahe man unheilverkündende Zeichen am nächtlichen Himmel, aus denen man Hungertod und Pestilenz weissagete; nur die Vornehmen und Mächtigen kehrten sich nicht an diese Vorzeichen des göttlichen Strafgerichts und trieben ihr ungerechtes Wesen nach wie vor.

. . . .

So stand es mit den Marken zu der Zeit, in welcher die nächstfolgende Erzählung handelt. Es mußte diese kurze Erörterung vorausgeschickt werden, um die hier geschilderten Ereignisse erklärbar zu finden. Der Leser wolle sich mit uns in die letzte Regierungszeit des oben genannten unwürdigen Fürsten versetzen, und zwar in die Stadt Berlin, wo ums Jahr 1370*) herum von ihrer jetzigen Größe und Bedeutung gar nichts zu verspüren war.

---

*) Obgleich die Zeit, in welcher die in diesem Roman geschilderten Begebenheiten Statt fanden, in den alten Quellen sehr verschieden angegeben ist (sie differiren um achtzig Jahre), so glauben wir doch mit obiger Jahreszahl der Wahrheit am nächsten gekommen zu sein, denn nur unter einem Otto dem Finner konnte Derartiges geschehen.

An einem jener rauhen, unfreundlichen Abende, die der Spätherbst mit sich zu bringen pflegt, war es, als zwei Männer den Rathskeller in der Georgenstraße verließen. Ihre Tracht ließ leichtlich erkennen, daß sie Rottmeister bei den Stadtsöldnern waren; doch trotz ihrer Gleichstellung in Bezug auf ihren Stand, machte sich schon beim ersten Blick eine himmelweite Verschiedenheit ihrer übrigen Eigenschaften geltend. Der eine war ein langgewachsener dürrer Mann und hatte bereits das dreißigste Lebensjahr überschritten. Der Ausdruck seines hochrothen Gesichts mit den kleinen grauen Augen und dem dünnen ins Röthliche spielenden Barte war ein Gemisch von Schlauheit, Genußsucht und Habgier, und die tiefen Furchen auf demselben deuteten zur Genüge an, daß er seinen Leidenschaften keinen Zügel angelegt habe: sein ganzes Wesen war widerwärtig und abstoßend. Sein Begleiter dagegen war ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren, mit einnehmendem, obwohl etwas blassem Antlitz, dem ein unverkennbarer Zug der Schwermuth einen eigenthümlichen Reiz verlieh. Das Angenehme seiner Züge ward noch erhöht durch den sanften Ausdruck seiner dunkelbraunen Augen, deren Blick jedoch einen gewissen Stolz nicht verkennen ließ. Der Ernst, welcher aus seiner ganzen Erscheinung sprach, schien trotz seiner Jugend aus einer herben Schule des Lebens herzustammen; doch weit entfernt, ihm ein finsteres, düsteres Ansehen zu geben, trug dieser Ernst vielmehr dazu bei, dem jungen Manne ein durchaus edles Gepräge auf-

zudrücken. Haltung und Gang entsprachen diesem vollkommen.

An der Ecke der Jüdenstraße wollte der Jüngere, seinem Begleiter eine gute Nacht wünschend, den Weg nach dem Neuen Markte einschlagen; doch dieser hielt ihn zurück.

„Laßt uns noch ein Wenig in der frischen Luft ergehen, Herr Valentin Sträuber," sagte er. „Der Wein ist uns Beiden etwas zu Kopfe gestiegen, und da ist es besser, auf der Gasse, als im dumpfigen Gemach zu sein. Euer Vater, bei dem Ihr sonst jede dienstfreie Stunde zuzubringen pflegt, wird nicht darob zürnen, wenn Ihr heut, wo Ihr Rottmeister worden, ein Weniges länger ausbleibt. Zudem fühle ich mich ganz besonders aufgelegt, noch mit Euch zu schwatzen, da der von Euch gespendete Wein mich redselig gemacht . . . Beliebt es Euch, so gehen wir die Gasse wieder hinunter."

Mit sichtlichem Widerwillen ließ sich Valentin von seinem früheren Vorgesetzten, den er durch eine Weigerung nicht kränken mochte, zum Umkehren bewegen, und Beide gingen nun wieder die Georgenstraße hinunter, wobei der ältere Rottmeister sich vergebens bemühte, dem jungen Genossen durch seine Schnurren und Schwänke mehr als ein höfliches Lächeln abzugewinnen.

Als die Beiden zur Heiligengeiststraße kamen, bot diese einen ganz anderen Anblick dar, als die finstere, unfreundliche Georgenstraße. Lauter Festjubel schallte ihnen hier aus einem stattlichen Hause auf der rechten Seite der Gasse, wo der kurfürstliche Rentmeister wohnte, ent-

gegen. Herr Balthasar von Lindstädt gab zu Ehren seines Vetters, des Edlen von Köckeritz, der bei ihm zum Besuche eingesprochen hatte, ein glänzendes Bankett. Da gewahrte man nichts von den Nöthen der schweren Zeit. Trompeten- und Paukentusch erklang schmetternd durch die hohen Räume des Trinksaales, wo die Zecher hinter den vollen Humpen saßen und die Gesundheit des Gastgebers und seines Vetters in edlem Weine tranken, während in einem anderen Saale die Jugend in wirbelndem Tanze dahin flog und immer rauschendere Musik verlangte, so daß die aufspielenden Geiger und Pfeifer kaum zu Athem kommen konnten. — Die vornehmsten Patrizier-Geschlechter Berlins waren zu diesem Feste geladen, denn der Rentmeister liebte es, in Abwesenheit seines Herrn, des Kurfürsten, einen kleinen Hof um sich zu haben, um den beiden Städten (Berlin und Kölln), die schon einige Male unzweideutige Zeichen von Störrigkeit und Widerspenstigkeit gegen den Landesherrn kundgegeben und ihm den Einzug in ihre Mauern verwehrt hatten, stets den fürstlichen Glanz und die Macht seines Gebieters vor die Augen zu führen, dessen Stellvertreter zu sein er behauptete. Auch gelang ihm dies sehr wohl, denn seine Feste waren stets mit glänzender Pracht ausgestattet, und die Bewirthung dem Reichthum des edlen Herrn angemessen, so daß Jung und Alt um die Ehre buhlte, ihnen beiwohnen zu dürfen. Auch ungeladene Gäste hatten sich eingefunden, die aber weilten nur unten auf dem durch Pechfackeln hell erleuchteten Platz vor dem

Hause und bestanden in Neugierigen aus dem niederen Volke, die das unfreundliche Wetter nicht scheuten, um ihre Schaulust zu befriedigen; sie begnügten sich ihre Blicke hinauf zu werfen zu den hell erleuchteten Fenstern, an denen Paar auf Paar in wirbelndem Tanze vorüberflog, oder zu lauschen auf die Töne der rauschenden Musik und auch hin und wieder einzustimmen in den Jubel der Freude, welcher dort oben ertönte und der ihnen vielleicht auf einige Augenblicke ihre eigene Noth vergessen machte.

„Laßt uns den Trubel dort mit anschauen," begann Valentins Begleiter, auf das Haus des Rentmeisters deutend. „Gar gerne weile ich da, wo's lustig und hoch hergeht, und wenn ich auch gerade nicht dabei sein kann, so ist's mir doch schon genug, dem Gejuble von fern zuzuhören. Uebrigens habe ich manchen Bekannten unter den Dienstleuten des Hauses, und wenn Ihr sonst nicht zu stolz seid, mit Eurem alten Lehrmeister am Gesindetische zu sitzen, so wird, glaube ich, wohl noch ein Becher edlen Weines für uns vorhanden sein."

Aus den Zügen des jungen Mannes sprach ein heftiger Unwille bei diesem Verlangen; doch suchte er dies vor seinem Begleiter so gut als möglich zu verbergen.

„Es ist nicht eitel Stolz, Herr Barthels, wenn ich Eurer wohlmeinenden Aufforderung nicht nachkomme," erwiederte er höflich. „Fürs Erste aber bin ich nicht gern in einem fremden Hause, wo man mich nicht geladen hat, und sodann glaube ich auch für heute vom Rebensaft

genug gekostet zu haben; ein Mehreres könnte mir schaden."

„Nun, meinetwegen sollt Ihr kein Säufer werden junger Herr," brummte der Andere verdrießlich. „Aber ein Wenig vor dem Hause verweilen und uns unter die übrigen Gaffer mischen, können wir deswegen doch, und wird Euch überhaupt gut thun. Kommt nur."

Ohne Valentins Antwort abzuwarten, zog er denselben mit sich, dem Hause des Rentmeisters zu.

„Wie das Alles glitzert und blinkt da oben," nahm Barthels hier wieder das Wort, indem er auf die hell erleuchteten Prunksäle deutete, an deren Fenstern man die reichgeschmückten Gäste gewahren konnte. „Solch Fest sieht man nicht alle Tage, und der Herr von Köckeritz mag sich auch nicht wenig darauf einbilden, daß ihm zu Ehren von seinem Vetter ein so glänzendes Bankett gegeben wird. Doch glaube ich für mein Theil, daß der Rentmeister weniger damit den Köckeritz, als vielmehr dessen schöne Tochter ehren will, die von einem alten Oheim ein reiches Erbe zu erwarten haben soll. Man munkelt schon allgemein in der Stadt, daß der Herr von Lindstädt das Fräulein für seinen unbändigen Sohn erkiesen haben soll, um ihn dem liederlichen Leben zu entwöhnen, und daß zwischen den Vätern bereits Alles in Richtigkeit sei."

Barthels hielt bei den letzten Worten den Blick unverwandt auf das Antlitz seines Begleiters gerichtet, als wolle er den Eindruck erspähen, den seine Erzählung auf diesen machen

würde. Doch fand er nicht die geringste Veränderung in Valentins Zügen, obwohl ihm eine solche bei der hier herrschenden, durch die brennenden Fackeln hervorgebrachten Helle nicht entgangen wäre.

„Hohe Zeit ist's freilich für den jungen Herrn, abzulassen von seinem bisherigen Wandel," bemerkte der junge Rottmeister ziemlich gleichgültig; „doch glaube ich kaum, daß ihn der Ehestand vernünftiger machen wird."

„Er weiß nichts . . . die Dirne hält's also auch vor dem Bruder geheim . . ." murmelte Barthels für sich, während Valentin einen Bekannten unter den Zuschauern begrüßte. „Nun, er wird gewaltige Augen machen, wenn ich's ihm sagen werde, wie's mit ihr steht, und er sowohl als der Alte werden das spröde Ding schon zwingen, wenn der Rottmeister Barthels sich anbietet, den Schimpf von ihrem Namen abzuwenden . . ."

„Mich treibt's fort von hier," wandte sich Valentin jetzt zu ihm. „Nicht länger vermag ich's anzusehen das Schwelgen und Prassen dort oben oben, während hier unten das arme Volk friert und hungert! . . . Ueberdies ist es auch nicht mehr früh."

„Meinetwegen mögen wir gehen," entgegnete Barthels. „Ihr seid heute, trotz der Freude, die Euch durch die neue Würde widerfahren, nun einmal bei schlechter Laune, und da seid ihr kein guter Gesellschafter. Vielleicht ist's der Wein, der Euch, zum Unterschiede von andern Menschenkindern, vor denen Ihr von jeher Et-

was vorausgehabt, so mürrisch und verdrießlich gestimmt hat. Wenn Ihr Euren Weindunst verschlafen, wird's schon besser sein. Ich werde Euch noch ein Stückchen Weges das Geleite geben."

Er nahm bei diesen Worten seinen Gefährten wieder beim Arm und ging mit ihm die Gasse hinab, um durch eine der schmalen Quergassen nach dem Neuen Markte zu gelangen.

Sie waren erst wenige Schritte von dem Hause des Rentmeisters entfernt, als aus einer kleinen Nebenpforte desselben ein junger Mann trat. Er hatte sich sorgsam in einen Mantel gehüllt und das Barett tief in's Gesicht gedrückt. Geräuschlosen Trittes schritt er über die Gasse und verschwand in einem schmalen, finstern Stiege, welcher von hier, am Tuchmachergarten vorbei, nach dem Ufer der Spree führte, an welche zu damaliger Zeit die Hintergebäude und Gärten der westlichen Seite der Heiligengeiststraße stießen, welche nur durch einen wenige Fuß breiten, mit Schutt und anderem Unrath angefüllten Raum von dem Flusse getrennt waren.

Valentin hatte den Vorübereilenden nicht bemerkt oder nicht auf ihn geachtet; doch Barthels, dessen Augen plötzlich wie die der Katze funkelten, wenn sie sich auf die Beute stürzt, mußte wohl den Vermummten erkannt haben, denn seine Blicke folgten diesem, so lange er ihn gewahren konnte.

„Schaut, auf Eurer Schwester Kammer ist noch Licht, während die dunklen Fenster ihrer ehrbaren Gebieterin, der edlen Frau von Damnitz,

andeuten, daß die fromme Wittib längst zur Ruhe gegangen," wandte er sich nach einigen Augenblicken zu Valentin, mit der Hand auf ein Erkerfenster eines Hauses deutend, welches auf jener Seite der Gasse lag, deren Grundstücke, wie oben erwähnt, an das Ufer der Spree stießen. „Was mag wohl das sittsame Mägdlein noch so spät zu schaffen haben?!" setzte er in stechendem Tone hinzu.

„Hab's auch schon bemerkt," erwiederte Valentin, der die letzten Worte seines Gefährten überhört hatte. „Gewiß wacht das gute Kind noch, um für den Vater eine Christgabe anzufertigen, wie es stets ihre Gewohnheit gewesen. Da sie jetzt in fremder Leute Haus ihr Brot verdienen muß, beraubt sich die Arme des Schlafes, um den Ihrigen eine Freude zu bereiten!... Gott erhalte sie in ihrer Tugend und Herzenseinfalt!..."

Von Barthels Lippen tönte ein rauhes Gelächter, das fast wie Hohn klang. Befremdet blickte Valentin zu ihm auf.

„Gilt dies Lachen mir oder meiner Rede?" fragte der junge Mann in einem Tone, der seinen Begleiter sich schnell besinnen ließ.

„Da sei Gott vor, lieber Freund!" betheuerte dieser. „Es fiel mir just eine schnackische Geschichte ein, und da mußte ich lachen, ohne daß ich's wollte... Doch fällt mir jetzt ein, daß ich noch ein Geschäft für den Abend zu verrichten habe," setzte er hinzu, „drum gehabt Euch wohl für heute!"

Froh, der lästigen Begleitung entledigt zu

sein, nahm der junge Rottmeister kurzen Abschied von seinem Gefährten und schlug den Weg nach dem Neuen Markte ein.

Als Barthels sich allein und unbeobachtet sahe, hüllte er sich fester in seinen Mantel und verfolgte, so gut dies bei seiner schwerfälligen Tracht gehen wollte, leisen und schleichenden Trittes denselben Weg, welchen der Fremde vorhin genommen. Bald stand er am Ufer der Spree, deren Wellen hier mehrere am Weidengebüsch befestigte Fischernachen schaukelten.

Eine Zeit lang ließ er den spähenden Blick durch die finstere Nacht schweifen, während sein Ohr auf das geringste Geräusch lauschte, das hörbar ward. Doch er entdeckte nichts, was ihm hätte Gefahr bringen können.

„Der Tauber sitzt jetzt bei seinem Täubchen, und sie hat ihm das Nest gewiß hübsch warm gemacht,“ sprach er für sich, als er den holprigen Gang entlang tappte, der sich zwischen den hohen, mit eisernen Spitzen und eingesetzten Glasscherben versehenen Gartenmauern und dem abschüssigen Flußufer hinzog. „O wartet nur, das Girren soll Euch schon noch vergehen! . . . Die spröde Heilige wird zu meinen Füßen um Gnade winseln, wenn sie erfährt, daß ich hinter ihre Schliche gekommen bin und ihre Schande vor der ganzen Welt aufzudecken vermag! . . . Und noch diesen Abend wird sichs entscheiden, ob ich vergebens um sie schmachten und beständig mit Spott und Hohn abgewiesen werden soll; denn sobald der Buhle sie verlassen, trete ich mit meiner Drohung vor sie hin, und sie

hat nur zu wählen zwischen meiner Hand und dem Staubbesen, für den der Rentmeister schon Rath wissen wird ... Die Gelegenheit dazu ist günstig; wenn sie den Liebsten bis zur Pforte geleitet hat, was sie jedes Mal zu thun scheint, laure ich ihr im Garten auf, wobei mir gut zu Statten kommt, früher in demselben Hause gedient zu haben, und mit der geheimen Hinterpforte wohl bekannt zu sein. Hat doch der Herr von Damnitz dies künstliche Werk zu meiner Zeit anfertigen lassen, um in Zeiten der Gefahr einen heimlichen Ausgang zu haben ... Wenige Schritte von hier muß die Stelle in der Mauer sich befinden ...

Er tastete behutsam mit den Händen die Mauer entlang; doch noch hatte er das Gesuchte nicht gefunden, als sein noch immer auf jedes Geräusch lauschende Ohr leise Ruderschläge auf dem Flusse vernahm, und bald glaubte sein spähendes Auge trotz der Finsterniß die Umrisse eines Nachens zu erkennen, welcher gerade der Stelle zugetrieben ward, auf der er sich befand.

„Zum Teufel, das kommt mir sehr ungelegen!" brummte er für sich; „es wäre mir sehr unlieb, wenn man gewahr würde, daß ich in einen fremden Garten eindringe."

Dichtes Dorngesträuch in seiner Nähe bot ihm ein willkommenes Versteck; er duckte sich hinter demselben nieder, in der Hoffnung, bald von lästigen Zeugen befreit zu sein.

Inzwischen war der Nachen näher gekommen; wenige Schritte von Barthels Versteck legte er am Lande an.

Ein Mann stieg aus demselben, spähte sorgsam rechts und links umher, lauschte, und fragte dann laut: „Kurt, bist Du hier?"

Barthels hatte die Stimme erkannt. „Das ist Meister Trautmann, der Kronenwirth vom Neuen Markte," sprach er für sich.

Als Jener eine Weile vergebens auf Antwort gewartet, fragte er von Neuem:

„Ist Jemand in der Nähe der mir für Geld und gute Worte eine Lade mit Linnen aus dem Nachen ans Land schaffen hilft?"

Wie das erste Mal, so ließ sich auch jetzt keine Antwort vernehmen.

Der Kronenwirth stieg wieder in den Nachen und lüftete behutsam den Deckel der Lade, die sich auf dem Fahrzeuge befand.

„Wir sind ganz mutterseelenallein, Dietrich," sagte er mit gedämpfter Stimme, doch dem gespannt horchenden Barthels verständlich, indem er sich ganz auf die Lade herabbeugte. „Wenn Du willst, so magst Du Dirs hier draußen bequemer machen, als Dirs in dem engen Kasten geworden, bis mein Knecht kommt, den ich um diese Stunde herbeschieden habe, um mir das Linnen nach Hause bringen zu helfen."

Der geöffneten Lade entstieg jetzt mit der größten Vorsicht ein Mann. In der Faust hielt er einen langen blinkenden Dolch. „Sind wir auch ganz sicher hier?" fragte er den Kronenwirth.

„Vollkommen!" versicherte dieser. „Zu jetziger Zeit kommt hier kein Mensch, außer meinem Kurt, den ich, als ich das Haus verließ, her

bescheid; das Klappern seiner Holzschuhe wird uns aber zeitig genug seine Ankunft anzeigen, um Dich wieder in der Lade unsichtbar machen zu können. Darum sei ohne Sorge."

Der Andere spähte ebenfalls eine Weile sorgsam nach allen Richtungen und lauschte scharf auf jedes Geräuch. Barthels hielt den Athem an sich.

„Wahrlich, hohe Zeit wars, daß ich aus dem engen Sarge ein Weilchen erlöst bin," sprach Jener jetzt, indem er die Glieder reckte; „ich glaubte schon, alle Knochen wären aus ihren Fugen gegangen, so wurde mein Gebein zusammengeschüttelt auf dem vermaledeiten Bauerkarren, der von den Pferden drei Stunden lang über Stock und Stein gezogen wurde. Jetzt ist's ordentlich Wollust, Arme und Beine nach Belieben ausspreizen zu können."

„Hättest es Dir auf dem Nachen immerhin bequemer machen können, zumal es schon stark dunkelte, als Du aufgeladen warst," meinte der Kronenwirth.

„Um von dem ersten Fischer, der uns begegnete, erkannt und verrathen zu werden?!" erwiederte Dietrich. „Danke schön; habe nicht Lust, mich noch einmal mit Euren Halseisen bekannt zu machen ... Als ich zum ersten Mäle gefangen ward, begnügten sich die hochweisen Herren, mich mit einer guten Tracht Peitschenhiebe in Gnaden zu entlassen; das andere Mal kam's schon besser: ich mußte einen halben Tag in dem eisernen Halsschmucke unter dem Kolke am Rathhause stehen und ward dann, nachdem

ich an allen Ecken den Staubbesen empfangen, von dem Büttel für ewige Zeiten aus städtischer Mark gebracht, und mir gedroht, mich zu henken, wenn ich wieder betroffen würde; und als dies auch richtig geschah, war ich dem Henker so gut als gewiß, wenn ich nicht Gelegenheit gefunden, mich aus dem Staube zu machen. Erwischen sie mich jetzt, so machen sie sicher nicht viel Federlesens mit mir und der Weg zum Galgen wäre bald zurückgelegt; drum muß ich große Vorsicht beobachten, zumal mich vom zweiten Male her Viele noch kennen müssen, obwohl fünfzehn Jahre drüber hingegangen sind; mein Angesicht ist gar zu leicht kenntlich."

„So sage mir, Mensch, was treibt Dich denn wieder hieher?" fragte der Kronenwirth ängstlich. „Ich wähnte nicht anders, als Du suchtest hier Zuflucht vor Verfolgungen, als Du mir insgeheim zu wissen gabst, daß Du meiner, in eine Lade als Linnen verpackt, in der Herberge bei Spandow wartetest, um Dich in mein Haus bringen zu lassen. Da ich erst seit zehn Jahren in Berlin ansäßig bin, konnte ich freilich nicht wissen, daß Du hier von früher her in gutem Andenken stehst, und drum wollte ich Dir als altem Freund gerne beispringen. Doch zu meinem Schrecken werde ich inne, daß ich mich getäuscht. Sprich, was hast Du vor?!..."

„Ereifere Dich nicht so, Brüderlein," entgegnete Dietrich höhnisch; „es könnte den stattlichen Bauch beeinträchtigen, den Du Dir zugelegt, seit Du ehrsamer Bürger dieser Stadt bist!... Und sorge wohl dafür, daß nichts von

meinem Besuche hier verlautet," setzte er drohend hinzu; „Du kennst Deine alten Freunde, und wenn es ihnen auch nicht so wohl geworden, als Dir, so weißt Du doch, daß sie Mittel genug in Händen haben, Untreue und Verrath zu züchtigen!"

„Wie magst Du nur denken, ich könne etwas Arges gegen Dich im Schilde führen," begütigte Trautmann seinen Gefährten. „Da sei Gott vor!... Aber ich muß doch immer wissen, was Du hier vollbringen willst, sonst könnte leicht meine Unwissenheit Dein Schade sein!"

„Es soll Dir nichts verborgen bleiben," erwiederte Dietrich. „Doch hier auf diesem Flecke ists zu gefährlich, mit Dir über mein Beginnen zu schwatzen; lege daher Deiner Neugierde Zaum an und warte, bis wir in Deinem Hause in verschlossenem Gemache unter vier Augen sitzen: dort sind wir sicherer."

„Mit Nichten!" entgegnete ihm Trautmann. „In meinem Hause giebt es kein Plätzchen, wo wir so ungestört sind, als eben hier; dort ist ein Getrubele bei Tag und Nacht und jeden Augenblick können Weib, Kind, Gesinde oder Gäste unberufene Lauscher werden, während uns hier keine Seele sieht oder hört. Drum zögere nicht länger, mir Auskunft zu geben."

„So mag Dein Begehr erfüllt werden," sprach Dietrich.

Nachdem der Stellmeiser noch einmal sorgfältig ausgelugt, begann er:

„Du mußt wissen, alter Freund, daß auch ich nach der Zeit, wo wir unser gemeinschaftli-

ches Geschäft aufgaben, nach etwas Höherem gestrebt habe; während aber bei Dir das Glück wollte, daß sich eine Wittwe Deiner annahm und Dich zum wohlhabenden, ehrsamen Bürger machte, mußte ich mich begnügen, unter die Dienstleute eines wackeren Ritters zu kommen. Damit ichs aber kurz mache: — der edle Herr von Itzenplitz, dessen Brot ich esse, hat sich mit dem Geschlecht Derer von Rochow, von Bassewitz und noch anderer edlen Herren verbunden, um noch in diesem Winter den guten Berliner Bürgern die Sorge für die Aufbewahrung ihrer gefüllten Seckel und Truhen abzunehmen. Dies Geschäft den Rittern zu erleichtern, bin ich hierher gesandt, und denke, dabei Deines brüderlichen Beistands gewiß zu sein..."

„Um Gott und aller Heiligen willen, Ihr führt was gegen Berlin im Schilde?!" rief, sich fast verdessend, der zum Tode erschreckte Kronenwirth. „Und ich soll auch bei dem wahnwitzigen Unternehmen meine Hand im Spiele haben?... Nimmermehr!... Habe mich in früheren Tagen genug der Gefahr ausgesetzt, und will nun mein Alter in Ruhe verbringen! ... Nein, thut, was Ihr wollt, aber mich laßt davon bleiben, denn wenns schief geht, seid Ihr auf und davon, während ich das Bad durch meine liegende Habe bezahlen muß... Noch einmal, auf den Meister Trautmann dürfen Deine Ritter bei diesem mißlichen Handel nicht zählen!"

„Nun, nun, alter Hasenfuß," sagte Dietrich lachend, „geberdest Dich schier, als wollte ich

Dich ans Messer liefern, während ich Dir doch nur ein gut Stück Geld zukommen lassen will! ... Deiner Beruhigung wegen magst Du nur von vorn herein wissen, daß nur von Dir verlangt wird, mich in Deinem Hause sicher zu verbergen und hin und wieder etwas Ungefährliches für mich zu verrichten, wie zum Beispiel Leute, mit Denen ich sprechen will, in Dein Gasthaus zu rufen, damit ich heimlich sehe, wie ihnen anzukommen ist ... Mag nun die Sache wohl oder übel ablaufen: Du bist alles Verdachtes ledig ... Abermals aber warne ich Dich vor Verrath; Du weißt —"

„Laß den ungerechten Argwohn fahren," unterbrach Trautmann den Drohenden; „war ich nicht zur Stelle bereit, als Dein Bote heut Morgen kam?! ... Ebenso werde ich auch, da ich es jetzt kennne, Dein Verlangen erfüllen, denn ich sehe, daß für mich keine Gefahr dabei ist ... Doch muß ich Dir sagen, Dietrich," fuhr er bedenklich fort, „daß mir um den Ausgang Eures Vorhabens bangt. Wie wollt Ihr es anfangen, unsere reichen Bürger zum Herausgeben ihrer Goldgülden zu nöthigen, da Ihr doch nicht so große Macht besitzt, um mit Euren Knechten die ganze Stadt zu bewältigen?"

Dietrich lachte höhnisch auf. — „Wenn erst der rothe Hahn von Dach zu Dach flattert, wird sich das Ding schon machen!" sagte er.

„Um Gott, Ihr werdet doch nicht so entsetzliches Unheil anrichten und die Stadt in Feuer aufgehen lassen?!" stammelte zitternd der Kronenwirth.

„Woher denn diese Angst um Andere, die ich in früheren Zeiten nie wahrgenommen?" spöttelte Dietrich. „Fürchtest Du, es werde auch über Dich hergehen, oder glaubst Du gar, wir werden das ganze Nest den Flammen preisgeben, um nachher mühsam aus dem Schutt zu graben, was wir suchen? Davor behüte uns Dieser und Jener! Wir zünden die Stadttheile an, wo das arme Volk wohnt und nichts zu holen ist, und dringen während des Schreckens und der Verwirrung in die Häuser, wo wir wissen, daß sichs der Mühe lohnt! . . . Welch reichliche Beute wird's da geben! Du magst Dich freuen, alter Fuchs; denn trotz Deiner müh- und gefahrlosen Arbeit wird dennoch ein Erkleckliches für Dich abfallen."

Die Augen des Kronenwirths erglänzten in heftiger Begehrlichkeit bei den letzten Worten seines Kumpans, die von einem derben Schlage auf seine breiten Schultern begleitet waren. Die Aussicht auf reichen Gewinn ließ ihn das Schreckliche der That vergessen, wenn auch seine Feigheit immer neue Bedenken heraufbeschwor, die noch beseitigt werden mußten.

„Das ist traun recht schön," hob er daher wieder an, wohlbedächtig das Haupt wiegend. „Wie aber wollt Ihr mit Eurer Sippschaft in die Stadt gelangen? . . . Bedenket wohl, daß der edle Rath eine stattliche Söldnerschaar in seinem Dienste hat, und leichtlich könntet Ihr statt der Goldgülden Euch blutige Schädel in Berlin holen, wenn nicht gar die kurfürstlichen Reisigen Euch das Spiel verderben . . ."

„Vor den Kurfürstlichen sind wir gewiß sicher!" lachte Dietrich; „Herr Otto hat vollauf zu thun, um für sich zu sorgen, als daß er sich um seine guten Bürger bekümmern könnte, und ist übrigens ganz froh, wenn wir ihn nur in Ruhe lassen . . . Doch um auf die Stadtsöldner zu kommen — meinst Du, daß die einen Strauß mit uns bestehen könnten?"

„Ganz sicherlich," behauptete Trautmann. „Derbe Bursche sind's, mein Seel; ganz so, wie man sie in jetzigen unruhigen Zeiten braucht, wo der Bürger hinter Mauern und Thürmen in seinem wohlerworbenen Eigenthume nicht sicher ist . . ."

„Schwatzest ja da recht spießbürgerlich!" spöttelte Dietrich. „Fürchtest Dich wohl auch vor den Stellmeisern — wie? . . . Würdest es gewiß lieber sehen, ich säße im Thurm etliche Klafter unter der Erde, als in Deinem Hause, was Du Dein wohlerworbenes Eigenthum nennst . . .

„Wie magst Du gleich so Arges von Deinem alten Freunde denken!" sagte Trautmann. „Ists denn nicht meine Pflicht, Euch vor Gefahr zu warnen? . . . Besser, vorher bedacht, als später bereut . . ."

„Ja, ja, ich kenne Dein Hasenherz von früher her," beruhigte Dietrich den Aengstlichen; „wo Etwas gewagt werden mußte, da warst Du niemals bei. Deine Furchtsamkeit wäre aber wahrlich im Stande, uns Alles zu verderben, ohne daß es gerade Dein Wille wäre, wenn

ich sie Dir nicht benehmen könnte; drum sollst Du gleich hören, wie fein Alles eingefädelt ist, um Deine Eisenfresser von Stadtsöldnern für uns unschädlich zu machen und uns so des Gelingens zu versichern. Wir haben so wenig Lust, als Du, blind in unser Verderben hineinzurennen."

Nachdem Dietrich nochmals aufmerksam in die Nacht hinaus gelugt hatte, ob sich kein unberufener Lauscher in der Nähe befinde, wandte er sich an den gespannt auf seine Rede wartenden Kronenwirth mit der Frage:

„Kennst Du den Sohn des Thurmwarts von St. Marien? Valentin Sträuber glaube ich, nennt er sich ..."

„Ei freilich kenne ich den," versetzte Trautmann. „Der Alte erhielt das Amt gerade zu der Zeit, als ich meine Trude zum Weibe nahm; und von da ab kenne ich den Valentin und habe ihn aufwachsen sehen. Was ists mit ihm?"

„Ist der Bursche nicht unter den Stadtsöldnern?" fragte Dietrich weiter.

„Allerdings, und zwar ist er heut Rottmeister worden, wie ich am Mittag vernommen," berichtete der Kronenwirth.

„Ei, besser kann sichs ja gar nicht treffen!" frohlockte der Stellmeiser. „jetzt ist das Gelingen gewiß! ... Du mußt nur wissen," wandte er sich zu seinem Gefährten, „daß wir auf Diesen am meisten gerechnet haben, denn wenn durch den rothen Hahn Alles in Schrecken gesetzt ist, soll er uns die Thore öffnen und die Stadtsöldner vom Leibe halten. Als Rottmeister wird

ihm dies ein Kleines sein. Siehst Du nun ein, daß wir gewonnen Spiel haben?" . . .

„Das wäre Alles nicht übel," entgegnete Trautmann, „wenn Ihr Euch nicht so gewaltig in der Person dessen, der Euch dienen soll, geirrt hättet; denn was den Valentin anbetrifft, da muß ich Euch sagen, daß ich ihn besser kenne, als Ihr. Er ist die Rechtlichkeit selber, und würde gewiß lieber Hungers sterben, als Euer Spießgeselle werden. Schwören will ich drauf, daß sein Sarras zwischen Deinen Rippen sitzt, ehe Du Deine Zumuthung ganz ausgesprochen; denn was Ehre und guten Namen anlangt, so ist er hierin gewaltig kitzlich. Nein, nein, den laß aus dem Spiele, wenn Dir Dein Kopf lieb ist; er würde wahrlich nicht viel Federlesens machen! . . ."

Dietrich stemmte beide Arme in die Seite und blickte den ängstlichen Warner voll spöttischen Mitleids an. „Du bildest Dir wahrhaftig ein, Meister Kronenwirth, in Deinem dicken Kopfe allein habe die Klugheit ihren Sitz aufgeschlagen," sagte er; „doch glaube mir, es giebt noch Leute, die mehr verstehen, als sich einen Speckwanst heranzufressen. Du magst den edlen Herren draußen getrost zutrauen, daß sie wußten, was sie thaten, als sie auf die Beihülfe des Valentin Sträuber rechneten. Ich sage Dir: nur ein Wort raune ich dem Burschen ins Ohr, und er ist unser, darauf verlaß Dich. Was das Gold nicht bei ihm vermag, thut sicher die Begierde, sich und seinen Vater für angethanen Schimpf zu rächen . . . Doch still — ich höre

Tritte — es kommt Jemand!" unterbrach er sich plötzlich, den Dolch fester fassend.

„So ist's," erwiederte Trautmann leise; „doch höre ich an der Schwere der Tritte, daß es mein Knecht ist. Schnell hinein in die Lade!..."

Dietrich folgte dieser Aufforderung ungesäumt. Der Kronenwirth ließ leise den Deckel hinab, und rief dann laut:

„Kommst Du endlich, Kurt?"

„Wo seid Ihr denn, Herr Trautmann?" fragte dieser, stolpernd näher kommend. „Stockfinster ist's, daß man nicht die Hand vor den Augen sieht." —

Beide hoben jetzt die Lade sammt ihrem Inhalt aus dem Nachen und verließen mit ihr das Flußufer. —

Erst als der Schall ihrer Tritte seit geraumer Zeit in der anstoßenden Gasse verhallt war, wagte Barthels aus seinem Versteck zu kriechen. Kein Wort war ihm von dem ganzen Zwiegegespräch entgangen, und das Gehörte hatte ihn theils mit Schrecken, theils mit gewisser Freude erfüllt; tausend Gedanken kreuzten sich in seinem Kopfe und machten ihn unfähig, einen Entschluß zu fassen. „Nur gut, daß sie Dich nicht entdeckt haben, denn übel wäre Dir's Lauschen bekommen!" sagte er endlich, mit diesem Stoßseufzer den noch immer auf seiner Seele lagernden Schrecken abwälzend. „Es war eine Viertelstunde der Angst, wie ich sie mein Lebtage nicht ausgestanden habe, denn gefackelt hätten die Beiden nicht, hätten sie mich betroffen...

Aber dennoch ist die Entdeckung eine Tonne Goldes werth! ..."

„Besseres konnte nicht für meine Wünsche kommen;" fuhr er nach kurzem Sinnen mit innerem Frohlocken fort. „Jetzt bist Du vollends in meinen Händen, Jungfer Sträuber, da ich weiß, daß Dein sauberer Herr Bruder, der so stolz und ehrbar thut, ein Spießgeselle der adligen Buschklepper ist. Mein mußt Du jetzt werden, mein, sage ich, ob ich Dir auch noch so sehr zuwider bin! Nur gemach, Du wirst, meinen Antrag nicht zum zweiten Male so spitzfindig abweisen, sondern Gott danken wenn —"

„Doch weshalb verbringe ich hier die Zeit mit unnützem Grübeln?!" unterbrach er sich selbst. „Auf zum Bürgermeister mit der wichtigen Kunde! ..."

Hastig machte er sich auf den Weg. Doch hatte er kaum den Gang am Tuchmachergarten erreicht, als sein Schritt schon langsamer ward; bald darauf blieb er unschlüssig stehen: ein neuer, inhaltsschwerer Gedanke schien ihn erfaßt zu haben, er rieb sich mit der Hand die Stirn, als wolle er die ganze Kraft seines Gehirns erwecken.

„Ja, so ist's recht!" sprach er nach kurzer Zeit wieder für sich, während seine Augen in boshafter Freude funkelten. „Narr, der ich gewesen wäre, wenn ich gleich Anzeige von der Geschichte gemacht hätte! ... Mehr soll mir diese Stunde einbringen, als den Dank der Spießbürger und den Besitz eines Weibes, das

mir doch schon ohnedies sicher ist . . . Aber gewinnen muß ich das Mädel zuvor; drum muß vollbracht werden, weswegen ich eigentlich hierher kam."

Er schritt wieder zurück zu der Stelle, welche er vor wenig Secunden verlassen hatte, und begann aufs Neue die Untersuchung an der Gartenmauer. Fast zu gleicher Zeit erhob sich der Mond über den Horizont, und wenngleich ein dichter Wolkenschleier ihn umhüllte, so sandte er doch ein mattes Dämmerlicht hernieder, welches Barthels bei seinem Suchen sehr zu Statten kam. Er fand einen losen Stein in dem Mauerwerk, nahm diesen heraus, drückte auf eine in der entstandenen Höhlung verborgen liegende Feder, und alsbald öffnete sich ohne das geringste Geräusch eine schmale Pforte in der Mauer, die durch künstliche Mörtelbekleidung von außen wie von innen jedem uneingeweihten Blick entzogen ward. Barthels trat in einen ziemlich geräumigen, mit Bäumen und Hecken beflanzten Garten, an dessen entgegengesetzter Seite ein Wohnhaus stand, welches zur Heiligengeiststraße gehörte. Ein dunkler Baumgang führte von der geheimen Pforte bis zu einem kleinen freien Platze, der, eine Art Hof bildend, den Garten von dem Hause trennte. Zur Rechten wie zur Linken des Baumganges befanden sich einige Lauben von Immergrün.

„In einer dieser Lauben werde ich mich verbergen, bis sie ihren Buhlen durch das Pförtlein entlassen hat," sprach Barthels jetzt für sich. „Wenn sie ihre Unzucht verrathen sieht, wird

sie nicht ferner mit ihrer Einwilligung zögern. Möchten sie nur bald aufhören zu kosen, denn die scharfe Nachtluft geht mir schon jetzt durch Mark und Bein."

Es schien, als sollte sein Wunsch zur Stelle erfüllt werden, denn eben öffnete sich eine Hinterpforte des Hauses und ein junger Mann trat an der Hand eines Mädchens auf den freien Platz. Barthels zog sich in das Dunkel einer jener Lauben zurück.

Das Aeußere des jungen Mannes, seine prächtige, goldbesetzte Kleidung, das mit Reiherfedern besetzte Barett, ließen einen gar vornehmen und reichen Junker in ihm erkennen, während das einfache, grobe Mieder des Mädchens dasselbe als schlichte Magd bezeichnete. Beide schritten schweigend dem Baumgange zu.

Das Antlitz des jungen Mannes war bleich; in seinen schwarzen Augen loderte ein düsteres Feuer, und der fast wilde Ausdruck, welcher in seinen Zügen lag, wurde noch erhöht durch die schwarzen Locken, welche unter dem Barett hervor ihm verworren über die Stirn fielen. Seine linke Hand hielt krampfhaft den Griff des an seiner Seite hängenden Schwertes umfaßt, während er mit der rechten das Mädchen leitete. Ueber den linken Arm hatte er einen Regenmantel geschlagen.

„Beharrst Du jetzt auch noch bei Deinem Entschlusse, Anna?" fragte er, als Beide den Baumgang zur Hälfte durchwandert hatten, und ein leichtes Zittern seiner Stimme war dabei sehr wohl zu bemerken; „soll wirklich das einzige

Glück meines Lebens durch Deinen Eigensinn zertreten werden?!"

„Sprich nicht so, Geliebter!" erwiederte das Mädchen, den thränenfeuchten Blick flehend zu ihm erhebend. „Was ich will, ist ja nur Dein Glück! den innern Frieden, der durch mich bedroht, will ich Dir erhalten; ach, ist dies Geschenk doch das einzige, das meine Liebe Dir zu weihen vermag!"

„Liebe!! Mädchen, hast Du je die Liebe gekannt?!" sprach der junge Mann bitter. „Nimmer! Denn hättest Du je geliebt, so fühltest Du gleich mir die Unmöglichkeit Deines Verlangens. Nur ein flüchtiges Wohlgefallen war's, das Dich zu mir hinzog; es ist verflogen, und gleichgültig schickst Du mich von Dir!"

„Otto!" sprach Anna leise und bebend, aber keine Rede der Welt konnte besser den unendlichen Schmerz der Armen bezeichnen, als der Ton, in welchem sie dies eine Wort aussprach, und der ihrem Begleiter bis in das Innerste seines Herzens schnitt.

„Verzeihe mir, Geliebte, wenn mein heißer Schmerz mich ungerecht und hart gegen Dich werden ließ!" bat er mit weicher Stimme. „Ich weiß ja, wie sehr Du mich liebst, mich noch immer liebst, ungeachtet ich Dir Unerfahrenen, die mir in unbegrenztem Vertrauen anhing, in unbewachter Stunde freventlich das Heiligste geraubt! . . . Das ist's ja aber eben, was ich nicht zu fassen vermag," fuhr er wieder düsterer fort; „jetzt, wo Du meiner am Nothwendigsten bedarfst, wo Du um Deines

höchsten Eigenthums, Deiner Ehre willen, Dich an mich anklammern müßtest, wie der Ertrinkende an das rettende Seil, wo eine heilige Pflicht, die heiligste Pflicht des Weibes, Dir gebietet, Dem, was sich unter Deinem Herzen regt, den natürlichen Schützer und Fürsorger zu erhalten: jetzt stößt Du mich hinweg von Dir... Anna, ich begreife Dich nicht!"

„Du wirst dies können, Geliebter, wenn Du meinen Worten Gehör schenken wolltest," erwiederte Anna, sich zwingend, ruhig zu erscheinen. „Sage mir dies zu, Otto; ich bitte Dich inständig darum."

„So sprich denn, Mädchen!" entgegnete Otto finster.

„Ich muß mit dem Augenblicke beginnen, Geliebter," begann Anna, „wo sich unsere Liebe entspann. Als Du mich mit eigener Lebensgefahr den Händen jener rohen Trunkenbolde entrissen, geleitetest Du mich nach diesem Hause, wo ich erst kurze Zeit vorher von der edlen Besitzerin als Magd aufgenommen war. Bis dahin war ich selten auf die Gasse gekommen, und konnte daher nicht wissen, wer Du warst, denn Du trugst eine einfache Kleidung. Dein edles Benehmen bei jenem nächtlichen Strauß, Dein Zorn gegen die Buben, die ein schwaches Mädches anzufallen sich nicht gescheut, der Muth, den Du als mein Schützer bewiesest: dies Alles stimmte so herrlich überein mit der Vorstellung, die ich mir in meinen kindlichen Träumen von einem rechten Manne gemacht, daß Dein Bild, nachdem Du mich verlassen, unwandelbar vor

meiner Seele stand; ja es drängte sich zwischen mich und die heilige Jungfrau, der ich für die durch Dich vollbrachte Rettung danken wollte... Ich sahe Dich wieder in der Kirche, wie Du, hinter einem Pfeiler verborgen stehend, vor dem Allmächtigen Dich demüthigtest. Mit meiner Andacht war's vorbei; schien's mir doch, als wolltest Du verhüten, daß man Dich an diesem heiligen Orte gewahre, und doch sahe ich wohl die Thräne, die Deine trotzigen Züge so unendlich verschönerte. Auch ich ward von Dir bemerkt beim Austritt aus dem Gotteshause, und Dein freundlich grüßender Blick that meinem Herzen, das, wie ich wähnte, von Dankbarkeit gegen Dich erfüllt war, so unendlich wohl..."

Von innerer Bewegung übermannt, vermochte das Mädchen nicht weiter zu sprechen. Mit schmerzlich süßem Gefühle preßte Otto die Geliebte an sich. Erst nach einer Weile ward Anna ihrer Bewegung Herr und fuhr fort:

„Es fügte sich jetzt, daß wir uns häufiger trafen; ward ich zur Bleiche auf die Wiese gesandt, so warst Du gewiß nicht fern. Eines Tages erfaßtest Du zum ersten Male meine Hand, sprachest mir von Deiner Liebe, und batest um die meinige. O Gott, mein Herz gehörte Dir ja schon vom ersten Augenblicke an, wo ich Dich sahe; ich liebte Dich ja mehr als irgend Jemand, mehr als meine verstorbene Mutter, mehr als den Vater und den Bruder, ja, mehr als Gott den Herrn und die gebenedeite Jungfrau! Das war eine große Sünde, Otto, und die mußte gestraft werden!... Wie weder vorher,

so fragte ich auch jetzt nicht darnach, wer Du seist; Du selbst schwiegst darüber, und ich liebte Dich ja zu sehr, um Dir nicht in allen Stücken zu vertrauen... Meine gütige Herrin erkrankte, und ich mußte das Haus hüten, beständig zu ihrer Pflege zur Hand zu sein; da batest Du mich, Dir Abends in der Dämmerung den Zutritt zu gestatten, da Du ja nicht leben könntest, ohne mich zu sehen. Dir eine Bitte zu verweigern, war unmöglich: ich lehrte Dich das Geheimniß der Gartenpforte kennen, und diese Lauben zu unsern Seiten waren Zeugen des reinsten und schönsten Glückes . . . Da kam jene unselige Stunde — und mit ihrem Entfliehen schwand mein Glück, mein Hoffen für immer! . ."

Schluchzen unterbrach Anna's Worte; sie barg ihr Antlitz an Otto's Brust, und dieser drückte die Geliebte an das sich selbst anklagende Herz, als wolle er sie nimmer lassen. Doch bald hatte sich Anna wieder gefaßt.

„Du, mein Otto, trägst nicht die Schuld davon," fuhr sie, indem sie ihn mit einem Blicke unendlicher Liebe zu trösten suchte, fort. „Dein edler Sinn verleugnete sich keinen Augenblick, als der Rausch verflogen und Du die Folgen des Geschehenen überdachtest. „Du bist jetzt vor Gott mein Weib, Anna!" sprachst Du zu mir; „in kurzer Zeit sollst Du es auch vor den Menschen sein, das Ehegemahl Otto's von Lindstädt!"... Starres Entsetzten fesselte bei Anhörung dieser Worte meine Zunge; Du hieltest mein Schweigen für freudiges Staunen, und erneuertest die Gelübde Deiner unverbrüchlichen Liebe und Treue,

während mein Herz sich unter den wildesten Schmerzenszuckungen wand . . . Laß mich ausreden, Otto, wie Du mir zugesagt . . . Jetzt ward mir die fürchterliche Gewißheit, daß mich statt des geträumten Glückes ein Dasein des Elends, Kummers und der Schande erwartete, denn nie — glaube es mir, Otto — nie kann ich die Gattin eines Lindstädt werden — nie — nie! . . . Schon schwebte dies Wort auf meinen Lippen, als ich plötzlich einen frevelnden Entschluß faßte, wozu mich meine gotteslästerliche Verzweiflung trieb. „Gehst Du denn unabwendbar der zeitigen und ewigen Verdammniß entgegen," so rief ich mir selbst zu, „wohlan, so leere wenigstens den schon gekosteten Wonnebecher des Glückes bis zur Neige, und dann erst laß das schwarze Verhängniß über Dich walten! . . . Darum verschwieg ich Dir, was in mir vorging, darum wollte ich Deine Liebe genießen bis zu dem Tage, an welchem alle Welt mein Verbrechen und meine Schande erfahren mußte; darum wies ich den letzten Rettungsweg von mir, der sich mir in dem Heirathsantrag eines Menschen bot, den ich zwar seiner Laster wegen verachte, der aber doch die mich erwartende Schmach und Schande von mir genommen, und den mich sicher treffenden Vaterfluch abgewandt hätte . . . Aber der gerechte Gott wollte nicht, daß meine Absicht erreicht werden sollte. Noch durfte ich hoffen, wochenlang im Besitze dieses Liebesglücks zu bleiben: — da erschien plötzlich der Vetter Deines Vaters mit seiner schönen Tochter Agnes, und zugleich erfuhr ich von den Leuten, was der

Zweck ihres Herkommens sei... Ich sahe Agnes, die Dir von dem Vater bestimmte Braut, und — dem Allgütigen sei Dank — noch war ich nicht so ganz verworfen, mein Gewissen erwachte. „Elende," rief es mit Donnerstimme," willst Du dem Manne, der Dich liebt, der es so gut mit Dir meint, den einzigen Pfad zum Glücke versperren, da Du ihn nie glücklich machen kannst?!" Das Gewissen und Gottes Gnade siegten, keinen Augenblick, das gelobte ich mir heilig, wollte ich länger zwischen Dir und jener Herrlichen stehen, die den Besitz eines edlen Mannes so sehr verdient... Was verlor ich denn auch so Großes; wenige Wochen noch, und mein der Hölle entliehenes Glück hätte ja doch ein schmähliches Ende erreicht, denn dann muß ja aller Welt offenbar werden, was außer Gott und uns Niemand auf Erden ahnen konnte!!...

„Begreifst Du jetzt, Otto, mein Verlangen, daß Du nicht ferner mein gedenken sollst?" fragte sie nach kurzem, schmerzlichen Schweigen den Geliebten.

Dieser war mächtig erschüttert von dem Seelenzustande des Mädchens, den er nie geahnt hatte, selbst gestern noch nicht.

„Anna, Geliebte meines Herzens," begann er mit vor Schmerz fast erstickter Stimme, „wahrlich, ich weiß nicht, was ich Deinen Worten entgegnen soll! . . . Du klagst nur Dich als Urheberin Deines Unglücks an, und doch geht jedes Deiner Worte wie ein zweischneidiges Schwert durch meine Seele, da ich es war, der den Frieden, die Unschuld Deines Herzens ver-

nichtete, und in Dein kindliches Gemüth das Gift der Hölle legte, daß es den Himmel Deines Glückes daraus vertreibe!... O, warum verschwieg ich Dir so sorgfältig meinen Namen! Ich Elender wollte Dich erst prüfen, ob Du, Reine, würdig seist, meine Gattin zu werden!... Mädchen, Du bist eine Heilige; Du, die sich für die Verworfenste ihres Geschlechts hält, Du bist die edelste unter ihm, denn — jetzt sehe ich es ein — Deine Liebe ist eine göttliche, sie ist frei von allen irdischen Schlacken, frei von Eigennutz und Selbstsucht, sie ist so rein, wie sie vom Schöpfer selbst ausgeströmt!... Aber darum eben muß ich Dich ja besitzen; Du warst der Leitstern, der mir in der dunklen Nacht meines Lebens erschien, der mich führen sollte zu dem Glücke, das ja dem Aermsten zu Theil wird, mir aber vom Geschick versagt ward: zu dem Besitze eines Herzens, an dem ich das herbe Leid meines Lebens — bisher von Niemand geahnt — ausschütten kann in verschwiegener Stunde! Du warst der Leitstern, ohne den ich vielleicht schon untergegangen wäre auf der Bahn des Lasters, auf die mich ein ungerecht Geschick geschleudert, und dessen ich auch ferner so sehr bedarf; — siehe, darum mußt Du die Meine werden, Du mußt es!"...

„Nie und nimmer!" schluchzte Anna, und heiße Thränen bitteren Schmerzes benetzten Otto's Hände.

„Du hast mir noch nicht gesagt, Anna," fuhr Otto nach kurzer Pause fort, „worin die Unmöglichkeit, Dich zu besitzen, besteht... Fürch-

test Du, mein Vater werde seine Einwilligung versagen, weil Du nicht ritterlichen Stammes bist, so wisse" — und jetzt klang seine Stimme dumpf und hohl — „so wisse, daß es in meinem Belieben steht, sein Jawort noch heute zu erlangen, da es in meine Macht gegeben ist, ihn zu zwingen; — meinst Du aber, ich sei noch der Raufbold, der Zechbruder und ausschweifende Wildfang, als welchen mich Dir das Gerücht geschildert haben muß, ehe Du mich kanntest, so weißt Du ja selbst, Anna, daß ein Lamm nicht folgsamer sein kann, als ich Dir, ist es mir nur vergönnt, den geringsten Deiner Wünsche zu errathen; die Liebe würde einen Heiligen aus mir machen! . . . Was ist es also, das unsere Herzen auf ewig trennen soll? Sprich, Geliebte!"

„Es ist meines Vaters Fluch, der mich verfolgen würde hier zeitig und dort ewiglich," versetzte Anna mit gepreßter Stimme. „Der Fluch meines Vaters, Otto, würde Kinder und Kindeskinder treffen, er würde den Unschuldigen ein Uebermaß des Jammers und des Elends hinterlassen — und dieser Fluch trifft mich sicherlich, Otto; er trifft Dich und unsere Kinder und Kindeskinder mit, sobald er die Kunde erhält, daß ein Lindstädt es ist, dem mein Herz gehört! . . ."

Mit steigendem Erstaunen vernahm Otto diese Worte. „Was sagst Du da, Anna?!" rief er verwundert aus; der arme Thurmwart würde nicht zugeben, daß sich seine Tochter mit Einem aus den edelsten und reichsten Geschlechtern der Mark, ja des Reiches, verbindet?! . . ."

„Dringe nicht weiter in mich, Geliebter!“ bat Anna hastig. „Gewiß habe ich schon zu viel gesagt und durch den Bruch eines heiligen Gelübdes einen neuen Frevel begangen!... Bei Deiner Liebe, Otto, beschwöre ich Dich, frage nicht weiter!...“

In ihrer Stimme lag der Ausdruck einer so gewaltigen Angst, und das Flehen ihres Blickes war so rührend und unwiderstehlich, daß sich Otto überwunden fühlte, denn etwas Entsetzliches mußte zwischen ihr und ihm vorhanden sein, das sahe er jetzt wohl ein. Aber mit dieser Gewißheit durchzuckte auch ein wilder Schmerz seine Brust und drohte seine Manneskraft zu brechen. Nur mit Mühe gewann er es über sich, nicht in lauten Jammer der Verzweiflung auszubrechen, und erst nach einer geraumen Zeit besaß er Fassung genug zu der Frage:

„Und was bleibt Dir nun übrig, Anna?“

„Entsagen — und dulden!“ erwiederte das Mädchen in frommer, rührender Ergebung.

„Bedenkst Du aber nicht die Folgen dieser Entsagung?“ fuhr Otto fort. „Der Fluch Deines Vaters wird nicht ausbleiben, wenn er den Namen Deines Verführers hört; er wird Dich und Dein Kind treffen, während Du zu diesem noch Schande, Schmach und den Hohn der Leute zu tragen hast... Anna, Kopf und Brust droht mir zu zerspringen, wenn ich daran gedenke...“

„Deswegen beruhige Dich, Geliebter!“ entgegnete Anna, durch Thränen lachend. „Kein Mensch wird den Namen des Mannes erfah-

ren, den ich so unendlich liebe, also auch mein Vater nicht . . . Er wird mich von sich stoßen, da ich ihn entehrt — aber wenn ich mein Vergehen gesühnt, wird er mich und mein Kind aufnehmen in sein väterlich Herz, deß bin ich gewiß. Und was kann mir der Spott und Hohn der Leute? bin ich doch ausgesöhnt mit meinem Gotte. Und meinst Du, daß mir alle Freude versagt werde?! O nein, Otto; ich werde deren noch reichlich genießen können; darf ich mich doch Deines Glückes mit Agnes freuen, ja, darf ich Dich doch ferner noch lieben! Und das Wesen, das unter meinem Herzen ruht, wird es nicht eine unerschöpfliche Quelle der Freude für mich werden, wenn ich erst für dasselbe zu sorgen und zu schaffen habe? . . . Ist die schwere Trennungsstunde vorüber," fuhr sie nach kurzer Unterbrechung fort, „dann sorge nicht für mich, mein Freund; wisse, ich gehe zu guten Leuten, wenngleich Du nie erfahren wirst, wo ich bin, bis einst —"

Die Stimme versagte ihr. Ueberwältigt von ihren Gefühlen, warf sie sich noch einmal an des Geliebten Brust, ihren heißen Schmerz in lindernden Thränen zu kühlen.

„Laß uns jetzt scheiden, Otto," sprach sie endlich, ihre Thränen trocknend. „Der Abschied wird schwerer, je länger er verzögert wird."

„Ich folge jetzt Deinem Willen, Geliebte, weil ich Deinen Bitten nicht zu widerstehen vermag," erwiederte Otto mit gepreßter Stimme. „Doch Eins wollest Du mir noch gewähren: laß mich nicht ohne alle Hoffnung von Dir

scheiden . . . Giebt es irgend eine Möglichkeit in der Welt — und es muß eine solche geben — dennoch Deinen Besitz zu erringen: o so nenne mir die Bedingung, unter welcher diese Möglichkeit erreicht werden kann! Ich will kämpfen und ringen ohne Rast und Ruhe, bis ich am Ziele bin. Sprich, Geliebte, kannst Du mir auch diesen Trost versagen? . . ."

Anna versank in tiefes Sinnen. Mit einer Spannung, die nur der des Verbrechers gleichkommt, wenn er den Richterspruch über Tod und Leben empfangen soll, hing Otto's Blick an ihren Lippen.

„Wenn der Thürmer von St. Marien und der kurfürstliche Rentmeister Edler von Lindstädt an einem Tische das Brot mitsammen brechen, aus einem Becher trinken und Einer des Andern Hand drückt — dann kann ich vor Gott und Menschen Dein Weib werden!" lispelte sie endlich.

„O, habe Dank, Geliebte, für diesen Trost!" rief Otto freudig. „Ist Deine Forderung auch seltsam, so ist sie meines Bedünkens doch nicht allzuschwer zu erfüllen. Ich bin gewiß, daß bald uns der Seegen des Priesters vereint."

Anna lächelte in dankbarer Freude, da sie den geliebten Mann getröstet sahe; aber in ihr Herz zog kein Strahl der Hoffnung ein.

„Eins nur habe ich dabei zu bedingen," sagte sie; „keiner der beiden Männer darf von dieser Verabredung ein Wörtlein erfahren."

„Auch das gelobe ich Dir!" betheuerte Otto.

Anna mahnte von Neuem zur Trennung,

doch schwer ward es dem jungen Manne, sich von der so heiß Geliebten loszureißen. Doch endlich mußte geschieden werden.

„Und hast Du gar keinen Wunsch mehr in Deinem Herzen, dessen Erfüllung Dir Freude bereiten könnte?“ fragte er nochmals, als Anna alle Anerbietungen seiner Unterstützung ausgeschlagen hatte.

Sie kämpfte einige Augenblicke mit sich selbst. „Wenn Du einst hören solltest, Otto,“ sprach sie dann zögernd, „daß ich nicht mehr bin, o, so denke daran, daß Dein Kind ganz verwais't ist, und nimm Dich seiner an. Mein Mutterherz wird Dich dafür segnen! ... Du versprichst mir dies, Otto? ...“

Krampfhaft preßte er die Geliebte an sich, als wolle er verhindern, daß dieser Fall je eintreten könne. Dann aber, als er ihren auf sich gerichteten fragenden Blick gewahrte, legte er die linke Hand betheuernd aufs Herz, während er die rechte zum Schwure gen Himmel erhob, wo in diesem Augenblick der Mond durch das umdüsternde Gewölk brach und durch seinen sanften Lichtstrahl Trost und Hoffnung in ihre Herzen ergießen zu wollen schien.

Endlich hatte Otto den letzten Scheidekuß auf Anna's Lippen gedrückt. Jetzt hüllte er sich wieder in den Regenmantel, zog das Barett tief ins Gesicht und verließ schnellen Schrittes durch das geheime Pförtchen den Garten. Als Anna seine Gestalt nicht mehr gewahren konnte, schlich auch sie sich auf ihr Kämmerlein, wo sie den an diesem Abende oft zurückgehaltenen Thränen

freien Lauf ließ. Jetzt erst, da es wirklich geschehen war, bemächtigte sich ihrer die ganze Herbe und Bitterkeit des Entsagungsschmerzes, und selbst die inbrünstigsten Gebete zur heiligen Jungfrau vermochten diesmal nicht, sie aufzurichten. Der neue Morgen fand sie noch wach auf thränenfeuchtem Lager. —

Als Otto wieder das Haus seines Vaters betrat, war der Jubel des Festes bereits verstummt. Die Diener waren mit Aufräumen der Prachtgemächer beschäftigt, und so gelangte er unbehindert in sein Schlafgemach.

Hier ging er noch eine geraume Zeit mit großen Schritten auf und ab; sein Kopf brannte ihm wie im Fieber, und aus den dunklen Augen blitzte bisweilen ein wildes, fast grauenhaftes Feuer. Endlich legte er die glühende Stirn an die kalten Fensterscheiben und blickte gedankenvoll nach dem in einem andern Flügel des Gebäudes gelegenen Gemache seines Vaters, in welchem man ebenfalls noch Licht bemerkte. Als er sich nach geraumer Zeit wieder umwandte, war er sehr bleich, aber seine Züge trugen den Ausdruck einer kalten Entschlossenheit.

Er trat in die Mitte des Gemaches, hob hier ein Stück Getäfel des Fußbodens mit leichter Mühe empor und nahm aus dem jetzt sichtbar werdenden Raume ein in Linnenzeug eingeschlagenes, durch Bindfaden wohl verwahrtes Päckchen. Dieses öffnete er ebenfalls, nahm einige durch die Zeit vergilbte Pergamente aus demselben und las diese aufmerksam am Tische

durch. Ein tiefer Schmerz sprach bei dem Lesen aus seinen Zügen, doch als er damit fertig war, verschwand auch dieser wieder und machte dem Ausdruck fester Entschlossenheit Platz.

„Morgen mit dem Frühesten muß es sich also entscheiden!" sprach er für sich, nachdem er die Pergamente in sein Wamms gesteckt hatte. „Wohlan denn, die wichtige Stunde wird mich bereitet finden." — —

Kurze Zeit nach dem Scheiden der Liebenden hatte sich auch Barthels aus seinem Versteck hervorgemacht. Seine ursprüngliche Absicht, die ihn hierhergeführt, schien er aufgegeben oder geändert zu haben, denn auch er verließ ungesäumt den Garten. Doch was er auch vorhaben mochte: Gutes war es sicherlich nicht, nur für Bubenstücke hatte seine lasterhafte Seele Raum.

2.

Der Rottmeister Valentin Sträuber hatte, nachdem sich Barthels von ihm getrennt, den Neuen Markt bereits erreicht, als er hinter sich seinen Namen rufen hörte, und zugleich inne ward, daß Jemand mit schnellen Schritten ihn einzuholen suche. Er wandte sich um, den Kommenden zu erwarten. Es war ein Stadtsöldner.

„Verzeiht, Herr Rottmeister," redete dieser ihn an, „daß ich zu so später Stunde Euren Namen durch die Gassen rufe, als wäret Ihr noch ein gewöhnlicher Stadtsöldner, und nicht heute Rottmeister worden. Aber ich hatt's gut mit Euch im Sinne, wollte Euch nicht erst die

hohen Thurmtreppen zur Wohnung Eures Vaters hinansteigen lassen, und dachte: es wird nichts schaden, wenn Du seinen Namen rufst; darf er sich doch hören lassen. Also nichts für ungut, Herr Rottmeister!"

„Welche Ursache führt Dich aber zu mir, Mengler?" fragte Valentin, lächelnd über die Ehrerbietung, die er seinem bisherigen Kameraden plötzlich eingeflößt hatte.

„Der gestrenge Herr Bürgermeister läßt Euch zu sich bescheiden," antwortete der Stadtsöldner. „Ihr möchtet stehenden Fußes zu ihm kommen."

„Wie mag das zugehen?" fragte Valentin erstaunt, indem er sich zum Umkehren anschickte. „Es ist bereits spät und die Reihe der Nachtwacht ist erst in einigen Tagen an mir."

„Darüber vermag ich keine Auskunft zu geben, Herr Rottmeister," erwiederte Mengler. „Der gestrenge Herr befahl mir nur, Euch nachzulaufen und zurück zu holen... Doch entschuldiget, Ihr wollt den Weg zum Hause des Herrn Bürgermeisters einschlagen, während der Gestrenge Euch beim Rentmeister erwartet."

Ueber Valentins Züge flog ein düsterer Schatten bei diesem Bescheide, doch folgte er schweigend seinem Begleiter. Dieser fuhr im Gehen geschwätzig fort:

„Es war nämlich so: ich und zwei andere Söldner mußten, wie Ihr wißt, heute Abend vor dem Hause des Rentmeisters schildern, um das neugierige Volk abzuhalten, sich zu nahe an die Herrschaften zu drängen, die als geladene Gäste in das Haus gingen. Zu diesen

gehörte auch unser gestrenge Herr von Berlin; ob der drüben von Kölln auch mit bei war, weiß ich nicht, geht mich auch eigentlich nichts an, aber er wird wohl nicht mit bei gewesen sein, habe auch sonst keinen Köllner Bürger dort gesehen; schadet aber auch gar nichts, hätte doch nur wieder zerschlagene Sessel und Geschirr und blutige Köpfe gesetzt, und Unsereins hat denn immer die meisten Plackereien davon. Also kurz und gut: unser Gestrenger war bei dem Bankett. Als nun alle Geladenen versammelt waren, ließ man uns ins Haus treten und gab uns zu essen und zu trinken, daß es eine Lust war. Herrlicher Wein, Herr Rottmeister, wie ich ihn kaum getrunken habe, als ich noch bei Sr. Gnaden dem hochwürdigsten Herrn Erzbischof von Mainz in Diensten stand, wo der Wein doch am besten ist, weil es kein schöneres Wasser geben soll, als das vom Rheine, der dort ebenso fließt, wie hier die Spree. Von dem Weine nun war mir der Kopf warm geworden, und ich trat daher in die offene Hausthür, um die Hitze ein Wenig verdampfen zu lassen. Ihr schlendertet eben mit Herrn Barthels vor dem Hause auf und ab, hattet Euch aber kaum mit diesem hinweg begeben, und ich stand im Begriffe, mir ein neues Maaß Wein vom Gesindetische zu holen, als plötzlich der gestrenge Herr Bürgermeister die Stiegen so eilig herunter kam, daß ich nur rasch bei Seite springen mußte, um nicht mit ihm zusammen zu prallen; der Rentmeister kam eben so eilig hinter ihm drein. Kaum gewahrte mich der Gestrenge,

als er mir zuschrie, daß ich ordentlich erschrak: „Hast Du auf der Gasse gestanden mit noch Einem?" — „Nein, Ew. Gestrengen; ich habe nur in der Thür gestanden, und zwar nicht mit Einem, sondern mit Keinem," sagte ich. — „Hast Du die beiden Stadtsöldner gesehen, die eben noch vor dem Hause standen?" sagte er. — „Nein, gestrenger Herr," sagte ich. — „Du mußt sie aber gesehen haben, wenn Du nicht blind bist!" sagte er. — „Nein, gestrenger Herr," sagte ich. — Indessen hatte der Rentmeister selbst sich draußen umgeschaut. — „Es ist wirklich kein Stadtsöldner da," sagte er zum Gestrengen. — „So müßte sich Euer Vetter getäuscht haben, als er auf dem Wammse der Beiden das metallene Schild mit dem Stadtwappen gesehen haben will," sagte der Gestrenge. — „Mit Verlaub, gestrenger Herr, die Rottmeister tragen so gut als Unsereins das Schild mit dem Stadtwappen auf dem Wammse," sagte ich, „und da konnt's wohl kommen, daß der Vetter des edlen Herrn die beiden Rottmeister, die eben hier unten standen, für gewöhnliche Stadtsöldner angesehen hat." — Der Gestrenge glotzte mich an, als hätte ich chaldäisch gesprochen. — „Der Kerl ist so voll Weines," sagte er zum Rentmeister, „daß er nicht weiß, was er spricht." Und zu mir sagte er: „Warte, Bursche, das Hundeloch soll Dich lehren, mir ordentlichen Bescheid zu geben auf meine Fragen!" — „Das habe ich auch gethan, gestrenger Herr," sagte ich rasch, denn vor dem Hundeloch graute es mir; „aber ich konnte doch nicht wissen, daß

Ihr die beiden Rottmeister meintet, während Ihr nur von Stadtsöldnern sprachet; es ist doch immer ein Unterschied, und Ehre, dem Ehre gebühret." — „Du bist ein Dummkopf!" fuhr er mich an, „dessen Schädel sich zum Mauerbrecher eignete. Doch jetzt sage an: wer waren die Beiden?" — „Herr Barthels und Herr Sträuber," sagte ich. — Der Bürgermeister besann sich. „Es muß der Sträuber sein," sagte er zum Rentmeister, „denn der Barthels ist's sicher nicht. Du lauf'," sagte er darauf zu mir, „und suche den Sträuber, und wo Du ihn findest, sagst Du ihm, daß er Augenblicks hierher kommen solle. Eile Dich, er wird zu seinem Vater nach dem Thurme gegangen sein." — Da ich gesehen, daß Ihr wirklich diesen Weg eingeschlagen, so lief ich, Euch einzuholen, bevor Ihr den Thurm erreicht hattet, — und so stehen wir denn nun hier vor dem Hause des Rentmeisters, wo Euch der Gestrenge erwartet." —

Während der ausführlichen und gewissenhaften Erzählung seines redseligen Begleiters war Valentin immer nachdenklicher geworden. „Sagtest Du nicht, der Vater des Rentmeisters habe mich vom Fenster aus gesehen?" fragte er jetzt den Söldner.

„So sagte wenigstens der Bürgermeister," versicherte dieser.

Der junge Rottmeister blieb überlegend stehen.

„Wolltest Du mir wohl einen Gefallen erweisen, lieber Mengler?" wandte er sich dann nach kurzer Zeit wieder zu seinem Untergebenen.

„Ei ganz gewiß, Herr Rottmeister!“ entgegnete Mengler.

„So gehe zum Thurme von St. Marien und ziehe zu dreien Malen an der Glockenschnur, die dort an der Eingangsthür befindlich ist,“ fuhr Valentin fort. „Dies ist das gewöhnliche Zeichen, daß meine Schwester Anna Einlaß begehrt, und ohne Zweifel wird darauf der Gehülfe meines Vaters Dir mit einer Leuchte entgegenkommen, so daß Du die hohen Thurmtreppen nicht ganz im Dunkeln zu erklimmen brauchst. Berichte dann meinem Vater Dasselbe, was Du mir so eben erzählt, ohne Etwas davon wegzulassen . . . Es ist immerhin möglich, daß ich einen Auftrag erhalte, der mich während der Nacht beschäftigt, und der alte Mann könnte dann um mich besorgt sein, da er weiß, daß ich heute frei von der Wacht bin.“

Bereitwillig machte sich der Söldner sogleich auf den Weg nach dem Neuen Markte.

„Mag nun auch hier dahinterstecken, was da wolle: er ist wenigstens gewarnt,“ sprach Valentin für sich, indem er in das Haus des Rentmeisters trat. Ein Diener, der seiner schon auf dem Hausflure harrte, führte ihn in ein etwas abgelegenes, durch eine Ampel erleuchtetes Gemach, wo er ihn zu verweilen aufforderte.

Nach einigem Warten trat der Bürgermeister von Berlin, Herr A d a m v o n S c h ö n e c k, mit dem Rentmeister ein. Ihnen folgte noch ein Dritter, den der junge Rottmeister aber nicht erkennen konnte, denn er trug eine breite schwarze

Binde, quer über das Gesicht gelegt, und blieb im Hintergrunde des Gemaches stehen, wo er sich im tiefsten Schatten befand. Doch bemerkte Valentin, daß des Fremden Auge, welches von der Binde nicht verdeckt war, ihn mit stechendem Blicke musterte.

„Ich habe einen wichtigen Auftrag für Euch, Freund," sagte Schöneck, „der Euch beweisen wird, daß ich Etwas auf Euch halte; zumal Euch dadurch Gelegenheit wird, die Gunst eines Herrn zu erwerben, der Euch bei Eurem ferneren Fortkommen sehr behülflich sein kann, nämlich die Gunst des Herrn von Lindstädt, Rentmeisters Seiner Gnaden des Herrn Kurfürsten, den Ihr hier vor Euch seht und für den Ihr auch den Auftrag vollführen sollt..."

„Mit Verlaub, gestrenger Herr," sprach Valentin, und eine dunkle Röthe überzog plötzlich sein blasses Antlitz, „ich meinte, im Dienste der Stadt Berlin zu stehen, nicht aber in dem des Herrn von Lindstädt."

Der Bürgermeister sah erstaunt auf den Sprechenden. „Was fällt dem Burschen ein?! rief er aus.

„Das macht die neue Würde!" sprach lächelnd der Rentmeister. „Laßt es gut sein, Herr von Schöneck; ein wenig Stolz steht einem jungen Manne, der das Schwert zu führen weiß, wohl an... Hört, Herr Rottmeister," wandte er sich dann zu Valentin, „Ihr seid im Irrthum, wenn Ihr wähnt, daß mir der Dienst gilt, den man von Euch verlangt. Wenn der gestrenge Herr Euch gehörig von Dem, was Ihr thun sollt,

in Kenntniß gesetzt haben wird, werdet Ihr sehen, daß Ihr Euren Auftrag nur zu Nutz und Frommen Sr. Gnaden, unseres erlauchten Herrn Kurfürsten, ausführen sollt, und dem zu dienen werdet Ihr Euch doch nicht weigern?! . . ."

„Euer Auftrag besteht nämlich darin," begann der Bürgermeister wieder, ohne dem jungen Manne Zeit zur Antwort zu lassen, „morgen mit etlichen Reisigen einen Wagen zu begleiten, auf dem der Herr von Lindstädt dreitausend Goldgülden dem Landesherrn nach Tangermünde senden will. Da gerade keine kurfürstlichen Reisigen in der Stadt sind, so forderte der Rentmeister von mir einen Mann, auf den sicherer Verlaß wäre, und da wußte ich ihm keinen besseren zu geben, als Euch, der Ihr Muth genug zu besitzen scheint, um es im Nothfalle mit etlichen Stellmeisern aufzunehmen. Zwar soll die Landstraße von hier nach Tangermünde jetzt ziemlich sicher sein, aber es könnte doch immer Etwas vorfallen . . . Nun, werdet Ihr, ein junger Mann, Euch noch ferner weigern?"

„Wenn Dem so ist," erwiederte Valentin nach einigem Bedenken, und nicht ohne ein leichtes Erröthen, „so erachte ich es für meine Pflicht, den Auftrag zu vollführen . . . Sollte ich dabei von Stellmeisern angegriffen werden," setzte er mit blitzenden Augen hinzu, „so denke ich den Herren hier den Beweis zu geben, daß nicht etwa Furcht oder Feigheit mich mit meiner Antwort zaudern ließen!"

„So erwarte ich Euch also morgen Vormittag um die neunte Stunde reisefertig hier, wo

dann der Wagen mit dem Gelde bereit stehen wird," sagte der Rentmeister. „Doch möchte ich Euch rathen, nicht mehr als zwei oder drei Söldner mitzunehmen, um die Stellmeiser glauben zu machen, Ihr geleitetet nur einen schlichten Handelsmann, um dessen Schätze es nicht lohnte, sich mit Euch herumzuschlagen; Ihr meidet dadurch die Gefahr."

Valentin entfernte sich. —

Der Unbekannte schob jetzt den Riegel vor die Thür, riß die entstellende Binde vom Gesicht und trat zu den Beiden, welche sich noch im Gemach befanden.

„Nun, Vetter, ist dies der Rechte?" fragte der Rentmeister.

„Er ist's!" erwiederte der Gefragte.

„Seid Ihr dessen auch ganz gewiß, Herr von Köckeritz?" fragte der Bürgermeister. „Denn, aufrichtig gestanden: vergebens möchte ich den Burschen nicht geopfert sehen. Er hat so eine gewisse Aehnlichkeit mit — —"

„Habt Ihr das auch bemerkt, Schöneck?" fuhr der Rentmeister hastig auf. „Als er eben so vor mir stand, schien es mir doch just, als wäre Er's, und ich hatte Mühe, gleichgültig zu scheinen. Was meint Ihr, Vetter?"

„Diese Aehnlichkeit ist's ja eben, woran ich ihn auf der Stelle wieder erkannt habe, als ich ihn vom Fenster aus gewahrte," versetzte Köckeritz. „Doch ist dies ein gewichtiger Grund mehr für uns, nicht von Dem, was wir beschlossen, abzustehen, denn wer weiß . . ."

„Ihr faselt!" rief Schöneck mit erzwungenem

Lachen aus. „Dafür stehe ich Euch wohl. Ich habe den Burschen fast unter meinen Augen aufwachsen sehen, da mir sein Gesicht gleich auffiel, als sich sein Vater, der alte Sträuber, bei mir um das Amt eines Thurmwarts beworb. Aufs Genaueste habe ich die früheren Verhältnisse des Alten erforscht und fand alle seine Angaben bestätigt, Er war vor zehn Jahren, ehe er nach Berlin kam, Tuchmacher in Rathenow gewesen und hatte sich und seine Angehörigen redlich ernährt, bis seine Frau starb, und gleich darauf sein Haus mit dem ganzen Tuchvorrath abbrannte. Dies doppelte Unglück machte ihn zum Bettler. Da er hörte, daß hier das Amt eines Thurmwarts zu vergeben sei, bewarb er sich darum bei mir und erhielt es, nachdem ich diese Erkundigungen angestellt ... Hätte Er dies gethan?! ... Auch fand ich an ihm selbst nicht die geringste Aehnlichkeit, und daß sein Knabe jenem Bastard so aufs Haar gleicht, ist daher nur ein wunderlicher Zufall, wie deren öfter vorkommen ..."

„Die Sache möge abgethan sein," sagte der Rentmeister; „Gespenster dürfen uns, die wir Männer sind, nicht erschrecken! ... Mein Otto wird doch in Schönwalde Alles nach Wunsch finden?" wandte er sich zu seinem Vetter.

„Gewiß, denn auf meinen Vogt darf ich mich verlassen," erwiederte dieser. „Nur fürchte ich, der Otto werde sich nicht willig finden lassen."

„Das sei meine Sorge," entgegnete Lindstädt. „Ich werde ihm ganz klaren Wein einschenken,

und da er an das Wohlleben gewöhnt ist, kann ihm die Wahl zwischen diesem und Hunger und Elend nicht schwer fallen. Morgen in der Frühe werde ich mit ihm reden."

„Wenn's nicht der Erbschaft wegen wäre, die meine Agnes nur als Otto's Gattin erhält, so würde der Bursche mein Eidam nicht," sagte Köckeritz unmuthig. „Er ist nicht ehrbar genug, um zu dem Mädel zu passen . . . Als Ihr Beide hinunter gingt, um jenen Söldner rufen zu lassen, läuft er plötzlich gegen alle Höflichkeit vom Bankett weg und läßt seine Braut sitzen, weil er, wie er sagt, einem Zechbruder versprochen, bei diesem heut Abend noch eine Flasche Burgunder auszustechen. Wie steckten da die Weiber die Köpfe zusammen, und kicherten so höhnisch, daß meine Agnes über und über roth ward, das arme Kind! . . . Wär's ein Anderer gewesen, so . . ."

„Das müßt Ihr ihm zu Gute halten, Vetter!" unterbrach ihn der Rentmeister lachend. „Er war's bisher nicht gewöhnt, seinen Launen Zwang anzuthun, und Deine Agnes mag's ihm auch wohl haben merken lassen, daß schon ein Anderer in ihrem Herzen sitzt, wenn's nämlich wahr ist, was Du fürchtest."

„Leider täusche ich mich nicht," versetzte Köckeritz. „Seit jenem Unglückstage ist ihr kecker Frohsinn dahin; sie denkt trotz meines Verbotes nur an den wagehälsigen Burschen, und sollte sie dahinter kommen, daß er nicht, wie ich ihr sagte, aus dem Dienst der Stadt getreten und in die weite Welt gegangen ist,

sondern sich noch hier befindet, so wäre sie bei ihrem Eigensinn im Stande, zu der Heirath stracks nein zu sagen . . . Und das wäre ein verteufelter Streich!"

„Freilich wäre es das," sagte Lindstädt, „und es ist daher nothwendig, daß der Bursche auf diese Weise unschädlich gemacht wird. Verhüte nur, Köckeritz, daß das Mädel morgen ihr Gemach verläßt, wenn ihr Liebster hier einspricht. Ein Glück ist's noch, daß er damals so kurz angebunden mit Dir war, und Du ihn nicht im Beisein des Mädels nach seinem Namen fragtest. Sie hätte ihn sonst leicht ausforschen können, und bei dem ungebändigten Trotze, den sie schon so oft an den Tag gelegt, ist Alles zu fürchten . . . Doch müssen wir zu den übrigen Gästen zurückkehren, ehe unsere Abwesenheit auffällt. Zur Besprechung des Uebrigen erwarte ich Euch nach dem Bankett in meinem Schlafgemach, wo wir ganz ungestört sind."

Auf verschiedenen Wegen kehrten die Drei jetzt zum Bankettsal zurück, wo sie sich heiter und unbefangen unter die Zechenden und Tanzenden mischten. — —

. . . .

Sinnend über das Ungewöhnliche des ihm gewordenen Auftrags, verließ Valentin das Haus des Rentmeisters. Vor demselben traf er Mengler, der ihm berichtete, daß er Alles wohl ausgerichtet habe.

„Verstehst Du gut das Schwert zu führen, Freund?" fragte er diesen.

„Ei, das will ich meinen, Herr Rottmeister," versicherte dieser. „Ich bin nicht ruhmredig, aber ich habe in mancher Fehde gefochten, und wen mein Sarras traf, straft mich heut nicht mehr Lügen; das mögt Ihr mir glauben."

„Nun, so mache Dich zu morgen bereit, einen Wagen mit Goldgülden nach Tangermünde zu geleiten," sagte Valentin. „Sag's auch den Beiden, die mit Dir heut Abend hier die Wacht hatten, und stellt Euch alle Drei morgen um die neunte Stunde vor diesem Hause ein. Vergeßt auch nicht, Futter für die Rosse mitzunehmen, denn oftmals ist in den Herbergen keins zu finden."

Der Söldner versprach, dafür Sorge zu tragen, und Valentin schlug abermals den Weg nach dem neuen Markte ein.

„Seltsam!" sprach er nach einer Weile bei sich; „ich habe den Fremden mit dem verbundenen Angesicht nie gesehen, und doch sagt mir eine dunkle Erinnerung, die ich nirgend hinzubringen weiß, daß er mir schon auf meinem Lebenswege begegnet sein muß . . . Doch vielleicht ist's der Köckeritz, und da ist's möglich, daß seine Züge mir aus frühester Kindheit im Gedächtniß geblieben sind . . . Ganz klar vermag ich in der Sache noch nicht zu sehen," fuhr er nach kurzem Nachdenken fort; „und so sehr ich mich auch dagegen sträube: das Verhalten der drei Männer hat einen Argwohn in mir rege gemacht, der nicht weichen will . . . Doch Dem sei nun, wie ihm wolle — ich werde meine Pflicht erfüllen, und für das Uebrige

wird Der sorgen, ohne dessen Willen kein Haar von meinem Haupte fällt."

„Ei, Herr Rottmeister Sträuber!" rief ihm plötzlich eine bekannte Stimme zu, als er eben den Neuen Markt erreicht hatte. „Scheint es doch, als ließe Euch die neue Würde die alten Freunde vergessen, daß Ihr so stolz vorübergeht."

„Nichts für ungut, Herr Kronenwirth," erwiederte Valentin lächelnd, indem er auf den Sprechenden zutrat und die dargebotene Hand des jahrelangen Bekannten herzlich drückte. „Ich war so sehr in Gedanken vertieft, daß ich weder Euch noch Euren Kurt gewahrte. Doch wie kommt es, daß Ihr nicht daheim bei Euren Gästen sitzt und Euer Bier gegen ihre bösen Lästerzungen vertheidigt?"

„Ich war heut über Land, um Linnenzeug und andere Sachen einzukaufen, die mein Ehegemahl an ihrem morgenden Namensfeste zum Geschenk erhalten soll," entgegnete Trautmann. „Diese Lade enthält die Sachen . . . Doch, da ich gerade darauf zu sprechen komme," fuhr er freundlich fort, „so werdet Ihrs nicht übel deuten, daß ich Euch hier auf der Gasse, wo gerade nicht der Ort dazu ist, um eine Gunst bitte. Ich habe nämlich im Sinne, den Namenstag meines guten Weibes im traulichen Kreise festlich zu begehen, und da ich Euch von Kindheit an kenne, wir auch eigentlich Nachbarn sind, und ich Euch auch als einen wohlgesitteten und ehrbaren jungen Mann schätze und liebe, so würde es mir eine Ehre sein, den Herrn Rottmeister morgen Abend bei mir zu

sehen, um eine Flasche guten Weines mitsammen zu leeren. Ihr kommt also doch?..."

„Die Ehre, die Ihr mir zugedacht, Herr Trautmann, freut mich sehr," entgegnete Valentin. „Aber dennoch kann ich Eurer wohlgemeinten Einladung nicht folgen, da ein wichtiges Geschäft mich schon morgen Vormittag aus der Stadt ruft, in die ich erst nach einigen Tagen wieder zurückkehren werde."

„Ei, das ist wirklich schade!" bedauerte der Kronenwirth; „hätte Euch so gern dabei gesehen morgen Abend. Nun, so mag's bleiben, bis Ihr wieder heimkehrt, denn vorgenommen habe ich's mir einmal, mit Euch eine Flasche zu leeren und ein Stündchen zu verplaudern.... Doch sagt mir, macht Ihr die Reise in Euren eigenen Angelegenheiten?"

„Es ist ein Auftrag des Bürgermeisters," erwiederte Valentin scherzend, „der mich fast stolz machen könnte, da es dabei vielleicht einen Strauß zu bestehen giebt, der mir die Rittersporen einbringen kann."

„Wie!" rief Trautmann erstaunt; „solltet Ihr für unsere gute Stadt Berlin eine Fehde auszufechten haben?!"..."

„Das nun eben nicht, Herr Kronenwirth," fuhr Valentin lächelnd fort, der Trautmann schon seit Langem kannte und mit dem er sich gern einen Scherz erlaubte. „Aber möglich ist's immer, daß mein noch jungfräuliches Schwert sich mit Blut vermählt...."

„Um Gott, Ihr macht mich bange!" sprach Trautmann, in dessen Kopf wirklich allerlei Be-

fürchtungen sich regten. „Sprecht, darf man denn nicht wissen, welch wichtiger Auftrag Euch geworden?"

„Warum nicht?" erwiederte Valentin. „Der kurfürstliche Rentmeister will seinem erlauchten Herrn dreitausend Goldgülden nach Tangermünde senden, und ich bin ausersehen, dies Geld zu beschützen gegen die Begier der Wegelagerer, denen es wohl eine gute Beute sein möchte . . . Ihr seht also, daß meine Hoffnung, einen Strauß zu bestehen, wohl in Erfüllung gehen könnte."

„Kann wohl sein, daß Ihr Recht habt!" sagte Trautmann, der bei dieser Erzählung plötzlich nachdenkend geworden war und jetzt unversehens mit dem Fuße an die Lade stieß. „Doch führt Ihr gewiß eine gute Anzahl Reisige bei Euch —"

„Ihr irrt, Herr Kronenwirth," entgegnete Valentin. „Ein großer Haufe würde nur die Aufmerksamkeit der Stellmeiser auf sich ziehen; auch denke ich, mit Hülfe dreier handfesten Söldner das Raubgesindel schon im Zaume zu halten, wenn es ihm beikommen sollte, sich an landesherrlichem Gut vergreifen zu wollen . . . Doch entschuldiget, Herr Trautmann; es ist schon spät, und ich habe noch Manches vorzubereiten zu der unerwarteten Reise."

„Ihr habt Recht, junger Freund," entgegnete der Kronenwirth. „Doch wollt Ihr Euch morgen nicht erst durch einen Abschiedstrunk bei mir stärken? . . . Um welche Stunde gedenkt Ihr Berlin zu verlassen?"

„Vielleicht um die neunte," gab Valentin zur Antwort. „Doch ob ich noch vorher bei Euch einsprechen kann, weiß ich nicht. Darum wünsche ich Euch ein fröhliches Fest auf morgen, und denke, Euch in der andern Woche beim traulichen Glase von den Fährlichkeiten meines Zuges zu erzählen. Inzwischen gehabt Euch wohl."

„Gute Verrichtung, Herr Rottmeister!" rief Trautmann dem Gehenden nach. Auch er schlug mit seinem Knechte und der Lade den Weg nach seinem Hause ein. Nachdem hier Alles zur Ruhe gegangen, befreite er Dietrich aus seinem engen Gefängniß und führte ihn auf eine Kammer, in welcher der frühere Besitzer des Hauses verschieden war und die seitdem zur Aufbewahrung alten Gerümpels gedient hatte. Für Nachtlager und Lebensmittel hatte er schon vorher gesorgt, und der Stellmeiser war ganz zufrieden mit seiner Aufnahme. Beide Genossen sprachen wohl noch eine Stunde leise und eifrig mitsammen, bis gegen Mitternacht Dietrich sein Lager aufsuchte und Trautmann, nachdem er die Kammer sorgsam verschlossen und den Schlüssel zu sich gesteckt, in sein Schlafgemach hinabstieg.

3.

Valentin schritt der auf dem Neuen Markte stehenden Kirche zu. Vor einer kleinen Pforte unter dem Thurme blieb er stehen und zog an einem dort befindlichen Glockenzug. Gleich dar=

auf ward die Pforte von oben herab durch einen Drahtzug, der bis zur Wohnung des Thürmers ging, geöffnet.

Der junge Mann trat in einen kleinen Raum, welcher, durch eine Wand vom Schiffe der Kirche getrennt, den Aufgang zum Thurme bildete, und stieg ohne Hinderniß die wohlbekannte Treppe hinan. Er war jedoch noch nicht weit gekommen, als er über sich das Geräusch schwerer, herabkommender Tritte vernahm und Lichtschimmer ihm entgegen leuchtete. Bald darauf stand eine kleine, verkrüppelte Mannesgestalt vor ihm. Auf den krummen, verwachsenen Beinen saß ein kurzer, aber breiter Rumpf, welcher einen unverhältnißmäßig großen Kopf trug, dessen Angesicht fast abschreckend häßlich war. Graues, struppiges Haar quoll wüst unter einer alten ledernen Kappe hervor und bedeckte die Stirn des Mannes, dessen Bekleidung von großer Dürftigkeit zeugte. Er mochte etwa vierzig Jahre zählen, und wenngleich sein Haar schon durch frühzeitige übermäßige Arbeit und Entbehrung aller Art ergraut war, so zeigten doch die breiten Schultern, der nervige Hals und die muskulösen Arme, daß ihm eine nicht geringe Körperkraft innewohne. Seine Erscheinung mußte bei Jedermann Widerwillen erwecken; wer sich aber die Mühe nahm, ihm fester in das ungestaltene Antlitz zu blicken, der ward wohlthuend berührt durch den unverkennbaren Ausdruck der Treue und Ehrlichkeit, der sich hier kund gab. — Es war Martin, der Gehülfe des Thürmers.

„Grüß Euch Gott, Herr Rottmeister!“ rief

er freudig dem Ankommenden entgegen. „Seid recht lange heute ausgeblieben; habt gewiß viel Arbeit gehabt in Eurem neuen Amt... Konnte ich doch kaum die Zeit erwarten, Euch in der neuen Würde zu begrüßen.“

Freundlich erwiederte Valentin den Gruß des Kleinen; doch konnte er sich nicht enthalten, im Tone sanften Verweises hinzuzusetzen:

„Wann wirst Du endlich meinen Bitten nachgeben, Martin, und Alles das lassen, was dem Diener gegen den Herrn zukommt, aber nicht einem Hausgenossen gegen den andern. Jetzt bist Du, um mir zu leuchten, die vielen Stiegen so eilig herabgestürzt, daß Du leichtlich einen Schaden davontragen konntest, während ich doch Bescheid genug weiß, um auch ohne Licht mich zurecht zu finden. Du wirst mich noch ernstlich böse machen mit all' Deinem Mühen um mich!“

„Thue ich denn das Alles nicht gern, lieber Herr?“ entgegnete Martin. „Soll doch mein Betragen gegen Euch nur zeigen, wie ich Euch liebe, da ich's durch nichts Anderes beweisen kann!... Und ist's denn nicht meine Pflicht, Euch zu dienen, so viel ich vermag, da Euer Vater und Ihr — —“

„Schweig davon, Martin,“ gebot Valentin ernst.

„Warum sollte ich nicht reden von den Wohlthaten, die mir von Euch und Eurem Vater erwiesen worden?!“ fuhr Martin fort, indem er mit seiner Leuchte vor dem jungen Manne herging. „Ist es doch meine größte Freude, wenn ich dies darf!... Herr, man muß so lange

Jahre, wie ich, von der Gemeinschaft der Menschen ausgestoßen gewesen sein, um das Glück zu fassen, nicht als ein Vieh betrachtet zu werden, das da kein Herz und keine Seele hat. Und so ist's mir ergangen, Herr. Als mein Ohm, der vor langer Zeit das Amt Eures Vaters hier verwaltete, zur Gruft getragen ward, war ich noch ein schwaches Kind, das der fremden Leute bedurfte. Deshalb war auch der damalige Herr Bürgermeister so gnädig, dem neuen Thurmwart die Sorge um die eltern- und schutzlose Waise zur Pflicht zu machen, wofür diesem vom Rath ein Erkleckliches an Getreide zugelegt ward. Aber ich war in böse Hände gerathen, denn der neue Thurmwart war ein gottloser Mensch, der nichts that, als trinken und fluchen; mich schwachen Knaben aber ließ er den Dienst allein versehen, und wenn mir das Reinhalten des Gotteshauses zu schwer ward, oder ich sonst etwas versah, wie's bei Kindern zu geschehen pflegt, dann schlug er mich, wie man's einem Hunde nicht anthun mag, schalt mich einen unnützen Brotfresser und ließ mich nicht selten hungrig mein Strohlager suchen. Als ich etwas älter ward, verdingte er mich bei den Bürgern zur Feldarbeit, und da mußte ich arbeiten, daß ich oft in die Kniee stürzte, denn wenn die Bürger nicht sehr zufrieden waren mit meinem Fleiß und ich nur kargen Lohn heimbrachte, hatte ich einen schlechten Feierabend. Da kam's denn, daß meine Gestalt so verkrüppelt wurde, wie Ihr jetzt seht, und mich die Buben auf den Gassen verhöhnten, wenn sie mich gewahrten. Zwar

suchte ich mich dem harten Joche zu entziehen und bei guten Leuten mein täglich Brot zu verdienen; aber da war Niemand, der den mißgestaltenen Burschen mochte; ein Handwerk zu erlernen, ging gar nicht an, da man mich meiner Krüppelgestalt wegen nicht aufnahm. Zu Allem dem kam noch, daß mein Peiniger, um seine unmenschliche Härte zu beschönigen, allen Leuten sagte, ich sei untreu und faul, und daher nur zur Feldarbeit unter Aufsicht zu gebrauchen. Alles verschloß die Thüren vor mir und behandelte mich gleich einem räudigen Hunde. Nur bei den armen Leuten da außen, die vor dem Oderberger Thore wohnen und noch zum wendischen Stamme gehören, deswegen auch Haß und Verachtung zu tragen haben, fand ich Mitleid, da sie mich als ihren Stammesgenossen betrachten; in ihren elenden Hütten fand ich Menschen, die ein Herz in der Brust hatten. Aber helfen konnten die Armen mir nicht, nur klagen konnte ich mit ihnen; doch war mir auch dies schon ein Trost . . . So ging's viele Jahre lang. Schon war ich abgestumpft gegen alles Elend, schon war ich gewohnt, in mir nur ein Thier zu sehen, das sich nicht zu den Menschen halten darf, — als der Thurmwart starb und Euer Vater das Amt erhielt. Da ward es anders mit mir. Mein neuer Herr war zwar mürrisch und auch wohl hin und wieder hart gegen mich im Anfange, aber er ließ mich doch nicht für sich arbeiten, und ich konnte mit den Scherflein, die ich durch meine Arbeiten auf dem Felde verdiente, jene armen Leute erfreuen, die oftmals ihren letzten Bis-

sen Schwarzbrot mit mir getheilt hatten, und noch außerdem einen Sparpfennig für Zeiten der Noth für mich zurücklegen. Wer mich aber zumeist beglückte, das waret Ihr, junger Herr, und Eure Schwester Anna, das liebe Mädel, damals freilich noch Kinder. Als Ihr Euch erst an mein widerwärtiges Aussehen gewöhnt hattet, waret Ihr freundlich und liebreich zu mir, und ich durfte mit Euch schwatzen und scherzen. O Herr, da regte sich's wieder in meiner erstarrten Brust wie ein menschliches Gefühl, und ich hätte laut aufjauchzen mögen in freudigem Stolze, daß es mir vergönnt war, mit Menschen fröhlich zu sein!... Als Euer Vater sahe, daß ich nicht so schlecht sei, wie man ihm gesagt hatte, ward auch er freundlicher gegen mich, so weit sein trüber Ernst es zuließ; ich durfte an Eurem Tische sitzen, als gehörte ich zu Euch. Auch mit den Leuten in der Stadt ward es jetzt anders; als sie gewahrten, daß Ihr mich nicht gleich dem Vieh behandeltet, ließen auch sie ab von ihrer Härte, und ihr böser Argwohn gegen mich schwand ganz, als ich durch Fleiß und Ehrlichkeit zeigte, welch Unrecht mir früher geschehen war; ich konnte mir manchen Silberpfennig mehr verdienen, als sonst... Ihr vermögt es nicht, Valentin, Euch eine Vorstellung zu machen von Dem, was ich Euch verdanke; man muß ausgestoßen und verlassen gewesen sein, wie ich, um den Werth und die Größe Eurer Wohlthaten zu empfinden und zu würdigen. Aber wies auch noch kommen mag: nie vergesse ichs Euch; einen heiligen Eid habe ich geschworen,

selbst das wieder lieb gewonnene Leben einzusetzen, wenn es für Euch ersprießlich wäre!... Darum, seht Ihr, macht es mir so große Freude, wenn ich Euch dienen kann, und es betrübt mich jedes Mal, wenn Ihr mich daran hindern wollt. Zwar ists nicht der Rede werth, was ich bisher thun konnte; doch kommt vielleicht noch eine Zeit — —"

„Welche Narrheiten ich aber auch begehe!" unterbrach Martin sich plötzlich. „Statt mit Euch über Euer wohlverdientes Glück zu plaudern und mich dessen zu freuen, verstimme ich Euer Gemüth durch die Erzählung des Elends früherer Tage! Aber ich konnte nicht anders; da Ihr mir nicht erlauben wolltet, meine Dankbarkeit durch geringfügige Dienste an den Tag zu legen, so mußte ich Euch zeigen, daß ich nicht anders handeln darf, und daß Ihr mich gewähren lassen müßt, und weil das Herz zu voll war, ging der Mund über, und die Augen auch; das ist nun einmal nicht anders . . . Jetzt ist mir wieder leichter um's Herz, und ich würde gern mit Euch ein Wenig von fröhlichern Dingen schwatzen, wenn nicht Herr Sträuber sehnlichst Eurer wartete; aber ehe Ihr zu Eurem Vater hinaufgeht, muß ich Euch erst ordentlich beschauen, wie Ihr als Rottmeister aussehtt: — kann's wahrlich vor Neugierde kaum erwarten."

„Armer Martin," sprach Valentin mit Rührung, die große, rauhe Hand seines Begleiters herzlich drückend, „was mußt Du erduldet haben, wenn Du uns, die wir nur Menschenpflicht an

Dir thaten, als Deine größten Wohlthäter erachtest! . . ."

Beide hatten inzwischen das Ende der Treppen erreicht, und befanden sich jetzt in einem kleinen Gemach, das unter der Wohnung des Thürmers gelegen war, und in welchem sich die Glockenseile befanden. Hier mußte es sich Valentin gefallen lassen, daß ihm Martin den Mantel abnahm und ihn, vergnügt wie ein Kind, vom Kopfe bis zum Fuße musterte.

„Ei, wie das Alles blitzt und glitzert am Wehrgehenk und wie gut Euch das neue lederne Koller mit dem blanken Stadtwappen sitzt!" rief der Kleine, seinen Beifall durch Händeklatschen bekräftigend. „Seht Ihr nicht aus wie der stattlichste Junker?! Wie wird sich Jungfer Anna freuen, wenn sie den Bruder so schmuck sieht — und der Vater nicht minder! . . ."

„Meinst Du?!" sprach Valentin gedankenvoll.

„Gewiß!" versicherte Martin, wenngleich das Unsichere seines Tones anzudeuten schien, daß er selbst daran zweifle. „Doch mögt Ihr nicht länger um meinetwillen hier säumen, denn sicher werdet Ihr mit Ungeduld erwartet." —

Valentin stieg noch eine kurze Treppe hinauf, die zu dem Gemach des Thürmers führte.

Unfern des flackernden Kaminfeuers saß hier auf einem Lehnstuhle ein dem Anscheine nach *alter* Mann. Haupthaar, Augenbrauen und Bart waren grau, und tiefe Furchen bedeckten das Antlitz. Dennoch waren die Züge desselben nicht die eines Greises. Zwar lagen die Augen tief in ihren Höhlen, aber es blitzte noch

aus ihnen ein ungewöhnliches Feuer, welches vermuthen ließ, daß in dem gealterten Körper noch ein ungeschwächter, willensstarker Geist wohne. Ueberhaupt schienen innere Stürme mehr als die Last der Jahre oder Krankheit den Körper gealtert und die hohe Gestalt gebeugt zu haben, denn ein bitter-schmerzlicher Zug umgab beständig die zusammengepreßten Mundwinkel, und ein fast finsterer Ernst sprach sich im ganzen Wesen aus, dem eben so unverkennbar der trotzige Stolz sich beigesellte, den so häufig ein steter Kampf mit einem feindseligen Geschick erzeugt. Sein Anblick mußte jedem ihm Nahenden unwillkürlich Achtung gebieten, die selbst durch die dürftige Kleidung, die er trug, nicht vermindert werden konnte.

Dieser Mann war Johannes Sträuber, der Thürmer von St. Marien zu Berlin.

Vor ihm auf einem Tische lagen vergilbte Pergamente, mit verblichenen, fast unkenntlichen lateinischen Schriftzügen bedeckt und mit großen Siegeln versehen. Wohl zum zehnten Male schon an diesem Abende hatte er diese Pergamente beim Lichte der Ampel auf das Sorgsamste geprüft, gelesen und mit einander verglichen, ohne daß er seinen Zweck erreicht zu haben schien, denn immer mehr verdüsterte sich sein Antlitz, und mancher Seufzer entstieg seiner Brust. Kopfschüttelnd, als sei er unzufrieden mit sich selbst, daß er seine bisher vergeblich gewesene Arbeit immer wieder von Neuem beginne, war er im Begriff, seine Beschäftigung nach kurzer Pause fortzusetzen, als Valentin in's Gemach trat.

Beim Eintritt des jungen Mannes schob der Thürmer die Pergamente bei Seite. Vaterstolz leuchtete aus seinen Zügen, als Jener, mit den Abzeichen seiner neuen Würde angethan, ihn mit edlem Anstand begrüßte. Doch schon im nächsten Augenblicke nahmen seine Züge wieder den früheren Ausdruck an, noch trüber gemacht durch ein bitteres Lächeln, das man fast für Hohn halten konnte. Stumm reichte er seinem Sohne die Hand, welche dieser ehrerbietig an seine Lippen führte.

„Mein Vater," begann Valentin, dem die Bewegung des Thürmers nicht entgangen war, in bittendem Tone, „es schmerzt mich tief, die Freude, welche Dir mein heutiges Glück gemacht, getrübt zu sehen durch den Vergleich zwischen Dem, was ist, und Dem was sein müßte! Ich bitte Dich, laß für diesen Augenblick die trüben Erinnerungen fahren, und vergönne mir, Dich eine Stunde lang heiteren Antlitzes zu schauen, damit der Tag, der mich wenigstens um eine Stufe höher zu meinem Stande gebracht, auch so freudig ende, wie er begonnen."

„Du irrst, mein Sohn," nahm der alte Sträuber in sanftem Tone das Wort, „wenn Du mich für theilnahmlos an Deinem Glücke hältst. Dem ist wahrlich nicht so . . . Doch vor allen Dingen, Valentin, setze Dich zu mir und berichte mir, was die drei Schandbuben mit Dir im Schilde führten, als sie Dich auf so seltsame Weise, wie mir Dein Bote gemeldet, in das Haus beschieden, das — —"

Er hielt inne, als er den bittenden Blick sei-

nes Sohnes gewahrte; doch sahe man es ihm an, daß er nur mühsam einen Ausbruch des heftigsten Zornes niederkämpfte, der sich bereits in der dunklen Röthe seines Antlitzes und dem feuersprühenden Blicke seiner Augen kundgab. Er preßte die linke Hand auf die Brust, als wolle er den dort tobenden Sturm beschwichtigen, und gab dann nach kurzer Pause mit der Rechten seinem Sohne das Zeichen zum Beginnen.

Mit kurzen Worten berichtete jetzt Valentin den ihm gewordenen Auftrag.

„Mein Sohn," begann der Thürmer nach einigen Minuten tiefen Sinnens, „fast will es mir scheinen, als hätte man unser Geheimniß erforscht. Wie der Söldner erzählte, hat Dich der Köckeritz eigentlich, und nicht der Bürgermeister, rufen lassen, und dieser ist es, der die meiste Schuld des Verbrechens trägt, das gegen uns begangen worden; sicher war auch er der Vermummte, den Du im Gemach des Rentmeisters gesehen. Seltsam wär's freilich, wenn er Dich kennen sollte, da er Dich nur als Kind in der Wiege gesehen hat; aber dennoch mags wohl sein, daß die Furcht, seine Schandthaten aufgedeckt zu sehen, ihn nicht ruhen und rasten ließ, bis er unsere Fährte entdeckt. Was weiter sollte sonst der Köckeritz mit Dir zu schaffen haben?... Sie werden Dich, den jungen, kräftigen Mann, mehr fürchten, als den altersschwachen Greis, für den sie mich vielleicht halten, und suchen nun, Deiner auf gute Art ledig zu werden, da sie's nicht wagen, offen und frei gegen uns zu verfahren. Daß sie's aber auf Dergleichen ab

sehen, ist ganz gewiß; sie wollen Dir die Buschklepper auf den Hals hetzen, die sollen Dir den Garaus machen ... Aber gemach, Ihr Herren; Ihr habt diesmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht! Ihr lockt den Dachs nicht so leicht aus seinem Bau, in den er sich vergraben vor Euren Spürhunden! ... Du bist morgen krank, Valentin, und der Herr Rentmeister mag sich einen Andern an Deiner Stelle erkiesen ..."

„Wie, mein Vater!" rief Valentin. „Wäre das Euer Ernst?! ... Doch nein! ... Der Enkel Eures Vaters sollte vor einer Gefahr zurückbeben?! ... Das verlangt Ihr nimmermehr; das könnt, das dürft Ihr nicht verlangen von Eurem Sohne! ..."

Mit väterlichem Wohlwollen blickte der alte Sträuber auf den jungen Mann, aus dessen Augen Entschlossenheit blitzte und dessen Antlitz die Röthe edlen Unwillens überzog. Er drückte Valentins Hand mit Wärme, zum Zeichen, daß er dessen Gesinnung nicht abhold sei, obgleich er noch immer bei seiner Meinung zu verharren schien.

„Aus Dir spricht kecker Jugendmuth, mein Sohn," entgegnete er; „doch führt dieser selten zum ersehnten Ziele, wenn ihn nicht des Alters weise Vorsicht leitet. Darum laß Dich warnen, Valentin; gehe nicht muthwillig in die Falle, die man Dir hinterlistig stellt ..."

„Dringt nicht weiter in mich, Vater!" bat Valentin. „Es ist das erste Mal in meinem Leben, wo ich Euch nicht gehorche; aber ich kann, ich darf Euch diesmal nicht folgen. Die

Bedenken, welche Ihr aussprachet, habe ich ebenfalls wohl erwogen auf dem Wege hierher; aber sie schnellen empor auf der Waage, auf deren anderer Schaale Pflicht und Ehre unendlich schwerer wiegen . . . Glaubt mir's, Vater: sollten Eure Vermuthungen auch wirklich wahr sein, so stehen mir doch zwei mächtige Schützer gegen die Hinterlist unserer Feinde zur Seite — Gott und mein gutes Schwert, und Beide, hoffe ich, werden mich in Fährlichkeiten nicht verlassen. Laßt hiermit die Sache abgethan sein!"

Der Thürmer erwiederte nichts hierauf; Valentin aber verstand dies Schweigen wohl, und ein dankbarer Blick auf seinen Vater deutete an, daß er keine bessere Antwort auf seine Bitte wünsche. — —

„Ich habe am heutigen Tage abermals die alten Urkunden hervorgesucht, welche ich in dem geheimen Archiv dieser Kirche gefunden," unterbrach der alte Sträuber nach kurzer Pause das Schweigen, indem er die Pergamente, welche er bei Valentins Eintritt bei Seite gelegt, wieder zur Hand nahm. „Aber immer und immer zermartere ich mich vergeblich, zu erforschen, ob die rechten darunter seien. Die Schriftzüge sind verblichen, Ort und Tag der Ausstellung bei den meisten nicht mehr zu lesen, und die Siegel der Kirchen sind sich alle gleich. Und dennoch mochte ich die Hoffnung nicht fahren lassen, das Gesuchte doch endlich zu finden; ich mochte mich nicht dem Gedanken hingeben, alle Mühe, alle Verstellung, die ich anwenden mußte, alle Ge-

fahren, denen ich uns preisgab, um dies Amt und durch dasselbe Gelegenheit zu erhalten, das geheime Archiv dieser Kirche zu erforschen, daß Alles dies fruchtlos gewesen sein sollte! ... Seit ich durch einen günstigen Zufall endlich den verborgenen Ort des Archivs entdeckt, von dem mein Vater in seiner Sterbestunde sprach, habe ich alle darin enthaltenen Urkunden bei nächtlicher Weile nach und nach heraufgetragen, und meine Augen sind fast blind geworden beim Prüfen und Untersuchen derselben. Aber dennoch bin ich meinem Ziele noch um keinen Schritt näher gekommen, als zu Anfang; auf keinem der vielen Pergamente vermochte ich, meines Vaters Namen zu entdecken, und doch ist dieser das einzige Merkmal, da ich des Lateins nicht mächtig bin ... Valentin, ich habe ein Mittel ersonnen, den Inhalt dieser Urkunden und somit die Bestätigung der kirchlichen Trauung meines Vaters an das Licht zu ziehen; denn das Trauzeugniß muß sich unter jenen befinden, und ist diese eine Urkunde in unseren Händen, dann, mein Sohn, ist uns geholfen! ... O, warum hat der damalige Probst von St. Marien, der redliche Vertraute meines Vaters, der jene hochwichtigen Urkunden verwahrte, seinen Freund nicht um eine Woche überlebt, warum starb er schon am Tage darauf — — das Bubenstück hätte nicht geschehen können! ... Doch wozu das Klagen gegen des Geschickes finsteres Walten? — Nicht länger, das steht fest bei mir, will ich hier oben müßig sitzen; — hinaus, an das Hoflager des Kurfürsten will ich, um mein Recht zu suchen,

und erlange ich's dort nicht, so rufe ich des Kaisers Beistand an ... Diese Urkunden sammt jenen, die sich noch im Archiv vorfinden, nehme ich mit, meines Vaters Trauzeugniß wird darunter sein, und weiter bedarf es nichts, um mein Recht klar darzulegen! ... Dieser Gedanke kam mir heute Abend urplötzlich bei, und lange soll's nicht dauern, bis ich ihn ausgeführt, das gelobe ich bei — —"

„Um Gott, haltet ein, mein Vater!" unterbrach Valentin hastig den Redenden. „Schwört keinen Eid, der Euch in's Verderben stürzen könnte! ..."

„Was hast Du?!" fragte der Thürmer, fast unwirsch ob der Unterbrechung. „Woher kommt Dir diese Furcht?"

„Habt Ihr auch bedacht, was geschehen muß, wenn sich das Trauzeugniß Eures Vaters nicht unter jenen Urkunden findet?" fuhr Valentin in ehrerbietigem Tone fort. „Und ist dies nicht der wahrscheinlichere Fall? ... Als jene Bösewichte, das Andenken Eurer Eltern entehrend, Euch zum Bastard stempelten und aus der ererbten Habe Euch vertrieben, haben sie auch sicherlich Sorge getragen, den Beweis Eures Rechtes zu vernichten ... Und wie wollt Ihr dann Euer gewagtes Unternehmen, das man Kirchenraub heißen wird, rechtfertigen? Wird man dem — verzeiht das Wort, Vater — wird man dem unehrlichen Bastard Glauben schenken, der gegen seine mächtigen Widersacher nichts vorzubringen vermag, als die ohnmächtige Ver-

sicherung von seinem guten Rechte? . . . Sprecht selbst, Vater; habe ich zu viel gesagt? . . ."

Flammenden Blickes hörte der Thürmer den Worten seines Sohnes zu; auch als dieser schwieg, hielt er den Blick noch einige Zeit auf ihn gerichtet, als könne er dessen Worte nicht fassen . . . Bald aber senkte er das Haupt, und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Du sprichst wahr, Valentin," sagte der Thürmer im Tone getäuschter Hoffnung, „nur zu wahr. Ich Thor, der ich nach so vielen Schicksalsschlägen immer von Neuem die Hoffnung in meiner Brust erkeimen lasse, bedachte nicht, was einfacher Kindesverstand mir hätte sagen müssen! . . . Mein Sohn, laß uns für immer auf unser gutes Recht verzichten; wir werden nie Etwas ausrichten . . ."

„Das sei ferne, mein Vater!" entgegnete Valentin. „Nie kam es mir in den Sinn, von dem Ziele, das ich mir gesteckt, auch nur eines Zolles Breite abzuweichen, — und jetzt noch weniger als sonst! . . . Ihr müßt nur mein Reden und Thun nicht falsch deuten," fuhr er fort, des Greises herabgesunkene Hand ergreifend, als wolle er ihn selbst aufrichten aus seiner Hoffnungslosigkeit. „Seht, ich möchte nur, daß Ihr die Verfechtung unserer Sache meinem jüngeren Arm überließet, und nach trüben und stürmischen Tagen der Ruhe genösset, die Eurem Alter angemessen ist . . . Es ist mein und Anna's höchster Wunsch, Euch durch unsere Liebe die Leiden vergessen zu machen, deren Ihr so viel im Leben zu tragen gehabt, und darum bitte ich Euch:

laßt von jetzt an mich sorgen für die Erkämpfung unseres Rechts, und gebt Euch der Ruhe hin, die Eurer Seele und Eurem Gemüthe so Noth thut."

„Wie könnte ich das, Valentin?!" erwiederte der Thürmer mit weicher Stimme. „Handelte es sich nur um mich, so wär's vielleicht möglich, daß ich Deinem wohlgemeinten Rathe folgte und glücklich wäre in der Liebe meiner Kinder. Aber der Gedanke, Euch für immer in unverdienter Niedrigkeit zu wissen, frißt beständig am Herzen des Vaters, und läßt mir weder Ruhe noch Rast, bis ich Euer Recht errungen, und ich bin gewiß, daß es mein Tod wäre, müßte ich, wie es jetzt fast scheint, alle Hoffnung auf Erlangung desselben aufgeben . . ."

„Das sollt Ihr auch nicht, Vater!" fiel Valentin von Neuem ein. „Ich gelobe es Euch, danach zu streben mit allen Kräften, daß Ihr wenigstens im Alter noch zu Ehren kommt, und wenn Gott im Himmel uns nicht ganz verlassen, wird mir dies auch gelingen!"

Traurig schüttelte der Thürmer das Haupt „Was könntest Du mehr thun, als ich, mein Sohn?" sagte er zweifelnd. „An die zehn Jahre meines Lebens habe ich daran gesetzt, jenen Pfarrer zu erforschen, welcher der Ehe meines Vaters die kirchliche Weihe gegeben, oder wenigstens den Ort zu erkunden, wo dies geschehen, aber alle meine Anstrengungen waren umsonst. Jetzt sind wieder zehn Jahre verflossen, — wie darfst Du daher auf besseren Erfolg hoffen? . . . Nur das Trauzeugniß meines Vaters, das in dieser

Kirche von seinem Vertrauten aufbewahrt ward, vermag unser Recht darzuthun, und ich denke immer noch, es zu finden; sinkt aber auch diese Hoffnung in den Staub, dann —"

Er hielt inne, als getraue er sich nicht, sich ganz der Hoffnungslosigkeit dieses Gedankens zu überlassen.

„Noch giebt es einen anderen Weg, um zum Ziele zu gelangen," sprach Valentin wieder. „Du weißt, mein Vater, daß ich meinen jetzigen Stand gewählt habe, um mich in den Waffen zu üben, und nahm Dienste bei der Stadt, weil ich dabei in Eurer und Anna's Nähe weilen konnte; als Reisiger des Kurfürsten hätte ich mich im Waffenhandwerk nicht mehr vervollkommnen können, als hier, da Herr Otto seit langer Zeit das Lotterbette nicht mit dem Schlachtroß vertauscht hat... Aber es muß bald anders werden in den Marken; ein ander Regiment wird eintreten, und dann wird's Gelegenheit genug geben, sich hervorzuthun im Dienste des Landesherrn, in den ich dann treten werde. Mit dem Schwerte in der Hand will ich mir durch meine Thaten den Platz erobern, der mir gebührt, und bin ich erst zu Ehren und Würden gelangt, dann, Vater, ist es Zeit, mit meinen Ansprüchen herauszutreten, dann kann ich als Ankläger gegen unsere Feinde auftreten, und dann laßt sehen, ob ihr böses Gewissen meiner Anklage Stand halten kann. Und daß ichs so weit bringe, mögt Ihr sicher glauben, denn ich fühle die Kraft und den Muth dazu in mir, und Gott, der ein gerechter ist, wird gnädiglich seinen Seegen dazu verleihen! . . .

Darum versprecht mir, Vater, künftig mir Eure Sorgen zu überlassen, ohne der Hoffnung Eures Alters zu entsagen . . ."

„Thue Jeder das Seinige, mein Sohn," erwiederte der Thürmer, indem er sich erhob und die Urkunden in einen Wandschrank schloß, denn man hörte Martins schwere Tritte auf der Stiege, die zu diesem Gemache führte. „Ich kann nicht ablassen von Dem, was ich begonnen, ohne meine heiligsten Pflichten gegen meine Kinder zu brechen, für deren Recht ich kämpfen muß bis zum letzten Athemzuge; dies bin ich Dir und Anna schuldig. Auch habe ich einen heiligen Eid geschworen am Sarge Deiner Mutter, nicht zu rasten, bis ich die Beschimpfte gerächt und zu Ehren gebracht, denn sie traf die Schmach härter noch als uns; und diesen Eid werde ich zu erfüllen trachten, so lange dieses Herz noch schlägt! . . . ."

Martins Eintritt, der inzwischen eine warme Suppe und einen guten Nachttrunk bereitet hatte, machte dem Zwiegespräch für jetzt ein Ende. Nachdem er den Tisch gedeckt, verließ er das Gemach wieder, da der treue Diener an den ernsten Zügen der beiden Männer wohl gewahrte, daß hochwichtige Dinge zwischen Vater und Sohn verhandelt wurden, wobei jedes Fremden Gegenwart lästig sei.

Schweigend ward das frugale Abendessen eingenommen; nach Beendigung desselben nahm der Thürmer wiederum das Wort.

„Am Herzen Anna's muß ein bitterer Kummer nagen," sagte er, „denn täglich wird das

arme Kind bleicher, und der Glanz ihrer Augen verlischt, wie mich's bedünkt, von vielem Weinen. O, es ist bitter, fremder Leute Brot essen zu müssen, wo man sich jeden Bissen durch neue Kränkung vergiften lassen muß, und ich fürchte, sie verzehrt sich selbst in stummem Harm, seit sie vom Herzen des Vaters weg und in fremde Dienstbarkeit treten mußte!... Hartes Geschick, wann wirst Du Dich einst wenden?! . . . Ich mag nicht klagen, doch übermannt's mich öfter . . ."

„Anna's Loos ist nicht so hart, als Ihr meint, mein Vater," nahm Valentin tröstend das Wort. „Ist das gute Mädchen doch freiwillig in den Dienst gegangen, um Eure alten Tage sorgenloser und angenehmer zu machen, und da sie darin ihr höchstes Glück findet, so ist ihr Leben ja an Freuden reich, denn es vergeht keine Woche, wo sie Euch, und somit sich selbst, nicht eine Freude machte! . . . Auch dürft Ihr nicht fürchten, daß sie Kränkungen zu erdulden habe im Hause der Frau von Damnitz, deren Güte eben so bekannt, als es ihre strenge Tugend ist; wer sich gegen diese nicht versündigt, hat an ihr nicht Gebieterin, sondern Freundin und Mutter. Und Anna, Vater, ist nicht das Mädel, das sich der Gunst der edlen Frau verlustig machte durch ihren Wandel; das weiß die ganze Stadt, und ich will Den sehen, der den leisesten Makel an ihr finden sollte. Eine wahre Freude ist's, sie Sonntags auf dem Kirchgange zu sehen, wie Alles, Vornehm und Gering, sie freundlich grüßt, als wäre sie die erste Bürgerstochter! . . . Nein, erlittene Kränkungen von ihrer edlen Frau sind's

sicher nicht, die ihre Wangen gebleicht haben, wie ich von Euch höre, denn mein Dienst läßt nicht zu, daß ich sie oft sehe... Um Euch aber vollends den Kummer um sie zu nehmen, will ich Euch sagen, Vater, was die Ursache davon sein wird: die gute Tochter denkt daran, wie sie dem Vater zum kommenden Christfeste eine neue Freude bereitet durch Bescheerung einer Arbeit ihrer fleißigen Hände, und die Nächte, die sie daran wenden muß, tragen nicht dazu bei, die sonst so schöne Röthe ihres Antlitzes zu erhöhen; doch das wird sich schon wieder finden, wenn ihr kindlich Herz nach vollbrachter Arbeit sich mit Euch freut . . . Darum laßt die düstern Sorgen um Eure Kinder fahren, Vater; wahrlich, ihnen fehlt nichts weiter zum Glücke, als Euch zufrieden und heiter zu sehen, den sie auf dieser Welt am meisten lieben!... Möge nur der Allgütige Euer theures Leben uns erhalten, damit es uns noch vergönnt ist, alle Wünsche, die Ihr hegt, zu erfüllen! — Das ist Anna's Gebet und das meinige am Abend wie am Morgen, und das wird Gott sicher nicht unerhört lassen!"

Diese, aus des Sohnes tiefster Seele kommenden Worte, verfehlten ihren Eindruck auf den Vater nicht. Der Thürmer erhob sich vom Sessel und zog Valentin an sein Herz. „Vater im Himmel," sprach er mit aufwärts gerichtetem Blick, während eine Thräne dem in milder Rührung erglänzenden Auge entrann, „Dein unerforschlicher Rathschluß nahm mir Vieles, er nahm mir Ehre und Gut, er nahm mir mein theures,

liebes Weib, meine Barbara, deren Herz vom Gram gebrochen ward, — aber er ließ mir das Herrlichste, das Beste: er ließ mir ein Kinderpaar, wie Valentin und Anna!... O, verzeihe, wenn ich oftmals im Unmuth mit Dir zu rechten wagte: es war ja vor Allem ihr Geschick, das mich so sehr bekümmerte!... Mein Valentin, und Du, meine Anna, die Du jetzt vielleicht auf Deinem Kämmerlein für den Vater betest — ich segne Euch, meine Kinder!..."

Seine tiefe Rührung ließ ihn nicht weiter sprechen. „Mein Vater, mein theurer Vater!" mehr vermochte auch Valentin nicht zu stammeln, denn zum ersten Male war es ihm heute vergönnt worden, einen so tiefen Blick in das Vaterherz zu thun, in das Herz des Vaters, das die herben Schicksalsschläge und die Bosheit der Menschen mit einer Eisrinde umgeben hatten, welche in besonders trüben Stunden auch nicht die Kindesliebe zu schmelzen vermocht.

„O Lindstädt und ihr Andern, könntet Ihr mich sehen in diesem Augenblicke, Euer schwarzes Herz würde bersten in giftigem Neid!" fuhr der Thürmer nach einer Pause fort. „Du, Balthasar von Lindstädt, Du warst einst mein Jugendfreund; ich habe Dich geliebt, wie einen Bruder, und mein Vater war Dein Wohlthäter von Deiner Jugend auf: und dennoch habe ich Dir zwanzig lange Jahre der Schmach und des Kummers zu danken... Und doch könnte ich Dir verzeihen, wenn Du nur mich, und nicht auch meine Kinder in das Elend gestürzt hättest; ich würde Dir verzeihen schon deswegen,

weil ich ohne Deine teuflische Bosheit vielleicht nie das Glück empfunden hätte, solche Kinder mein nennen zu dürfen; — denn nur ihretwegen habe ich Dir tödtliche Feindschaft gelobt! Was hatten Dir die Unschuldigen gethan?!... Siehe, Du schwelgest jetzt in dem Gute meiner Kinder, deren Erbe Du geraubt, und darum straft Dich auch der Herr in Deinem Kinde. Was ist Dein Otto, der elende, nichtsnutzige Nachtschwärmer und Raufbold, gegen meinen Valentin! Ja, — sollte der Arm des irdischen Richters Dich nicht ereilen können: wohlan, Dein eigner Sohn wird uns einst rächen an Dir, Dein eigen Fleisch und Blut wird Deine Strafe werden, denn Dein Sohn, verworfener vielleicht noch als Du selbst, wird einst seines eigenen Vaters nicht schonen, seiner bösen Gelüste willen. Ich gebe meinen Fluch dazu!..."

Seine Züge hatten bei den letzten Worten wieder einen düsteren, fast erschreckenden Ausdruck angenommen.

„Sprecht nicht so Entsetzliches, Vater," bat Valentin schaudernd. „In dieser heiligen Stunde sollte Euer Herz auch gegen den Feind milde und versöhnlich sein!"

„Nimmermehr!" rief der Thürmer leidenschaftlich. „Nimmer kann von Versöhnung zwischen ihm und mir die Rede sein!... Und auch meine Kinder dürfen nie Gemeinschaft haben mit den Mördern ihrer Mutter, weder mit ihnen selbst, noch mit ihrer ganzen Sippschaft!... Handeltet Ihr je dagegen" — der Ton seiner Stimme erklang dumpf und schauerlich — „könntet Ihr je

anders fühlen, so möge mein Fluch — — Doch nur daran zu denken ist Tollheit; seid Ihr ja doch mein Fleisch und Blut!..."

Er hatte in seiner Erregtheit nicht bemerkt, daß in dem Augenblicke, wo er seinen Kindern mit dem Fluche drohte, Martin die Thür des Gemachs halb geöffnet hatte, und mit erhobenem Arm in derselben erschien, als wolle er ihn verhindern, die schrecklichen Worte auszusprechen. Als aber der Thürmer selbst vor Dem, was er zu sagen im Begriff stand, zurückschauderte, da verschwand auch Martin wieder so geräuschlos und schnell, daß selbst Valentin von seiner Gegenwart keine Ahnung hatte.

„Was ist es, das Euch heut so seltsam erregt, mein Vater?" nahm Valentin nach einer Pause wieder das Wort. „Ich sahe Euch nie in so wechselnder Bewegung Eures Gemüthes. Verhüte der Himmel, daß Euch eine Krankheit heimsuche!"

„Du hast nicht ganz Unrecht, Valentin," erwiederte der Thürmer, „wenn Du mich heut anders findest, als sonst. Es muß mir etwas Ungewöhnliches bevorstehen, entweder ein großes Glück, oder auch ein Unglück, denn ich befand mich schon während des ganzen Abends in ganz besonderer Stimmung, und auf meiner Seele lastet Etwas wie eine Ahnung — ob eine freudige oder traurige, vermag ich selbst nicht zu entscheiden. Daher mags auch wohl gekommen sein, daß ich jedem Eindrucke empfänglich war, den unser Zwiegespräch hervorrief, und ich glaube fast, ich habe mehr geschwatzt, als nothwendig

gewesen. Wegen der Krankheit aber magst Du ruhig sein, mein Sohn; damit ists wahrlich nichts... Doch es wird Zeit sein, daß Du und Martin das Lager aufsuchen; Du mußt Kräfte zum morgenden Tagewerk sammeln, und der Bursche wird auch müde sein, denn er hat bereits zwei Nächte für mich gewacht und am Tage nicht geschlafen. Gott schenke Dir einen ruhigen Schlummer, mein Sohn!"

Ehrerbietig die Hand des Vaters küssend, war Valentin eben im Begriff, diesen zu verlassen, als Beide plötzlich befremdet aufhorchten. Die in dem niedriger liegenden Gemach befindliche kleine Glocke, welche durch einen Draht vom Eingange des Thurmes aus in Bewegung gesetzt werden konnte, sobald Jemand Einlaß in den Thurm begehrte, ließ sich plötzlich vernehmen, doch in so leisen Schwingungen, als ob der Draht von sehr schwacher Hand angezogen würde.

„Es wird der Zugwind sein, der vom wahrscheinlich offenen Fenster her mit der Glocke spielt," meinte der Thürmer.

Auch Valentin war dieser Meinung, da es noch nie vorgekommen war, daß Jemand zu so später Stunde Einlaß begehrte; er wollte daher eben die Stiegen hinab steigen, um das Fenster zu verschließen, als abermals der Ton der Glocke erscholl, aber diesmal bedeutend stärker. Martin, der sich eben in dem noch höher gelegenen Schlafkämmerchen befand, hatte gleichfalls den Ton vernommen und kam eilig herbei.

„Das hat Etwas zu bedeuten!" rief der

Thürmer. „Auf, Martin, lug' oben aus, ob wo ein Feuerzeichen zu sehen ist, während ich und Valentin uns bereit machen, auf Deinen Ruf die Sturmglocke zu ziehen. Schnell, daß uns Die von St. Nicolai nicht zuvorkommen! ... Ich habe überdies heute Abend die Rundgänge versäumt."

„Die habe ich abgemacht!" rief Martin, während er schnell wie eine Eichkatze die steile Treppe hinanklimmte zu der Gallerie, von welcher man nach allen Richtungen hin sehen kann.

Vater und Sohn eilten inzwischen hinab zur Glockenstube und nahmen die Seile zur Hand, bereit, auf den ersten Ruf die Sturmglocke zu ziehen.

Nach kurzer Zeit kam Martin herunter. „Es ist nichts!" berichtete er. „Unten in der Stadt ists todtenstill, und keine Spur vom Feuer weit und breit zu entdecken."

„So begehrt man unten Einlaß," sprach der Thürmer. „Doch wer könnte es sein? Sollte etwa Anna — —"

Zum dritten Male ward jetzt die Glocke von unten gezogen, und zwar hastiger und stärker noch als zuvor.

„Laßt mich nachsehen!" rief Martin, eilig eine Leuchte anzündend. Hurtig sprang er die Stiegen hinunter.

„Sollte etwa Verrath im Spiele sein?" sagte der Thürmer, als er mit seinem Sohne wieder allein war.

„Dann sollte es doch schwer halten, uns hier oben beizukommen," meinte Valentin. „Mar-

tin hält die abgesendeten Schergen sicher so lange auf, bis die Sturmglocke vorerst die wachthabenden Söldner herbeiruft, und dann bin ich nicht im Zweifel, wer den Kürzeren zieht. Das Gericht haben unsere feigen Feinde nicht gegen uns entboten, sie hätten dann nicht die Nachtstunden zu wählen brauchen; sondern es sind erkaufte Knechte, die auf uns fahnden sollen, und mit denen würden die wackern Stadtsöldner nicht viel Federlesens machen."

„Auch sollten sie uns nicht so leichten Kaufs bewältigen!" setzte der alte Sträuber entschlossen hinzu.

„Mir ist öfter vorgekommen, als sei dem Martin unser Geheimniß nicht mehr ganz fremd," begann er nach einer Pause wieder. „Und jetzt bleibt er so lange unten, daß in mir ein Verdacht gegen den Burschen aufsteigt. Bis jetzt habe ich ihn zwar durchaus treu erfunden —"

„Das ist er auch, die ehrliche Seele," fiel Valentin ein. „Wenn er auch mehr erlauscht haben mag, als eigentlich gut wäre, so würde ich doch meinen Kopf für seine Treue und Verschwiegenheit einsetzen. Sein Herz weiß nichts von Verrath und Tücke."

„Der schwarze Undank und die boshafte Hinterlist meiner Verwandten und Jugendgefährten haben mich mißtrauisch gegen Jedermann gemacht," erwiederte der Thürmer; „doch glaube ich, daß Du Recht hast. Jetzt höre ich ihn kommen; da werden wir ja gleich wissen, was es giebt. Wie's scheint, ist er allein."

Es währte nicht lange, so stand Martin vor

ihnen. Zwar wollte es Beide bedünken, als sei der Ausdruck seines Gesichts etwas anders, als sonst, doch schrieben sie diese Veränderung seinem Mißmuthe zu, als sie seinen Bericht vernahmen.

„Ein Nachtschwärmer hat mit uns Kurzweil getrieben,“ sagte er mit einem Anstrich von Verdruß. „Ich sahe beim Mondenschein den Burschen davon laufen und hörte sein schadenfrohes Gelächter, daß es ihm gelungen, mich zu äffen.“

„Nun, es ist doch immer besser, als hätte das Ziehen an der Glocke ein Unglück bedeutet,“ meinte Valentin lächelnd. —

Da der alte Sträuber für diese Nacht die Thurmwacht zu besorgen hatte, so kehrte er in sein Gemach zurück, während Valentin, von dem Gehülfen seines Vaters gefolgt, sich in die Schlafkammer begab. Hier zog Martin den jungen Mann in den entlegensten Winkel, indem er ihn durch ein Zeichen aufforderte, zu schweigen. Staunend wartete Valentin der kommenden Dinge.

„Verzeiht, Herr Rottmeister,“ flüsterte Martin so leise, als fürchte er, die Wände hätten Ohren, „verzeiht mir, daß ich gewagt, Euch und Euren Herrn Vater vorhin zu belügen. Aber sie — nein, er — er bat so rührend, daß ich wahrlich nicht anders konnte... Still, still!... Sprecht nicht, Euer Vater könnte Euch hören; Ihr sollt sogleich Alles erfahren.“

Nachdem sich der Vorsichtige nochmals überzeugt hatte, daß sein Herr noch in dem unteren

Gemach verweile, wandte er sich wieder zu dem ungeduldig harrenden Valentin:

„Als ich vorhin die Pforte zum Thurm öffnete,“ fuhr er fort, „um nachzusehen, wer da unten sei, fand ich einen Mönch, der die Kapuze fast übers ganze Gesicht gezogen hatte, so daß ich trotz meiner Leuchte und des Mondenscheins nichts davon sehen konnte; doch gewahrte ich, daß er heftig zittere. Freundlich forschte ich nach seinem Begehren. Da fragte er mit zaghafter Stimme nach Euch, junger Herr, ob Ihr oben wäret. Doch er hatte eigentlich gar keine Stimme, sondern nur ein Stimmchen, so sanft, so zart, just wie Eure Schwester Anna. Ich merkte gleich, daß es ein Frauenzimmer war — ja, ein Frauenzimmer — war ... Unterbrecht mich bei Leibe nicht, Herr Rottmeister, denn wenn Ihr jetzt losplatzt, hört's Euer Vater sicherlich, vielleicht auch noch der Thurmwart auf St. Nicolai, das sehe ich Euch an ... Also — ich sagte ihr, daß Ihr allerdings oben wäret, und erbot mich, Euch zu rufen, wenn's nothwendig wäre. „Nein, nein!“ rief sie mit ängstlicher Hast, schwieg aber dann. Ich vermuthete, daß sie mir einen Auftrag geben würde, und wartete daher. Nachdem sie mich eine Weile betrachtet hatte, fragte sie, ob ich Euer Freund sei. „Ei, das weiß die ganze Stadt, und Ihr nicht?“ rief ich unwillig. — „Um Gotteswillen, nicht so laut!“ flehte sie, sich scheu umblickend. „Wenn Ihr denn sein Freund seid und es gut mit ihm meint,“ fuhr sie nach kurzem Zögern fort, „so sagt ihm, er solle morgen um keinen Preis dem Wagen mit

den Goldgülden das Geleit nach Tangermünde geben, denn es wäre sein Tod! Ich darf nicht mehr sagen, aber ich bitte Euch: beschwört ihn bei Allem, was ihm heilig ist, meiner Warnung Gehör zu schenken. Man führt was Schändliches gegen ihn im Schilde, zum Lohne seiner edlen Großherzigkeit. Noch einmal, wenn Ihr sein Freund seid, so bietet Alles auf, ihn von der Reise zurückzuhalten, und wenn es durch Gewalt geschehen sollte!" — „Oho, da kennt Ihr den Herrn Rottmeister schlecht, wenn Ihr von Gewalt sprecht: damit wird nichts ausgerichtet bei ihm," erwiederte ich. „Aber Ihr habt mir wahrlich angst und bange gemacht, Herr Pater oder Fräulein, denn ich weiß nicht, was von Beiden Ihr eigentlich seid. Und das ist gerade eben das Schlimmste, denn denkt Ihr, mein Herr werde seine erst am vergangenen Tage erhaltene Würde gleich beflecken durch Versäumniß seiner Pflicht, wenn Jemand, von dem man nicht weiß, was und wer er ist, mitten in der Nacht kommt und ihm sagen läßt, es sei Gefahr dabei?! Nein, das kann ich Euch im Voraus sagen, da habt Ihr Euch umsonst bemüht." — Das schien sie denn auch einzusehen, denn nach kurzem Besinnen, wobei ich deutlich ihr Herz pochen hörte, zog sie aus ihrem Busen dies Band hervor. „Gebt ihm dies," sagte sie, „und beschwört ihn bei dem Andenken — —"

„Das Band — das Band!" rief Valentin, der längst wie auf glühenden Kohlen zu stehen schien. „Gieb schnell das Band! . . ."

Er riß es dem ihn um Ruhe beschwörenden

Martin aus der Hand und stürzte zu dem Tische, wo die Leuchte stand. Hastig riß er sein Wamms auf, nestelte ein Stück Band ab, welches er an einer Schnur auf seiner Brust trug, und hielt es gegen das von Martin erhaltene. Beide Bänder waren augenscheinlich früher eins gewesen und auseinander gerissen worden, so genau paßten die Enden zusammen.

„Agnes!!!" rief er halblaut aus, und preßte einen heißen, innigen Kuß auf das Band.

„Wo ist sie — welchen Weg hat sie genommen?" fragte er dann heftig, indem er sich zur Thür wandte.

„Ihr werdet ihr doch nicht nacheilen wollen?!" erwiederte Martin. „Es würde zu Nichts dienen, lieber Herr; denn nachdem sie mich noch inständigst gebeten, es nur Euch, sonst keinem Andern, und wäre es selbst Euer Vater, zu sagen, floh sie behend wie ein Reh davon und verschwand in dem Schatten der Häuser am Markte."

Mit großen Schritten ging Valentin im engen Kämmerlein auf und nieder. Endlich blieb er vor dem ihm ängstlich zusehenden Martin stehen.

„Wirst Du mir zu Liebe schweigen gegen meinen Vater, Freund?" fragte er. „Du weißt, ich habe nie ein Geheimniß vor ihm gehabt, und will es auch jetzt nicht haben; nur möchte ich gern verhüten, daß er das Vorgefallene erfährt, bevor ich von meinem Zuge nach Tangermünde zurück bin. Du versprichst mir Dies?"...

„Alles, was Ihr von mir verlangt, lieber

Herr!" betheuerte Martin. „Aber, da Ihr die Dame kennt und Etwas auf ihre Worte zu geben scheint, werdet Ihr doch nicht ihrer Warnung zuwider handeln?!... O thut, wozu sie Euch gerathen! Bedenkt Euren Vater und Eure Schwester; wenn Euch ein Unglück widerfahren sollte —"

„Schweig davon," gebot Valentin, „und erwähne der Geschichte nicht mehr, bis ich Dich Deines mir gegebenen Wortes entbinde... Sollte mir wirklich etwas Menschliches begegnen, so — nun, so schweigst Du für ewige Zeiten. Verstehst Du, Martin?"

Dieser gelobte auch Das. — Einige Zeit lang blieb er noch auf der Lagerstätte sitzen, den Kopf sinnend in die Hände gestützt, und richtete hin und wieder einen verstohlenen Blick auf seinen jungen Freund, der noch immer den Raum der Kammer durchmaß. „Nun, so ruhet denn wohl," sagte er endlich, sich's auf dem Lager bequem machend, in ziemlich gleichgültigem Tone. „Auf meinen Augenlidern lagert der Schlaf mit bleiernem Gewicht!" —

Valentin trat jetzt an das Fenster und legte die brennende Stirn an die kalten Glasscheiben. Gedankenvoll blickte er hinaus in die vom Mondenlicht erhellte Landschaft. Tief unter seinen Füßen lag die Stadt in lautloser Ruhe; doch weder die dort unten herrschende Todtenstille, noch das heisere Gekrächz der Nachteulen in der Thurmspitze und das Kreischen der vom Winde bewegten Wetterfahne über seinem Haupte vermochte seine Sinne abzulenken von Dem, was

jetzt seine träumende Seele beschäftigte. Seine Blicke schweiften hinüber, wo die Spree ihre schäumenden Wogen der Stadt zuführte, wo ihr breites Bett zwischen der dunklen Waldung und dem grauen Schilfe wie ein silbernes Band sich hindurchschlängelte. Immer mehr dem Morgen zu wendet er den Blick; jetzt sieht er den Kirchthurm des kleinen Fischerdörfleins Stralow hinter dem Gebüsch hervorragen; er sieht die schimmernde Wasserfläche, welche sich dort mit dem Flusse verbindet; jetzt haftet sein Blick — es sind die Ufergestade des dort gelegenen See's, heute der Rummelsburger genannt, welche ihn fesseln.

Ein tiefer Seufzer entringt sich Valentins gepreßter Brust, als er seine Blicke dort weilen läßt. Wonne und Schmerz, heiße Sehnsucht und sanfte Wehmuth erfüllen sein Herz, das in unruhigen Schlägen pocht, als wolle es sich der es bedrängenden Gefühle entledigen. Sein geflügelter Geist aber versetzt sich zurück in eine jüngstvergangene Zeit, und willig überläßt er sich den Erinnerungen, die diese ihm beut.

Und wie beseeligend müssen diese Erinnerungen sein! . . . Des Jünglings Auge erglänzt in hoher Lust, als er sich in sie versenkt; die Gegenwart entschwindet seinen Blicken, die der Vergangenheit zugewandt sind; fast unbeweglich steht er am hohen Thurmfenster, und sein geistiges Auge sieht nur die Bilder, die von der Erinnerung ihm vorgeführt werden, und die, obgleich in letztverflossener Zeit bei ihrem leisesten Auftauchen durch seine starke Willenskraft siegreich

aus seiner Seele verbannt oder wenigstens in das Innerste derselben zurückgedrängt, doch jetzt, wie durch magische Gewalt hervorgerufen, ihm wie Gestalten eines süßen Traumes vorüberziehen, dem man sich so gern überläßt, und wo man nimmer erwachen möchte.

Dieser Traum, der wachend des Jünglings Seele erfüllte, war folgender:

. . . .

— Es ist die Zeit des wunderherrlichen Lenzes, der die erstarrte Erde erwärmt durch seinen belebenden Odem, wo die aus dem Winterschlaf erwachende Natur aufs Neue ihr segenspendendes Füllhorn leert über die erstorbenen Fluren, daß sie in frischem Grün prangen, und Bäume und Gesträuche sich bedecken mit duftigen Blüthen; es ist die Zeit, wo auch der Mensch sich verjüngt fühlt im Anblicke der erhabenen Gottesschöpfung, deren herrliche Pracht sich mit jedem Tage mehr entfaltet, dem Schöpfer zu Ehren und ihm zum Wohlgefallen: — es ist die Zeit des lieblich-holden Maimondes.

— Da treibt es auch Valentin, den jungen Stadtsöldner, hinaus aufs Feld, in Wald und Hain, um abzuschütteln den Alltagsstaub irdischer Sorgen von seiner Seele, und sie zu baden in dem himmlischen Thau heiliger Andacht, die das unverdorbene Gemüth ergreift, tritt es zum ersten Male nach rauhem Wintersturm in den hehren Tempel der Natur, wo laue Frühlingsluft, gleich dem Odem der liebenden Allmacht, den eisigen Hauch des Sinnbildes des Todes verbannt hat. Doch nicht auf Geist und Gemüth allein, auch

auf die Sinne, die der allgütige Schöpfer uns gegeben, um durch sie seine Gaben genießen zu können, übt die wiedererwachte Flur ihren beglückenden Einfluß: in vollen Zügen athmet der junge Mann die süßen Blüthendüfte ein, und lauscht dem Gesange der Vögel. O wie schön liegt sich's da auf dem grünen Teppich der Wiese, unfern des plätschernden See's, umschwirrt von summenden, buntgeflügelten Schmetterlingen; wie wohl ist ihm inmitten der Tausende und abermal Tausende von lebenden, oftmals dem menschlichen Auge unsichtbaren Geschöpfen, in den Lüften, auf der Erde und im Wasser, die gleich ihm in der Wonne des Frühlings schwelgen! Dabei umgaukeln ihn anmuthige Träume aus seiner frühesten Kindheit, wo er noch glaubte an die wunderherrlichen Feen und Nixen des See's, die ihren krystallenen Palästen nicht selten entstiegen, um tugendhafte Sterbliche zu beglücken, und von denen ihm die Mutter so oft gesungen, als sie noch lebte. Es ist ihm, als durchlebe er sie noch einmal, die glückliche Kindheit, und er freut sich ihrer seeligen Stunden, vergessend, daß die Blüthe seiner Jugend nur zu früh geknickt wurde durch boshafte Menschenhand. —

— Doch horch! welcher Mißton schrillt da plötzlich durch die lieblichen Laute der Natur? Ist das eine menschliche Stimme? ... Woher dieser immer näher kommende Donner, der den Grund erzittern macht?!

— Der Jüngling erwacht aus seinen Träumen und springt auf. Da siehe: — aus dem

Dunkel des Waldes, mit wild-flatternder Mähne, weit geöffneten Nüstern und schaumbedecktem Rachen jagt ein Roß daher in sausendem Laufe; auf seinem Rücken trägt es eine Jungfrau, die sich in verzweifelnder Angst um des Thieres Hals klammert; der Zügel ist ihren Händen entfallen. Ihr Antlitz zeigt das bleiche Bild des Schreckens und der Todesangst; vom Winde zerzaust, flattert ihr schwarzes Haar mit der Mähne des Rosses um die Wette. Jetzt schlägt sie das Auge auf: vor sich sieht sie die große Wasserfläche des See's, und ein neuer Schrei, von der Todesangst ausgepreßt, entringt sich ihrer Brust, während das Thier, wie von Furien gejagt, immer schneller dem abschüssigen Ufer zusprengt.

— Hier gilt nicht langes Besinnen. Die furchtbare Gefahr der Jungfrau wahrnehmen, das Schwert ziehen und dem wilden Roß entgegenstürzen, ist das Werk eines Augenblicks bei dem jungen Stadtsöldner. Gleichzeitig saust das Thier an ihn heran. Mit geschickter Berechnung stößt seine rechte Hand das Schwert in des Pferdes Weiche, und die linke erfaßt den Zügel, um ihm das Hinabsetzen in den nur noch wenige Schritte entfernten See zu wehren. Doch die Angst und der furchtbare Schmerz geben dem Thier Riesenkräfte; den kühnen Jüngling mit sich zerrend, erreicht es mit einem gewaltigen Sprunge das Ufer, und im nächsten Augenblicke spritzt das Wasser hoch auf über Roß und Menschen. Sie scheinen verloren.

— Doch Valentin verliert die Besinnung

nicht. Als die Wellen über ihm zusammenschlagen, läßt er den Zügel des Rosses fahren und ist, ein geübter Schwimmer, in wenigen Sekunden auf der Oberfläche des Wassers. Rings umher wirft er den forschenden Blick; ziemlich entfernt von sich sieht er an der unruhigen Bewegung des See's, daß dort, wo er am tiefsten, das Roß den Todeskampf kämpfe. Ein tiefer Schmerz durchzuckt sein Herz, denn aus dieser Gefahr rettet die Jungfrau nur Gott!

— Was aber ist das?! Ja, er irrt sich nicht: da taucht, nicht allzufern von ihm, das Gewand der Jungfrau auf. Freudig, mit kräftigem Arm theilt er die Wogen, er erreicht sie, erfaßt sie mit starker Hand und kämpft sich mit der kostbaren Beute bis zum Ufer des See's, der sein Opfer nur durch übermenschliche Anstrengung sich entwinden läßt.

— Endlich ist der feste Grund erreicht; auf der weichen Wiesenmatte liegt die bleiche, dem Tode entrungene Jungfrau. Was Valentin in vollem Bewußtsein gethan, war bei ihr durch das Entsetzen geschehen: beim Sprunge in die Fluthen hatte sie die um den Hals des Rosses geschlungenen Arme kraftlos sinken lassen und so ihr Geschick von dem des Thieres getrennt. — Da liegt sie nun, ein Bild des Todes, mit geschlossenen Augen; neben ihr knieet der kühne Retter, bemüht, sie emporzurichten und vorsichtig das enge Mieder zu lösen, das ihr die Luft benimmt. Der Himmel belohnt seine Bemühungen mit Erfolg; nach kurzer Zeit schlägt die Gerettete die Augen auf.

— Ihr erster Blick fällt auf den jungen Mann an ihrer Seite, aus dessen blondem Lockenhaar die Wassertropfen, gleich Perlen, auf ihr Antlitz fallen. Sie scheint erst ihre Erinnerungen sammeln zu müssen, um ihren Zustand zu begreifen; doch bald kehrt ihr das volle Bewußtsein zurück.

— „Wer hat mich gerettet?" fragt sie mit noch schwacher Stimme.

— „Gottes Güte und Allmacht hat Euch gnädiglich behütet, edles Fräulein," erwiedert Valentin bescheiden; „sie waren es, die Euch aus den Fluthen des See's emporgehoben."

— Mit dem Ausdruck innigen Dankes richtet sie den Blick auf das Antlitz des Jünglings, dessen Auge sich verwirrt zu Boden senkt. „Ihr, Ihr habt mich gerettet!" spricht sie wieder; „o, möchte mein heißer Dank Eure edle That lohnen können . . . Doch leider habe ich nichts, als Worte, ihn zu bezeugen!" —

— „Gott war mit mir," stammelt Valentin, dessen Brust ein bisher nie gekanntes Gefühl beschleicht; „ihm nur gebt die Ehre!"

— Inzwischen fällt der Jungfrau Blick auf das etwas in Unordnung gekommene Mieder; mit sittsamem Erröthen bringt sie dasselbe wieder in seinen früheren Stand. Dann bittet sie den jungen Mann um Auskunft, wie er ihre Rettung aus der drohenden Gefahr vollbracht.

— Valentin fühlt bei jedem ihrer Worte und Blicke sein Herz unruhiger pochen; er fühlt aber auch, daß es hohe Zeit sei, sich diesem ungewohnten Einflusse zu entziehen, wenn er

nicht Das, was in ihm vorgeht, verrathen will. „Gern will ich Euch genauen Bescheid geben, edles Fräulein,“ erwiedert er, seine ganze Festigkeit zusammennehmend, „doch erlaubt, daß ich Euch zuvor nach dem nahen Dorfe geleite, wo Ihr Eure durchnäßten Kleider trocknen und Euren Eltern Kunde geben könnt, daß sie Euch von dort abholen.“

— „Ihr habt Recht,“ entgegnet sie, indem sie sich mit Hülfe ihres Retters vom Boden erhebt; „und auch Euch thut Erholung noth nach Eurem schweren und gefährlichen Werke. Laßt uns also gehen.“

— Beide gehen langsamen Schrittes dem Dorfe zu, da die durch den Unfall geschwächten Kräfte der Jungfrau ein rasches Gehen nicht gestatten. Auf dem Wege muß Valentin über die Einzelnheiten seines Rettungswerkes berichten.

— „Was aber konnte Euch bewegen, für eine Fremde Euer Leben einzusetzen?“ fragt die Jungfrau, als er mit kurzen Worten seine Erzählung beendet. „Bedachtet Ihr nicht, was Ihr dabei wagtet?!“

— „Wie konnte ich zaudern, da ich Euch in Gefahr sahe!“ erwiedert Valentin feurig; „und hätte ich zehn Leben zu verlieren, ich würde sie freudig einsetzen, wenn es gälte — — einem Besseren, als ich, das seinige zu erhalten!“

— Ein himmlisches Lächeln verklärt die Züge der Jungfrau bei diesen Worten. „Ihr seid ein edler junger Mann!“ lispelt sie leise, begleitet von einem sanften Drucke ihrer Hand.

— Schweigend gehen sie jetzt neben einan-

der her. Valentin ist das Herz so voll, daß es zerspringen möchte; und doch ist er sich nicht bewußt, ist es Freude oder Traurigkeit, was ihn so mächtig bewegt.

— Noch haben sie das Dorf nicht erreicht, als vom Walde her Rossestritte erschallen und ein Reiter in vornehmer Tracht, gefolgt von mehreren Dienern, mit verhängtem Zügel heransprengt. „Mein Vater!" ruft die Jungfrau, und dieser bricht in lautes Frohlocken aus, als er die Gerettete gewahrt. Hastig schwingt er sich vom schweißtriefenden Rosse und eilt auf sie zu.

— „Wie froh bin ich, Dich lebend wieder zu finden!" ruft er aus. „Schon fürchtete ich, zu spät zu kommen, als ein Landmann mir die Gefahr meldete, in die Dich das wildgewordene Roß gebracht. Doch sage, was ist mit Dir geschehen?" fuhr er fort, als er ihre nassen Kleider gewahrte. „Und wo ist das Thier?"

— „Das Roß fand seinen Tod in den Fluthen des See's, aus denen ich selbst nur durch die großherzige Kühnheit dieses edlen Mannes gerettet worden!" erwiedert die Jungfrau, indem sie den bescheiden zur Seite getretenen Valentin an der Hand zu ihrem Vater führt. „Ihm dankst Du es, Deine Tochter noch lebend zu finden." — Mit beredten Worten schildert sie die Gefahren, denen sich ihr Retter ausgesetzt.

— Mit forschendem Blicke betrachtet der Ritter den jungen Mann. „Ihr seid Söldner im Dienste der Stadt Berlin?" fragt er endlich.

— „Das zeigt Euch meine Kleidung, Herr Ritter," erwiedert Valentin, der sich eines ge-

wissen Widerwillens gegen den Vater der von ihm geretteten Jungfrau nicht erwehren kann.

— „Und ist diese Stadt zugleich Euer Geburtsort?“ fährt der Ritter fort zu fragen.

— „In der Stadt Rathenow, wo mein Vater seit langer Zeit Tuchmacher war, ward ich geboren,“ versetzt der junge Mann mit einem leichten Erröthen. „Doch erlaubt, daß ich Euch daran erinnere, wie Eure edle Tochter mit nassen Kleidern in der kühler werdenden Abendluft verweilt, und es daher vor Allem nothwendig ist, sie fort von hier und in Eure Behausung zu bringen.“

— „Eure Mahnung ist verständig, junger Mann,“ entgegnet der Ritter. „Aber bevor ich diesen Ort verlasse, möchte ich Euch belohnen für den Dienst, den Ihr mir und meiner Tochter geleistet . . . Da, nehmt hin . . .“

— Bei diesen Worten nestelt er einen wohlgefüllten Beutel von seinem Gürtel, durch dessen Maschen man die blanken Goldgülden glitzern sieht, und reicht ihn Valentin dar.

— „Behaltet, Herr,“ erwiedert dieser, indem Zornesröthe sein blasses Antlitz färbt; „ich trage kein Verlangen nach Eurem Golde.“

— „Ihr seid wahrlich sehr stolz, Freund!“ entgegnet der Ritter, einen spöttischen Blick auf das schlichte Wamms des Stadtsöldners werfend. „Doch vermag ich vielleicht auf andere Art, Euch meine Erkenntlichkeit zu bezeigen, und wenn Ihr mir Euren Namen nennen wollt, so könnte meine Fürsprache in Berlin —“

— „Laßt das Alles,“ unterbricht ihn Va-

lentin. „Kehret mit Eurer Tochter heim und preiset Gott für seine Hülfe.“

— „Ziemlich kurz angebunden seid Ihr auch,“ spricht der Ritter mit rohem Lachen, „und habt es Euch daher selbst beizumessen, wenn Eure übel angebrachte Großmuth Euch später gereuen sollte; denn wißt, daß Ihr so leicht nicht auf ein abermaliges Begegnen mit uns rechnen dürft, da wir nur kurze Zeit in dieser Gegend bei einem Gastfreund verweilen. Besinnt Euch daher wohl, indessen ich einen Knecht nach dem Dorfe sende, um eine Tragbahre für meine Tochter herbeizuholen; nachher könnte es zu spät sein.“

— Statt aller Antwort verneigt sich Valentin ehrerbietig gegen die Jungfrau, die ihres Vaters rauhes Benehmen sichtlich schmerzt, und schickt sich an, sie zu verlassen. Diese jedoch ergreift mit bittendem Blick seine Hand.

— „Scheidet nicht im Unmuth von uns,“ spricht sie, während der Ritter sich zu den Knechten wendet und diesen Befehle giebt; „ich würde mich Eurer edlen That nicht freuen können, müßte ich fürchten, daß meines Vaters rauhe Worte einen Groll in Eurem Herzen gegen uns zurückgelassen hätten!“

— „Das wird nie geschehen, edles Fräulein!“ versichert Valentin mit Wärme. „Stets werde ich dieser Stunde als der schönsten meines Lebens gedenken, da es mir vergönnt war, Euch einen Dienst zu leisten, und diese hohe Freude würde auch durch die gröblichste Beleidigung nicht verkümmert werden; deß seid gewiß!“

— Er will jetzt gehen, doch wie durch Zauber gebannt ist sein Fuß an die Stelle, wo sie vor ihm steht. So stehen sich die Beiden eine kurze Weile schweigend gegenüber, bis die Jungfrau, seine zunehmende Verwirrung gewahrend, ihn derselben durch ein Zwiegespräch zu entreißen sucht.

— Während Valentin ihren Worten lauscht und sie ihm erzählt, wie sie heute auf der Jagd abgekommen von den Gefährten, ihr Roß dann bei dem plötzlichen Aufspringen eines Waldthieres scheu geworden und mit ihr durch Feld und Gebüsch gesprengt sei, ohne daß sie des Thieres Herr zu werden vermocht hätte, und unrettbar verloren gewesen wäre ohne ihn, — da scheint es dem jungen Mann, als müsse er schier vergehen vor Wonne und stolzem Hochgefühl, daß es ihm vergönnt gewesen, die Perle der Frauen, wie sein Herz sie nannte, dem jähen Tode zu entreißen. Nie hätte ihm ein größeres Glück werden können.

— Doch bald wandelt sich seine Freude in Schrecken, denn plötzlich stockt die süße Rede der Jungfrau, ihre Wangen erbleichen und ihre Augen schließen sich; mit lautem Angstruf fängt er die Umsinkende in seine Arme auf.

— Auch der Ritter eilt herbei. „Was ist Dir, Agnes?!" fragt er erschreckt. Doch der Jungfrau geschlossene Lippen geben ihm keine Antwort mehr.

— „Um Gott — sie stirbt!" ruft Valentin im Tone der Verzweiflung aus, als die Jungfrau kein Zeichen des Lebens mehr von sich

giebt. Sanft läßt er sie auf den Rasenteppich nieder, entreißt einem müßig dastehenden Knechte das Barett, füllt es mit Wasser aus dem See und netzt damit die Schläfe der Bewußtlosen. Er wendet alle Mittel an, die ihm die Angst eingiebt, um sie ins Leben zurückzurufen; doch scheint all sein Mühen fruchtlos zu sein.

— Unterdeß schaut der Ritter in stumpfer Unthätigkeit dem Treiben des jungen Mannes zu, und nur leise Flüche tönen von Zeit zu Zeit von seinen Lippen.

— „Wir müssen Eure Tochter nach dem nahen Dorfe bringen, Herr," sagt Valentin endlich. „Sicherlich sind es die durchnäßten Gewänder, welche dies Uebel bewirkt haben, dem sie erliegen muß, wenn ihr nicht bald bessere Hülfe wird. Seht, ihr Antlitz wird immer bleicher... Betet, Ritter, daß Gott Eure Tochter erhalte!"

— „Das wird was Rechtes helfen!" erwiedert dieser ingrimmig. „Es ist heut nun einmal mein böser Tag; wenn die Dirne stirbt, geht das Erbe quitt und Alles ist verloren!"

— Ungeachtet er die letzten Worte nur halblaut vor sich hin murmelt, hat sie Valentin dennoch vernommen. „Ihr seid nicht werth, Herr, diesen Engel Eure Tochter zu nennen!" spricht er empört.

— Sicher hätte der Ritter seiner Wuth freien Lauf gelassen, wäre nicht in diesem Augenblicke eine alte Frau zwischen die beiden Männer getreten, die sie bis jetzt noch nicht gewahrt hatten; befremdet blickt der Ritter auf die

Alte, welche sich über seine Tochter niederbeugt und ohne Umstände ihr einige Tropfen bräunlicher Flüssigkeit einflößt, die in einer Phiole enthalten ist, — doch Valentins Augen leuchten in hoffender Freude, denn er kennt sehr wohl die heilkundige Mutter Wanka, vom Pöbel in Berlin gewöhnlich die Wendenhexe genannt, wegen ihrer Abstammung und ihrer vielen Wunderkuren; hat sie doch vor einigen Jahren auch seine Schwester Anna von schwerer Krankheit gesund gemacht.

— „Dachte mir's gleich, daß es so kommen würde, als ich im Dorfe von Euren Knechten hörte, was sich begeben," sagt die Alte zum Ritter, nachdem sie der Ohnmächtigen den Trank eingeflößt. „Drum lief ich der Tragbahre voraus, so eilig es mit meinen müden Füßen ging, und denke, noch nicht zu spät gekommen zu sein. Ihr mögt von Glück sagen, daß die alte Wanka heute Abend in Stralow war."

— „Wenn Du vermagst, sie am Leben zu erhalten, soll Dir reicher Lohn werden, Weib!" versichert der Ritter, dem ihr Name ebenfalls nicht unbekannt war.

— „Und Das wird Eurer Kunst mit Gottes Hülfe gelingen!" setzt Valentin hinzu, durch Wanka's Worte mit noch größerer Zuversicht erfüllt.

— Bei dem Tone seiner Stimme wendet die Alte ihre Blicke auf ihn, indem sie mit den Händen die Augen vor den blendenden Strahlen der untergehenden Sonne, der ihr Gesicht zugewandt ist, zu schützen sucht, um besser sehen zu können.

Eine augenblickliche Ueberraschung thut sich in ihren Zügen kund, als sie ihn zu erkennen scheint. „Bist Du's gewesen, Sohn, der das Fräulein den Wassern entrissen?" fragt sie. „Das ist wahrlich — —" Die folgenden Worte murmelt sie unverständlich vor sich hin.

— Inzwischen sind die Knechte mit der Tragbahre angelangt. Als wären alle Anwesende ihre Untergebene, befiehlt Wanka, die Ohnmächtige jetzt nach dem Dorfe zu tragen. „Dort kenne ich eine arme Wittwe," sagt sie, „welche ich in der Heilkunde unterrichte, damit sie sich ihr Brot verdienen könne. In deren Hütte ist das Fräulein am besten geborgen, denn Ihr dürft nicht daran denken, sie noch heute zwei Stunden Weges tragen zu lassen. Da ich vor Anbruch der Nacht bei einem Kranken sein muß, der nicht gar nahe von hier ist, so werde ich der Wittwe schon sagen, was sie zu thun hat, und Ihr könnt dann wegen der Genesung ganz ruhig sein."

— „Geht Dein Wort in Erfüllung, Alte, so ist dies Gold, was der Thor dort verschmähte, Deine Belohnung!" sagt der Ritter wieder, als sich die Knechte mit der Tragbahre in Bewegung setzen.

— Ohne hierauf zu achten, wendet sich Wanka jetzt zu Valentin, der in mächtigem Widerstreit der Gefühle nicht weiß, wohin er seine Schritte wenden soll: ob nach dem Dorfe oder der Stadt. „Weile hier, Sohn," spricht sie leise; „bald bin ich wieder hier und bringe Dir Kunde."

— Jetzt ist er wieder allein auf der grünen

Flur am Ufer des See's. Die Frühlingslüfte fächeln noch so mild wie vor einer Stunde sein Antlitz; plätschernd brechen sich die Wellen am blumenreichen Gestade; goldgeflügelte Käfer und buntfarbige Schmetterlinge umschwirren ihn; zu seinen Füßen läßt die Grasemücke ihren heiteren Gesang erschallen, in dem nahen Walde flötet die Nachtigall so wehmüthig und doch so süß ihr klagendes Lied, während drüben von den Triften herüber das Geläute der Heerdenglocken harmonisch durch die Stille des Abends tönt; von Westen her streifen die letzten Strahlen der untergehenden Sonne wie zum Abschiedsgruß so freundlich durch das Blättergrün des Waldes und über Wiese und See dahin, und umsäumen die leichten rosigen Abendwölkchen mit goldenem Schein; dort auf dem Flusse im leichten Nachen werfen singende Fischer und Fischerinnen die Reusen aus, hier kehren fröhlich schwatzende Landleute vom Felde heim: — die Natur prangt in ihrem schönsten Feierkleide und Alles in ihr athmet Leben und Wonne.

— Valentin aber gewahrt nichts von dieser Fülle der Pracht und Herrlichkeit, die rings um ihn ausgegossen ist. In ihm, in seinem Herzen und in seiner Seele, ist ihm eine neue, schönere Welt erstanden; hier leuchtet eine Sonne so hehr und rein, so feurig und doch so mild, und erwärmt mit sanfter Gluth das Gemüth: es ist die Sonne der ersten Liebe, der reinen, keuschen Jugendliebe, welche in der Brust des Jünglings aufgegangen ist und tausend süße Gefühle dort keimen und wachsen läßt; — herrlich und schön

ist der Frühling in der Natur, wonniger und beseeligender noch aber ist der Frühling in ihm selber. —

— So steht er da, versunken in Empfindungen, die eine neue Welt ihm vorführen. Er beginnt zu ahnen, was die gewaltige Regung seines Herzens zu bedeuten habe; er wird sich bewußt, daß die zarten Keime der Liebe Wurzel in seiner Seele geschlagen haben, und mit jauchzender Lust, aber auch zugleich mit bangem Zagen, überläßt er sich dem Strudel der wogenden Gefühle, die ihn in ein Wonnemeer versenken. Nur hin und wieder wird die klare Fluth desselben getrübt durch die Ungewißheit, ob Mutter Wanka's Heilkunde der Erkrankten Rettung bringen werde; doch tröstet er sich immer mit dem Gedanken, daß es Gottes Wille nicht sein könne, die kaum durch seinen sichtlichen Beistand der kalten Umarmung des Todes entrissene Jungfrau, die Krone seiner Schöpfung, schon jetzt dem dunklen Schattenreich anheimfallen zu lassen, — und Mutter Wanka's Kunst hat sich ja schon so oft bewährt!

— Die Rückkehr der alten Wendin bringt ihm endlich die frohe Gewißheit, daß alle Gefahr vorüber ist. Ein heißes Dankgebet sendet er dafür zum Himmel auf.

— „Das Fräulein hat auch Deiner nicht vergessen, Sohn," fährt Mutter Wanka in ihrem Berichte fort. „Noch auf dem Wege nach dem Dorfe kehrte ihr die Besinnung wieder, und ihre erste Frage galt ihrem Retter. Als ich sie verlassen mußte, ließ sie sich ihre Busenschleife rei-

chen, trennte das Band in zwei Stücke und händigte mir eines davon ein. — „Bringt ihm Dies," sagte sie dabei, „und bittet ihn, das Band, welches in der vergangenen Stunde auf meinem Herzen geruht, fürder auf dem seinigen zu tragen, damit es stets ihn erinnere an diesen Tag und er nie der Geretteten vergesse. Ich selbst aber — das sagt ihm ja — werde, so lange ich athme, seiner eingedenk sein." — Sie hätte vielleicht mehr noch gesprochen, wäre nicht der finster blickende Ritter ins Kämmerlein getreten, dessen Erscheinung ihren Mund verschloß."

— Mit seeligem Entzücken preßt Valentin das Band an Herz und Lippen, während Thränen seinen Augen entrinnen. „Nie, nie soll dies Zeichen ihrer Huld von meiner Brust kommen!" gelobt er feurig, „so gewiß mein Herz erst im Tode aufhören wird, für sie zu schlagen! . . ."

— „Sohn, Sohn, was sprichst Du da?!" warnt die Alte. „Hat das Fräulein einen Brand in Deinem Herzen entzündet, so lösche ihn bei Zeiten, wie auch sie zu thun mir gelobt . . ."

— „Mutter Wanka — hörte ich recht?" ruft der Jüngling fast außer sich; „sie, — sie liebt mich ebenfalls?! . . . Sucht's nicht zu leugnen, Ihr habt's eben gesagt! . . . Und doch, sollte sie, die herrlichste der Frauen, den niederen Söldner . . . Sprecht die Wahrheit, Mutter Wanka; bei Allem, was Euch je heilig gewesen: sagt mir, was Ihr wißt!"

— „Das Alter macht schwatzhaft," entgegnet die Wendin, unwillig über sich selbst, „und die Zunge geht dann häufig mit dem Verstande durch,

wenn sie auch noch so großes Unheil anrichtet... Da mir's nun einmal entfahren ist, mag ich das Wort nicht wieder zurücknehmen."

— „So ist's also wahr!" stammelt der Jüngling. „Dies hohe Glück, ich vermag es nicht zu fassen, nicht zu begreifen. Fast glaube ich zu träumen... Doch laßt mich hin zu ihr; zu ihren Füßen will ich knieen, daß ich sie gleich einer Heiligen anbeten kann..."

— „Nichts da!" unterbricht ihn die Alte, ihn am Arme festhaltend. „Du darfst nicht zu ihr, weder jetzt, noch später, darfst auch nie nach ihrem Namen und Wohnort forschen — so ist es ihr Wille, dem Du gehorchen mußt, soll sie Dich ferner lieben. Wirst Du darnach thun?"

— „Wie könnte mir in den Sinn kommen, sie durch Fürwitz zu kränken?" erwiedert Valentin. „Ein Wink von ihr ist mir heiligstes Gesetz. Ist es denn nicht auch schon genug, daß sie mich liebt?!"

— „Du bist ein wackerer, folgsamer Bursch," lobt ihn die Wendin, freundlich seine Hand drückend. „Und glaube mir, wenn Du Dein Wort hältst, wird Dir viel Schmerz und Kummer erspart werden... Doch jetzt gehab Dich wohl; meine Zeit ist gemessen. Beherzige ja was ich Dir gesagt!"

— Mit diesen Worten überläßt sie Valentin sich selbst. Diesem schwellt die Brust in unnennbarem Entzücken. Er kann jetzt noch nicht zurückkehren in die Stadt, in deren engen Mauern er zu ersticken fürchtet im Uebermaß der Freude. Ob auch die Schatten der Nacht allmälig sich

herniedersenken auf die Fluren: in ungestümem Drange treibt es ihn durch Wald und Feld. „Sie liebt mich!“ stammelt er vor sich hin, und das leise Rauschen der Blätter an den Bäumen und Gesträuchen scheint ihm bestätigende Antwort geben zu wollen.

— Mächtig zieht es ihn zu dem Dörfchen am Wasser hinüber, wo sie jetzt weilt; doch eingedenk ihres Gebots, wagt er nicht, dasselbe zu überschreiten. Es genügt ihm das Bewußtsein, von ihr geliebt zu werden; zu viel Glück wäre es, sie auch noch ferner schauen und den süßen Ton ihrer Stimme zu vernehmen. Was kümmert ihn ferner der Name ihres Vaters? Er entsinnt sich, daß sie von diesem „Agnes“ genannt wurde, und das ist genug für ihn. Zudem lebt in seinem Herzen die frohe Hoffnung, fast Gewißheit, die Geliebte werde einst selbst nach überstandener Prüfungszeit das Dunkel, mit dem sie sich absichtlich umgeben, von sich abstreifen, und diese Hoffnung ist es insbesondere, wenn er sich dies auch nicht gestehen mag, welche ihm die Stärke verleiht, ihrem Willen unverbrüchlich gehorsam zu sein. — Ohne einen Versuch gemacht zu haben, zu ihr zu gelangen, kehrt er endlich spät in der Nacht zur Stadt zurück. — —

. . . .

Dies Alles zog an Valentins Seele vorüber, als er so am hohen Thurmfenster stand und sein Blick an der Stelle haftete, wo er die Geliebte zum ersten und einzigen Male gesehen. Seine Hoffnung, wieder von ihr zu hören, war während sieben langer Monde nicht in Erfüllung

gegangen; nicht das geringste Zeichen von ihr war ihm geworden, und so hatte sich ihm nach und nach die Vermuthung aufgedrängt, daß er von ihr vergessen sei. „Wie kann es auch anders sein?“ sagte er während dieser Zeit oft zu sich selbst, wenn ihn das bittere Gefühl getäuschter Hoffnung überkam; „Sie, ein Fräulein aus edlem und reichem Hause, und Du, ein niederer Knecht, ohne Namen und Güter — es wäre thöricht von ihr, würde sie dem Zuge ihres Herzens nachgeben; drum hat sie mir verboten, nach ihr weiter zu forschen. Zudem hat sie der heilkundigen Wanka gelobt, die Flamme der Liebe zu ersticken ... Zwar, ich habe dasselbe versprochen — und dennoch lodert sie hell und rein in meiner Brust!“ — In solchen Augenblicken rief er sich dann das Ziel vor Augen, welches zu erreichen das Streben seines Lebens sein sollte, um so das Vergessen seiner Liebe zu unterstützen, und wenn ihn auch die geheime Hoffnung, nach Erkämpfung seines Rechts in den Besitz des geliebten Wesens zu gelangen, nie ganz verließ, so war doch der Gedanke an Agnes wenigstens scheinbar in den Hintergrund seiner Seele getreten, bis er plötzlich an diesem Abend durch Martins Bericht wieder heraufbeschworen ward und mit der Allgewalt lang unterdrückter und plötzlich entfesselter Kraft des Jünglings ganze Seele einnahm. —

In der Erinnerung jenes Tages durchlebte Valentin noch einmal die kurze Zeit, wo er so unendlich glücklich sich fühlte. Immer lebhafter versetzte er sich zurück in jene einsame Nachtwan-

derung, in jene ersten Stunden, welche Zeugen seines hohen Glückes waren, und Alles um sich her vergessend, rief er, wie damals, aus: „Sie liebt mich! ja gewiß, sie liebt mich!..."

Der Ton seiner eigenen Stimme erweckte ihn aus seiner Selbstvergessenheit; er schrak empor und blickte verwundert um sich.

„Dies Alles war nur ein Traum, ein schöner zwar, doch eben nur ein Traum!" sagte er endlich für sich, eine Thräne im Auge zerpressend. „Er ist vorbei — für immer!"

„Wie ist mir denn?!" begann er nach einer Pause wieder, in der er seine Gedanken mehr auf die Gegenwart gerichtet hatte. „Sollte mich Agnes dennoch lieben?... Wäre dies nicht, warum thut sie so Ungewöhnliches und für ihr Geschlecht Seltsames?... Wie kommt sie nach Berlin und wie konnte ihr Kunde werden von einer mir drohenden Gefahr?... Wer, wer ist sie?!"

Mit starken Schritten ging er wieder im Gemach auf und nieder; immer bleicher ward sein Antlitz und sein Blick düsterer, je mehr er nachsann.

„Mir bleibt kein Zweifel!" murmelte er endlich mit tonloser Stimme. „Der Name Agnes — ihre Warnung — die seltsame Erzählung Menglers — der Mann mit dem theilweis verhüllten Gesicht im Gemach des Rentmeisters endlich... Ja, so ist's: Agnes von Köckeritz ist ihr Name — sie ist die Tochter des Mannes, der meines Vaters Todfeind, der Mörder meiner Mutter und der Räuber meines Namens

und meines Gutes ist; sie ist das Kind des Mannes, gegen dessen ganze Sippschaft mein Vater vor einer Stunde in gerechtem Grimme den Fluch geschleudert, mit dem er seine eigenen Kinder bedroht, könnten sie je Anderes, als Haß und Rache gegen Jene im Herzen nähren! . . . O Gott, das ist zu viel!"

Erschöpft ließ er sich auf den Rand seines Lagers nieder und stützte die von kaltem Schweiß bedeckte Stirn mit der Hand. Ein Gedanke jagte den andern, ohne daß er auch nur einen einzigen festzuhalten vermochte; nur seiner heißen Liebe war er sich klar bewußt, alle anderen Gefühle bildeten ein grauenhaftes Chaos in seiner Brust. Sein Zustand war ein entsetzlicher.

Endlich ward er etwas ruhiger; es war ihm gelungen, einen Entschluß zu fassen. Allmählig löste sich nun der Verzweiflungsschmerz seiner Seele in milde Wehmuth auf, und Thränen, die größte Wohlthat der Unglücklichen, machten seinem gepreßten Herzen Luft.

„Deine Warnung, Agnes, war vergebens!" sprach er leise mit bewegter Stimme. „Was bleibt mir denn noch Besseres zu hoffen übrig, als in treuer Erfüllung meiner Pflicht den Tod zu finden?! . . ."

„Verzeihe mir, theurer Vater, und Du, Schwester, wenn in mir die Hoffnung Eures Lebens fällt!" fuhr er nach kurzer Pause fort. „Ich kann ja nicht anders! . . . Gott im Himmel, der allein in mein Herz blickt, wird mir vergeben und Euch in seinen gnädigen Schutz nehmen, wenn, wie ich nicht glaube, auch gegen

Euch Etwas im Schilde geführt werden sollte!... Nein, nein," setzte er nach einigem Sinnen hinzu, „der Streich soll nicht dem Enkel Heinrich's von Wolpersberg, sondern dem Nebenbuhler Otto's von Lindstädt gelten!..."

Er trat wieder zum Fenster und blickte hinüber gen Stralow, als wolle er für immer Abschied nehmen von dem Orte, wo er so unaussprechlich glücklich gewesen; doch schon war der Mond untergegangen am Firmament, und nichts sahe er, als die finstere Nacht: ein treues Bild seiner Seele.

Körperlich und geistig erschöpft, warf er sich endlich auf sein Lager; doch währte es lange, ehe der Schlummer ihn auf einige Augenblicke sein trauriges Geschick vergessen ließ.

. . . .

Noch bevor der Tag graute, richtete sich Martin auf seinem Lager empor, stand leise auf und verließ das Gemach. Draußen zündete er eine Leuchte an, hüllte sich in seinen alten Mantel und verließ den Thurm. Unten schritt er durch die schweigende Nacht dem Oderberger Thor zu, welches ihm auf seine Bitte von den wachthabenden Söldnern nach den gewöhnlich an ihm ausgeübten Neckereien geöffnet wurde. Eine gute Strecke vom Thore entfernt, auf freiem Felde, unbeschützt gegen räuberische Ueberfälle, standen etliche jener elenden Hütten, deren Bewohnern man zu jener Zeit kein Obdach in der Stadt gewährte, weil sie wendische Abkömmlinge waren und in dem Verdachte heimlichen Götzendienstes standen. Nur mit der heilkundigen

Wanka, deren man so oft bedurfte, ward eine Ausnahme gemacht. — Zu diesen Ausgestoßenen nahm Martin jetzt seinen Weg.

Am Eingange der ersten Hütte blieb er stehen und pochte. Ein Paar gewaltige Rüden sprangen wüthend bellend an ihn heran; doch kaum hatten sie ihn erreicht, als sie ihn schon zu erkennen schienen und freudig zu ihm aufsprangen. Doch ringsum durch die Nacht erscholl jetzt das Gebell der bei den andern Hütten wachenden Rüden.

Nach geraumer Zeit öffnete sich endlich eine mit Eisen beschlagene Fensterlade, doch nur so weit, als nöthig war, um die in unwirrschem Ton gesprochene Frage draußen verstehen zu lassen, wer die Ruhe der Nacht störe?

„Der Martin vom Thurme ist's, Nikolas," erwiederte dieser. „Oeffne mir schnell, 's ist nicht gerade angenehm hier im Freien!"

Schnell ward die Lade geschlossen, und gleich darauf knarrte der schwere Riegel, der von dem Eingange zurückgeschoben wurde. Einen brennenden Kiehnspahn in der Hand, führte Nikolas den Kleinen in das Innere der Hütte, wo in dem einzigen elenden Gemach derselben noch Weib und Kind auf ärmlichem Lager der Ruhe pflegten. Hier sprachen die beiden Männer geraume Zeit eifrig, aber leise mit einander.

Was Martin sagte, schien dem Andern recht zu sein, denn Nikolas gab mehr als einmal ein Zeichen seiner Zustimmung. Endlich warf er sich den Schaafpelz, fast sein einziges Kleidungs-

stück, über, und verließ die Hütte, während Martin dort verweilte.

Nicht allzulange dauerte es, bis Nikolas zurückkam. Ihm folgten fünf bis sechs Männer, von gleichem wilden Aussehen, wie er, und gleich ihm in Schaafpelze gekleidet. Sie Alle boten Martin wie einem guten Bekannten die Hand.

Dieser redete nun Dasselbe mit ihnen, wie vorher mit dem Nikolas, und Alle gaben zu Dem, was er sagte, durch Kopfnicken ihren Beifall zu erkennen. Endlich langte der Kleine aus seiner Gürteltasche drei blanke Goldstücke und legte sie auf den roh gezimmerten Tisch, an dem sie standen. Doch kaum gewahrten die Männer sein Gebahren, als sie mit heftigem Unwillen in den Mienen dem Martin bedeuteten, das Gold wieder zu entfernen. Mit einer Thräne freudiger Rührung im Auge befolgte dieser das Gebot, und mit einem kräftigen, gleichsam betheuernden Händedruck schieden die Fremden wieder von Martin und seinem Wirthe.

„Redliche Herzen haben sie unter der rauhen Haut!" sprach Martin für sich, während Nikolas einen der Schlafenden weckte, einen rüstigen Burschen von vierzehn Jahren, dem er gebot, mit Martin zu gehen. „Ihr haltet Euch also bereit!" sagte dieser beim Abschied seinem Freunde.

„Du hast unsern Handschlag," erwiederte Nikolas, „und ein so bekräftigtes Wort hat noch Keiner der Unsrigen gebrochen. Kein Haar sollte ihm gekrümmt werden, auch wenn Du nicht dabei wärest!"

Gefolgt von dem Knaben, begab sich Mar-

tin wieder in die Stadt und auf den Thurm. Der alte Sträuber saß am Fenster und betrachtete das Heraufdämmern des neuen Tages, der eben seinen Kampf mit der langsam weichenden Nacht begann, als er in dessen Gemach trat.

„Ich habe eine Bitte an Euch, Herr Sträuber, die Ihr mir gütig gewähren wollt," wandte er sich an diesen. „Schon gestern ward ich zu einer reichlich sich lohnenden Arbeit bestellt, und obwohl mich diese mehrere Tage von hier fern hält, so nahm ich sie doch an, wenn ich nämlich Eure Erlaubniß — —"

„Die hast Du," unterbrach ihn der Thürmer. „Du brauchst ein neues Wamms, und ich kann es Dir nicht geben."

„Habt Dank, lieber Herr," sprach Martin. Der Gewinn ist wahrlich so, daß es sich der Mühe lohnt. Doch habe ich auch daran gedacht, Euch während der Abwesenheit Eures Sohnes und der meinigen nicht ganz allein zu lassen, und den Sohn eines Freundes herbeschieden. Er ist draußen und wartet Eures Gebotes. Der Bursche ist groß und stark, und werde ich ihn noch genau über seine Obliegenheiten belehren. Doch solltet Ihr jetzt der Ruhe pflegen, denn noch bleibe ich einige Stunden hier, und kann bis dahin wohl Acht geben. Wenn Euer Sohn sich anschickt zur Reise, werde ich Euch wecken."

Der Thürmer folgte dem Rathe des treuen Dieners, und Martin nahm seinen Platz ein. „Schlaf wohl, Du armer, alter Mann," sprach er für sich. „Und wenn wirklich Deinem Sohne

zehnfache Gefahr droht: unversehrt sollst Du ihn wieder an Dein Herz schließen!"

4.

Ungefähr zu derselben Zeit, wo Martin sich nach den wendischen Hütten begab, erhob sich der kurfürstliche Rentmeister, Herr Balthasar von Lindstädt, von seinem Lager, auf welchem er eine unruhige Nacht zugebracht hatte. Da es noch früher Morgen und kein Diener zuwege war, so zündete er selbst mit dem Nachtlichte die Wachskerzen auf dem silbernen Armleuchter an und begann sich anzukleiden. Eine fieberhafte Unruhe lag in seinem ganzen Wesen, das sonst so fest und gebietend war und trefflich zu der hohen, imponirenden Gestalt paßte, die jetzt aber unter der Wucht einer ungeheuren Sorge gebückt erschien. Sein Antlitz war bleicher als gewöhnlich und trug unverkennbare Spuren langer Ausschweifungen zur Schau, die man sonst, wenn er sich den Leuten zeigte, nicht gewahrte. Das noch ungekämmte, schon stark mit Grau untermischte schwarze Haar, welches über die gefurchte Stirn herabfiel, gab ihm vollends das Ansehen eines Menschen nach wüst durchschwärmter Nacht, so daß er selbst erschrak, als er sich in dem großen venetianischen Spiegel erblickte. Und doch hatte er die Nacht keineswegs in Saus und Braus verlebt, sondern hatte sich, nachdem das glänzende Bankett von gestern beendet, wobei er ganz den Pflichten des freundlichen Wirthes gelebt, mit seinem Vetter und dem Bürgermeister von Berlin in seinem Gemache verriegelt, wo von

den Herren gar ernste Sachen verhandelt wurden, welche bis lange nach Mitternacht ihre Zeit in Anspruch nahmen. Dann hatte der Rentmeister aber noch nicht sein Lager aufgesucht, sondern den Diener, der dem Herrn beim Auskleiden behülflich sein wollte, barsch hinausgewiesen und wohl noch eine Stunde in einem Wandschrank gesucht, der in der Mauer saß und von einem Fremden nicht so leicht bemerkt werden konnte. Doch war dies Suchen vergeblich gewesen, denn kopfschüttelnd ward der Schrein wieder verschlossen und Herr von Lindstädt durchmaß noch eine geraume Zeit mit großen Schritten das Gemach, nachdenkend, wie wenn er sich auf Etwas besinnen wollte, und suchte endlich sein Lager auf, von dem er sich nach kaum drei Stunden unerquickt, wie wir gesehen haben, erhoben hatte.

Während des Ankleidens schien seine Unruhe zu wachsen, der er endlich Worte leihen mußte, um sich frei zu machen von der peinigenden Beklemmung seiner Brust, die ihm fast die Luft benahm.

„Es ist doch ein eigen Ding, wenn der Vater von dem Sohne den Ausspruch auf Leben oder Tod erwarten muß," sprach er für sich; „fast zittere ich vor dem Augenblicke, wo ich ihm, der sonst nur gewohnt war, Befehle von mir zu empfangen, als Bittender erscheinen werde . . . Gäbe es irgend einen andern Ausweg, und wäre es der verzweifeltste, wahrlich, ich schlüge ihn ein; doch es giebt nur den einen . . . Es muß geschehen, es muß — wenn nicht . . ."

Schaudernd wandte er sich von dem Gedanken ab, der in diesem Augenblicke vor seine Seele trat.

„Und wenn er sich weigert, den Streich zu vollführen — wie dann?... Fast fürchte ich dies!... Zwar ist sein Sinn kühn und wild und zu tollen Streichen geneigt, aber dennoch werden Zweifel in mir laut, ob er mir diesmal gehorsamen wird...

„Ich habe dem Burschen, obwohl ich ihm in Allem freien Willen ließ, doch stets den gegen jedes Unrecht strengen Vater gezeigt, einmal, weil ich meine Schwachheit für den einzigen Sohn, das einzige Wesen, an dem mein Herz hängt, durch diese scheinbare Strenge gegen wirkliche Vergehen verdecken wollte, und dann auch, weil es mein Stolz war, den wilden Rangen, dem alle Leute nur Werkzeuge zur Befriedigung seiner Launen waren, mit hoher Achtung und Ehrerbietung vor mir erfüllt zu sehen... Und jetzt soll ich vor ihn hintreten und gestehen, daß derselbe Mann ein Bösewicht ist!...

„Versuchen will ich's, ob es mir gelingt, ihn glauben zu machen, ein plötzliches Unglück habe mich getroffen und zu diesem verzweifelten Auswege gezwungen; allein sein heller Verstand wird ihn zur Stunde das Richtige finden lassen, und dann dürfte ich einen noch schwereren Stand gegen ihn haben...

„Und wenn er sich weigert, wenn er selbst meinen Bitten widersteht... Immer aufs Neue tritt dies Schreckbild vor meine Seele!... Und dazu noch die aus jenem, von Niemand doch

gekannten Schrein entschwundene Urkunde, von deren Vernichtung mich mein böser Geist zurückgehalten haben muß, denn ich entsinne mich nicht, dies gethan zu haben...

„Die Zeit drängt!" fuhr er nach kurzem Grübeln auf; „schon dämmert der Morgen herauf, und in spätestens drei Stunden muß Otto auf dem Wege sein... Hätte ich nur früher von der Sache gewußt, so hätte ich es gemächlicher einleiten können; aber ganz unerwartet kam mir gestern der kurfürstliche Befehl, binnen drei Tagen Rechnungslegung und Ueberschuß der Einnahme nach Tangermünde zu senden, da der landesherrliche Seckel, den ich noch straff gefüllt wähnte, bereits wieder leer sei... Sollte irgend ein Feind bei Hofe mir diesen Streich spielen wollen?... Gemach, gemach; obgleich Ihr dazu die beste Zeit trafet, so soll es Euch doch nicht gelingen, wenn nur der Otto mir den Plan nicht verdirbt!..."

Der Rentmeister hatte jetzt seinen Anzug vollständig beendet. „Ich werde ihn wecken lassen müssen," sprach er, wieder sich zum Fenster wendend, um die Vorhänge zu lüften, „denn sicher schläft er noch seinen Rausch aus, den er sich gestern bei seinen Zechkumpanen geholt haben wird... Doch siehe da: aus dem Fenster seines Gemaches strahlt helles Licht, und wenn mich mein Auge nicht trügt, sehe ich seinen Schatten auf und nieder wandeln. Nun, um so besser; so werde ich schneller der schrecklichen Ungewißheit enthoben; abgethan muß die Sache doch werden!"

Er nahm den Armleuchter und trat in ein Vorgemach, wo sein Diener sich aufzuhalten pflegte. Dieser saß in einem Lehnstuhle und schlief, da der Ruf seines Herrn ihn selten früher als um die achte Morgenstunde zu diesem beschied.

Lindstädt trat auf ihn zu und rüttelte ihn unsanft beim Arm. Der noch schlaftrunkene, beim Anblick seines Herrn erschreckte Bursch versuchte sich eiligst zu erheben, war jedoch noch nicht seiner Sinne mächtig genug und fiel stolpernd wieder zur Erde nieder, wobei ein Beutel mit Geld klimpernd aus der Tasche seiner weiten Pluderhose auf den Fußboden glitt.

Mit sichtlicher Bestürzung suchte er den Beutel den Blicken seines Herrn zu entziehen, allein der Rentmeister hatte den Klang des Geldes vernommen und kam ihm zuvor. Den Beutel in seine Hand leerend, gewahrte er fast lauter Goldstücke.

„Bube, Du hast mich bestohlen!“ rief er mit donnernder Stimme. „Bekenne, woher Du das Gold nahmst, oder ich lasse Dich auf der Stelle zu Tode peitschen!“

„Gnade, gestrenger Herr, Gnade!“ flehte der geängstigte Diener, auf den Knieen liegen bleibend. „Dies Gold ist nicht entwendet, das schwöre ich Euch mit den heiligsten Eiden, und bekennen will ich Alles, wenn Ihr mir vergönnt, zu reden!“

„So sprich, Elender!“ herrschte ihm Lindstädt zu. „Doch wehe Dir, weichst Du auch nur um einen Deut von der lauteren Wahrheit ab!“

„Als das gestrige Bankett beendet war und

Ihr Euch mit den beiden edlen Herren auf Euer Gemach begeben hattet, durchlief ich die Gänge des Hauses, um zu sehen, ob Alles in guter Ordnung sich befinde," berichtete der noch immer in knieender Stellung verharrende Diener. „Da plötzlich, als schon Alles still im Hause war, vernahm ich leise Tritte, welche vom oberen Gange die Stiegen herabkamen. Neugierig, wer sich auf so heimlichen Wegen befinde, barg ich schnell die Leuchte unter meinen Mantel, ließ so, im Finstern stehend, den Nahenden bis dicht an mich kommen und zog dann plötzlich, Einen aus der Dienerschaft vermuthend, die Leuchte hervor, um meinen Mann zu erkennen. Doch fast starr machte mich das Staunen, als ich das edle Fräulein, Eure Nichte, gewahre, welche, in Mönchstracht gehüllt, vor mir steht. Das Fräulein war nicht minder erschreckt, und zu spät versuchte sie es, die Kaputze herabfallen zu lassen; sie hatte an meinen Zügen gemerkt, daß ich sie erkannt. Bald aber faßte sie sich wieder und bot mir dieses Gold, wenn ich schweigen und bis zu ihrem Wiederkommen die Thür des Hauses offen halten wolle, daß sie ohne Geräusch wieder auf ihr Gemach gelangen könne. Das gelobte ich ihr denn auch, wartete ihrer am Eingange, und kam so in Besitz dieses Goldes..."

Mit an Bestürzung grenzendem Befremden hatte der Rentmeister diese Mähr vernommen. „Sprichst Du die Wahrheit, Bube?" fragte er jetzt nochmals den Erzähler.

„So wahr mir Gott einst helfe!" betheuerte der Diener. „Und wenn das Fräulein von

Köckeritz hier zugegen wäre, — und wenn man mich auf die Folter spannte, — ich könnte nicht anders reden!"

Lindstädt ging einige Male heftig im Vorgemach auf und ab. Endlich blieb er wieder vor dem sein Urtheil Erwartenden stehen.

„Du hast ob Deiner Verheimlichung schwere Züchtigung verwirkt," sagte er zu diesem; „doch will ich Mitleid haben mit Deiner Jugend und Unerfahrenheit und Dir die Strafe erlassen, sobald Du mir gelobest, keiner Seele von Dem, was Du gestern gesehen, zu erzählen, weder dem Vater des Fräuleins, noch sonst Jemandem, aber am wenigsten meinem Sohne; verstehst Du?... Auch darf das Fräulein nicht erfahren, daß ich von der Sache weiß... Ich lasse Dich von den Hunden zerfleischen, wenn ein Wort über Deine Lippen kommt!"

Der Diener, froh, so leichten Kaufs davon zu kommen, gelobte mit den heiligsten Eiden, zu schweigen.

„Jetzt gehe hinüber zu meinem Sohn," gebot Lindstädt weiter, den Beutel mit dem Golde zu sich steckend, „und sage ihm, ich lasse ihn eiligst zu mir entbieten."

„Ein sauberes Früchtchen, diese Agnes," sagte der Rentmeister wieder für sich, als er in seinem Gemache war... „Und dennoch muß sie meine Schwiegertochter werden, soll das reiche Erbe nicht für mich und den Köckeritz verloren gehen ... Armer Otto, Dein Bräutlein rächt sich für Deine Vernachlässigung dadurch, daß sie wie die liederlichen Weibsbilder nächtlich vermummt durch

die Gassen streift! . . . Eine andere Bedeutung vermag ich wenigstens nicht zu finden . . ."

Der eintretende Diener unterbrach diese Betrachtungen. „Der Junker läßt dem gestrengen Herrn vermelden, daß er eben die Absicht hatte, um ein kurzes Gehör zu bitten, und daher sogleich erscheinen wird."

„Entferne Dich aus dem Vorgemach und sorge, daß uns Niemand stört!" befahl Lindstädt.

Gleich nach des Dieners Entfernung trat Otto in das Gemach des Vaters. Seine Haltung zeigte nicht den Ausdruck der Keckheit, wie sonst, sondern sein ganzes Wesen hatte etwas Feierliches, oder vielmehr Düsteres an sich, und das Gemessene, was in den ungewöhnlich bleichen Zügen lag, so wie die kalte Entschlossenheit, welche sich in seinem Blicke aussprach, deuteten an, daß ein gar ernster Gedanke die Seele des jungen Mannes erfüllen mußte, der nach einem leichten Gruße gegen seinen Vater, mit der Hand auf der Lehne eines Sessels gestützt, dessen Anrede erwartete.

Lindstädt war jedoch zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, als daß er die seltsame Veränderung in dem Wesen seines Sohnes sogleich wahrgenommen hätte. Nachdem er die Thür des Vorgemachs sorgsam verriegelt, forderte er diesen durch einen Wink auf, sich wenige Schritte von ihm auf einen Sessel niederzulassen, welchen er selbst herbeigeholt hatte.

„Mein Sohn," begann er nach einigem Räuspern, „ich habe Dich so früh zu mir bescheiden lassen, um Dir eine traurige Kunde mitzutheilen

und zugleich von Dir Rath und Hülfe zu fordern. Du magst darin einen hohen Beweis meines Vertrauens erkennen, Otto, denn um keinen Preis der Welt möchte ich, daß irgend wer auch nur eine Ahnung davon hätte, was Du jetzt vernehmen sollst . . ."

„Ich höre, Vater," sprach Otto, als der Rentmeister inne hielt, um zu erforschen, welchen Eindruck seine Worte gemacht hatten.

„Es gereicht mir zur Freude und zur Beruhigung," fuhr Lindstädt fort, „daß ich Dich heute ernster als sonst finde und Du nicht auf lustige Schwänke zu sinnen scheinst . . . Ja, Otto, die Tage, wo Du unbehindert Deinen Launen und Einfällen leben konntest, wo meine Liebe und vielleicht zu große Nachsicht gegen Dich Dir gestattete, des Daseins Lust und Freuden nach des Herzens Gelüsten zu genießen: diese Tage, mein Sohn, sind mit heute dahin, und ihnen folgt eine Zeit der Entbehrung, der bittersten Armuth, ja, vielleicht auch des Schimpfes und der Schande, und dieses Geschick, welches uns, Dir sowohl als mir, schon mit ausgespreizten Fängen droht, wird um so herber und härter für uns werden, als es unverdient über uns herein bricht und nur durch Feindes Heimtücke und Bosheit heraufgeschworen ward! . . . Ein Hoffnungsstern nur ist es, der mir in dieser Nacht des Verderbens noch leuchtet: es ist das Vertrauen auf Dich, Otto; Deine Hand vermag es, das Rad des Geschickes aufzuhalten und zu wenden, welches gegen uns heranrollt und uns unter seiner Wucht zerschmettern muß;

kein Anderer, als eben nur Du, kann vollbringen, was geschehen muß, um uns vor dem sicheren Verderben zu wahren. Ich zähle auf Dich, mein Sohn, weil Du nicht wollen kannst, daß Dein Vater, der stets so gütig sich Dir gezeigt, seine alten Tage in Elend und Noth verseufzen soll, und weil Du nimmer zugeben kannst, daß der Name Deiner Väter, Dein Name, gebrandmarkt und Deine ganze Sippschaft mit Schmach bedeckt werden soll gleich der des gemeinsten Verbrechers; meine einzige Hoffnung, die mir in Dir geblieben, ist unerschütterlich, weil Du Deinen Erzeuger und Ernährer, der Dich um seine und Deine Rettung anfleht, nicht von Dir stoßen kannst wie einen landstreichenden Bettler! . . ."

Ein unheimliches Zucken war während dieser Worte zum Oeftern über Otto's Züge geflogen; aber dies währte immer nur einen Augenblick, und schien von dem Redenden nicht bemerkt worden zu sein, denn Lindstädt, der nach diesen Worten einiger Sammlung bedurfte, fuhr nach kurzer Pause fort:

„Dein Schweigen, mein Sohn, und die Erstarrung, die sich Deiner bemächtigt zu haben scheint, deuten mir zur Genüge an, wie sehr ergriffen Du von dem aus Deines Vaters Munde Vernommenen bist; damit Du Dir aber nichts Schlimmeres denkst, als wirklich vorhanden ist, und Dein Herz nicht im Voraus verzagt, will ich eilen, Dich mit dem Geheimniß bekannt zu machen . . . Du weißt vielleicht schon, daß ich von meinen Eltern kein irdisch Gut ererbte, son-

dern die Habe, die jetzt mein eigen, ich mir theils redlich im Dienste des Landesherrn erworben, theils" — und hier ward seine Stimme etwas unsicher — „theils mir durch den Tod meines Oheims zugefallen ist, des edlen Herrn von Wolpersberg, der meiner Mutter Bruder war und in dessen Hause ich erzogen worden. Sicherlich hat man Dir schon davon erzählt, wie schwer es mir damals gemacht ward, als einziger rechtmäßiger Erbe meines Oheims in den Besitz meines Eigenthums zu gelangen, und wie es nur durch die Hülfe treuer Freunde möglich war, mein gutes Recht zu erfechten. Darum laß mich davon schweigen, und Dir nur sagen, welch schwere Opfer — —"

„Freilich habe ich Manches von diesem Erbstreit vernommen," unterbrach Otto seines Vaters Rede mit einer gewissen Hast; „doch weiß ich nicht genug, um den ganzen Hergang dieser Geschichte zu begreifen, obwohl mir, als dereinstigem Erben dieser Besitzthümer, eine genaue Kunde von der Erwerbung derselben geziemt. Darum würde ich gerne sehen, wenn Du meiner Bitte um kurze Mittheilung willfahren wolltest."

„Wir können davon später sprechen," erwiederte Lindstädt finster, „zumal uns die Zeit nur karg zugemessen ist . . . Sollten Dir etwa von mißgünstigen Lästermäulern Gerüchte zu Ohren gekommen sein, durch welche mein gutes Recht begeifert wird, so hoffe ich, daß Du Deinem Vater mehr Glauben schenkst, als Jenen. Wohl weiß ich, daß zur Zeit des Erbstreites manche Meinung laut wurde zu Gunsten des Bastards;

allein mein Recht stand sonnenklar fest, als es ihm nicht gelang, seine eheliche Geburt durch die Dokumente zu erweisen, welche nach seiner Behauptung vorhanden gewesen. Auch war sowohl der Rath von Berlin, als auch der Landesherr selbst als Richter in dieser Sache aufgetreten, und Beider gleichlautender Spruch ging dahin, daß dem Bastard bei schwerer Körperstrafe die fernere Führung des Namens Derer von Wolpersberg untersagt, er selbst aber sammt seinem Weibe und seinem Buben aus der Stadt gestäupt und die ganze Sippschaft für ewige Zeiten aus derselben verbannt sein sollte ... Du siehst hieraus, mein Sohn, daß mein Recht sicherlich wohl begründet gewesen sein muß. Später sprechen wir wohl noch einmal ausführlicher darüber."

„Und haben sich jene Urkunden, auf welche sich Deines Oheims Sohn berief, auch später nie gefunden?" fragte Otto, einen durchbohrenden Blick auf seinen Vater richtend, während er seine rechte Hand unwillkürlich in den Schlitz auf der Vorderseite seines Wammses zwängte.

„Wie sollte gefunden werden können, was nie vorhanden gewesen?!" entgegnete der Rentmeister, indem er sich eifrig mit dem Verlöschen der Wachslichte beschäftigte, obgleich es draußen noch nicht völlig Tag war.

In Otto's Augen blitzte es bei dieser Antwort; schon öffnete er den Mund zum Sprechen, als er sich plötzlich eines Anderen zu besinnen schien.

„Hat man auch nie erfahren, was aus den

Unglücklichen geworden?" fragte er weiter, als der Vater sein Geschäft beendet.

„Wer sollte sich um sie gekümmert haben?!" sprach Lindstädt fragend. „Wenn der stolze Bube nicht bei mitleidigen Leuten ein Unterkommen gefunden, so wird er und seine Sippschaft wohl in irgend einem Graben an der Landstraße ein Ende genommen haben ... Was weiß ich's! ..."

Es trat nach diesen Worten ein augenblickliches Stillschweigen ein zwischen Vater und Sohn; Jeder suchte den Blick des Andern, obwohl aus verschiedenen Gründen, zu vermeiden ...

Vom Thurme von St. Marien herüber ward jetzt in dröhnenden Schlägen die siebente Morgenstunde verkündet; bei diesen Tönen schreckte der Rentmeister empor.

„Um Gott, es ist die höchste Zeit, daß wir mit einander fertig werden!" rief er, zu Otto gewendet. „Haben mich doch Deine, ich möchte sagen kindischen Fragen die kostbaren Augenblicke opfern lassen ... Höre mich jetzt ruhig an, mein Sohn, und unterbrich mich nicht früher, als ich eine Antwort von Dir verlange. Willst Du? ..."

Der junge Mann gab ein stillschweigendes Zeichen seiner Zustimmung, und der Rentmeister begann aufs Neue:

„Die Kürze der Zeit zwingt mich nun, Vieles zu übergehen und für spätere Zeiten zu ersparen, was ich Dir gern gesagt hätte, um meine Unschuld an der verzweifelten Lage, in der wir uns diesen Augenblick befinden, darzuthun; doch hoffe ich, wie ich schon sagte, daß Du auch ohne weitere Beweise Deinem Vater Glauben schenken

wirst . . . So wisse denn: — theils durch die Kosten, welche damals die gewaltigen Anstrengungen zur Erlangung meines Rechtes erforderten, da ich doch meine wackeren Freunde belohnen mußte, theils durch Betrügereien falscher Freunde, denen ich im ersten Freudenrausch über das Gelingen meines Werkes auf ihre Bitten bereitwillig Darlehne gab, schmolz das beträchtliche Erbe meines Oheims bald um ein Bedeutendes zusammen, so daß der ganze Ueberrest darauf ging, als ich diesem Hause das stattliche Ansehen gab, welches es jetzt besitzt. Meine Besitzthümer an liegenden Gründen sind durch wiederholten Mißwachs und oft ausgebrochene Viehseuche fast bis auf den letzten Halm und die letzte Klaue verpfändet, und mein Einkommen als kurfürstlicher Rentmeister reicht nicht aus, den Aufwand zu bestreiten, der dem Abkömmling Derer von Lindstädt zukommt, deren Ahnherren an der Tafel des großen Karl zu Aachen saßen und die schönsten Burgen des Rheingau's inne hatten; dazu hatte ich beständig Deine Thorheiten gut zu machen, was immer nur mit klingender Münze geschehen konnte — doch, davon läßt sich jetzt nicht sprechen . . . Immer hoffte ich auf den Eintritt besserer Zeiten, doch wollten diese nicht erscheinen, und häufig kam ich gar in Verlegenheit wegen Rückzahlung geliehener Summen oder deren Zinsen . . ."

Otto vermochte bei der Erzählung seines Vaters einen kurzen Ausruf des Staunens nicht zu unterdrücken; wenn er auch in manches Geheimniß seines Vaters eingedrungen war, so hatte

er doch nie geahnt, daß der von dem Rentmeister bei jeder Gelegenheit zur Schau gestellte Reichthum eitler Schein sein könne. Doch zwang er sich zu möglichster Gelassenheit, und forderte durch eine stumme Bewegung seinen Vater zum Weitersprechen auf. Dieser fuhr fort:

„Ein Fall nun dieser Art trat gestern früh ein. Ein Gläubiger, dem ich nicht willfahren konnte, drohte, am Abende beim Bankett mich vor allen Gästen wegen meiner Schuld zu mahnen. Das durfte um keinen Preis geschehen; allein wie es verhindern?... Ich selbst besaß die Schuldsumme nicht; meine Freunde, an die ich mich in dieser Noth wandte, können erst nach Wochenfrist Hülfe schaffen, und dabei war mein Gläubiger ganz der Mann, seine Drohung keine leere sein zu lassen. Während ich vergeblich auf eine Aushülfe sinne, senden die Stände der Neumark ganz unerwartet einen Theil der Steuern, welche erst im kommenden Jahre fällig sind, an das kurfürstliche Rentamt hier ein. In meiner Angst fuhr mir ein unseliger Gedanke durch den Kopf. Ich allein habe das Geld in Verwahrung, und bin nur dem Landesherrn darüber Rechenschaft zu geben schuldig. Vor wenig Wochen erst hatte ich ihm eine beträchtliche Summe gesendet, die wohl noch einige Zeit vorhalten konnte; bis zu neuem Bedarf würden meine wackern Freunde ihr Versprechen erfüllt haben... Der Gläubiger drängte und drohte — mein Kopf schwindelte — ich befriedigte ihn mit landesherrlichem Gelde!... War's doch eigentlich kein

Verbrechen, da ich sein Eigenthum nicht um einen Deut verkürzen will!

„Mit erleichtertem Herzen ordne ich Alles zum Bankett; schon schmettern die Trompeten durch die Hallen — da wird plötzlich ein kurfürstlicher Trabanten-Hauptmann gemeldet. Voll düsterer Ahnung empfange ich ihn in diesem Gemach, wo er mir den Befehl überbringt, die erst vor wenig Stunden eingegangenen Steuern, von denen man doch eigentlich bei Hofe nichts wissen konnte, Augenblicks nach Tangermünde abzuliefern. Gleich einem zerschmetternden Blitze traf mich diese Botschaft; ich mußte mir die größte Gewalt anthun, meinen Todesschrecken dem Hauptmann zu verbergen. Dieser fügte noch hinzu, daß ihm die Weisung geworden, nach seiner Rückkehr von Fürstenwalde, wohin ihn noch ein weiterer Auftrag führe, das Geld mit seinen Leuten hier abzuholen. Ich hatte mich indessen wieder gefaßt und erwiederte dem Boten in stolzem und sicherem Tone, daß ich die Goldgülden meinem gnädigen Landesherrn keinen Augenblick länger vorenthalten dürfe, als nöthig sei, sie in das Hoflager zu schaffen, und daß ich das Geld daher bereits am folgenden Tage in aller Frühe unter sicherem Geleit nach Tangermünde absenden würde. Die ruhige Gewißheit meines Bescheides machte den Hauptmann, der ohne Zweifel erwartet hatte, mich zermalmt zu sehen, etwas stutzig; er nahm eine ehrerbietigere Haltung an und sprach mir seinen Dank, daß ich ihn der Mühe und der Gefahr des Geleites überhoben habe. Wohl an zwei Stunden ließ er es sich

beim Bankett, zu dem ich ihn geladen, wohl sein, und wenn wirklich ein Verdacht gegen mich bei ihm obgewaltet hatte, so konnte ich doch beim Abschiede aus seinen Worten entnehmen, daß die Pracht und Herrlichkeit des Festes diesen zu Schanden gemacht hatten. Kaum aber waren die Huftritte seines Rosses auf der Gasse verhallt, als ich meinen vertrautesten Freunden, dem Köckeritz und dem Bürgermeister, die gerade an meiner Seite standen, schier auf den Leib gefallen wäre vor Ermattung, welche durch die unsägliche Anstrengung, ruhig und heiter zu scheinen, hervorgebracht worden; die härteste Folter war nur ein Scherz gegen diese Höllenpein . . ."

Er hielt inne mit Sprechen, um die großen Schweißtropfen von der Stirn zu trocknen, die eine unnennbare Angst hervortrieb. Otto verharrte in düsterem Schweigen.

„Du wirst jetzt erkennen, mein Sohn," begann der Rentmeister nach kurzer Pause von Neuem, „daß ich keineswegs übertrieb, als ich vorhin die Zukunft ausmalte, die unserer wartet . . . Ich spreche von uns Beiden, Otto; denn Du bist ja mein Sohn und trägst Schimpf und Schande, die mich trifft, ebenfalls mit . . . Ewige Kerkernacht aber ist das Mindeste, was meiner harrt, während Du, Deines Namens und Gutes beraubt, als Bettler umherirren mußt, denn leider hast Du nichts gelernt, was Dich ernähren könnte. Vielleicht auch läßt man Deinen Vater das Schaffot besteigen — und was würde dann aus Dir werden, dem Sohne eines Hingerichteten, der selbst für den elenden Stadtsöldnerdienst

zu schlecht wäre?! . . . Doch noch verzweifle nicht, Otto; noch liegt es in Deiner Hand, das Verderben von unseren Häuptern abzuwenden; aber auch nur Du allein vermagst das Rettungswerk zu vollbringen, sonst Keiner! . . . Sprich, willst Du thun, was ich von Dir verlange? . . . Du schweigst, und Deine Blicke wurzeln finster am Fußboden! . . . Siehe, ich, Dein Vater, Dein Ernährer, erniedrigt und demüthigt sich vor Dir, was er bisher vor keinem Menschen that; fast zu Deinen Füßen flehe ich um Gnade, um ein einziges Wörtlein, das mir Trost gewährt . . . Könntest Du wirklich die Stimme der Natur verleugnen, welche in Deinem Herzen für den Vater sprechen muß?! . . ."

„Und was ist es denn, was man von mir verlangt?" fragte Otto in eisig kaltem Tone. „Soll ich die veruntreuten Gülden in den leeren Seckel hineinzaubern — oder soll ich sie binnen zwei Stunden durch Raub und Diebstahl herbeischaffen?! . . . Oder verlangt man Schlimmeres noch von mir? . . ."

„Nichts von dem Allen sollst Du thun, mein Sohn," entgegnete der Rentmeister, indem er sich bemühte, Otto's Hand zu ergreifen, was ihm jedoch nicht gelang. „Was man von Dir verlangt, ist eigentlich weiter nichts, als ein lustiger Burschenstreich, und fast ohne alle Gefahr. Wenn Du mir durch Wort und Handschlag gelobt hast, meiner Bitte zu willfahren . . . Doch ich will Dir unumschränktes Vertrauen schenken," unterbrach er sich selbst, als fürchte er, den Sohn durch Mißtrauen zu kränken. „So höre denn:

— In spätestens zwei Stunden begiebst Du Dich in gestrecktem Rosseslauf nach Schönwalde, dem Dir wohlbekannten Besitzthum unseres Vetters Köckeritz. Der Vogt daselbst wird Dich in die Rüstkammer führen, wo Du Dich vom Kopf bis zu den Füßen harnischst, denn Du darfst beim Ausreiten aus der Stadt nur wie zur Jagd gerüstet sein, daß die Leute nicht auf Dich achten. Weiter werden sich Dir in Schönwalde vier bis fünf handfeste Knechte zugesellen, Alle erprobte Kämpen; mit diesen eilst Du nach der Landstraße, die nach Tangermünde führt, und verweilst dort in einem guten Versteck, das Dir des Köckeritz Leute zeigen werden, so lange, bis ein Frachtkarren von Berlin daherkommt, den zwei bis drei Stadtsöldner unter der Führung eines knabenhaften Rottmeisters geleiten. Vorsichtig folgt Ihr dann dem Karren von ferne bis zum Einbruche der Nacht, wo Ihr dann plötzlich hervorbrecht und das Geleit verjagt, was gar nicht schwer halten wird, denn Du kennst ja den winzigen Muth dieser Söldner aus Deinen vielfachen Raufereien mit ihnen. Auf dem Karren befindet sich eine schwere eiserne Truhe, die statt der landesherrlichen Goldgülden Steine enthält, und deren mußt Du Dich vor allen Dingen bemächtigen, um sie noch während der Nacht in irgend einen kleinen See zu versenken, deren es in der Nähe jener Landstraße mehrere giebt. Du darfst nicht unterlassen, bei dem Ueberfalle das Helmvisir zu schließen, damit Dich keiner der Stadtsöldner erkenne. Hast Du den Auftrag glücklich vollführt, so entledigst Du Dich

in Schönwalde der Rüstung, und kannst wieder hier sein, bevor der Streich ruchbar geworden, den männiglich den Stellmeisern beimessen wird. Doch siehe wohl zu, daß nicht etwa die Raubritter in der Meinung, einen guten Fang zu machen, Dir zuvorkommen, und zu ihrem Aerger und unserem Verderben das Spiel entdecken... Um von uns jeden Verdacht fern zu halten und mich bei dem Herrn in neue Gunst zu setzen, überbringe ich die Steuern, welche ich noch vor dem Christfeste ersetzen zu können denke, selber dem Kurfürsten nach Tangermünde, so das Unrecht, welches ich in der höchsten Noth beging, wieder gut machend... Du siehst also, mein Sohn, daß der ganze Streich nur auf ein lustiges Abenteuer hinausläuft, und wenn Du meine Worte von vorhin wohl beherziget hast, so kannst Du unmöglich noch in Ungewißheit darüber sein, was Du zu thun hast. Daß ich eben nur Dich und keinen Andern hierzu wählen kann, begreifst Du wohl... Nun sprich, Otto; kannst Du jetzt, da Du Alles weißt, noch ferner anstehen, meinem Begehren zu willfahren? Und ist es Dir nicht ein Leichtes, dies zu thun?!..."

„Wahrlich, das Ding ist so fein und schlau ersonnen, daß Jakob, der dem Esau das Recht der Erstgeburt stahl, ein ungeschickter Tölpel war gegen den Erfinder dieses Gaukelspiels!" rief Otto mit bitterem Lachen, indem er vom Sessel aufsprang. „Nur fürchte ich, daß, wie Jener des Unterschiedes in den Stimmen vergaß, auch Du einen Umstand nicht berechnet hast, der leicht Deinen herrlichen Plan zu nichte machen

kann — ich meine, wenn Du Dich in dem Muthe der Stadtsöldner geirrt hättest, und diese sich kräftig zur Wehr setzen, statt das Hasenpanier zu ergreifen ... Was würde dann aus der Geschichte? ...."

„Ihr werdet Euren Gegnern fast ums Doppelte überlegen sein, und habt außerdem den ersten Schrecken der Ueberfallenen für Euch," erwiederte der Rentmeister leise, indem er den Blick seines Sohnes zu meiden suchte; „auch seid Ihr bis zum Scheitel gewappnet und habt gute Schwerter — wie kann da das Ende des Kampfes ungewiß sein?! ... Vor Allem vermeidet nur jedes unnütze Geräusch; setzen sich die Burschen wirklich zur Wehr, dann kurzes Federlesen gemacht und die Klingen in die Kehlen gejagt ... Dir ganz besonders liegt es ob, den Rottmeister — verstehst Du wohl: den Rottmeister — stumm zu machen."

Otto durchmaß mit heftigen Schritten das Gemach, während Lindstädt jede seiner Bewegungen in ängstlicher Spannung belauschte. Endlich blieb der junge Mann mit gekreuzten Armen vor seinem Erzeuger stehen.

„Vater," begann er, und seine Stimme erklang fast schauerlich, „Vater, — o, meine Zunge sträubt sich, diesen heiligen Namen auszusprechen, und dennoch muß ich Dich noch fürder so nennen — die Noth, die Verzweiflung trieb Dich an, Dich mir endlich in Deiner wahren Gestalt zu zeigen; nun wohlan, ich mag bei dem Vertrage, den ich mit Dir abschließen will, keinen Vortheil vor Dir voraus haben: auch ich will

mich Dir heute zum ersten Male ohne täuschende Hülle zeigen, damit Du nicht ferner als ein Bittender vor mir stehst, Gnade bettelnd — nein, bei uns mag's heißen: Vortheil um Vortheil, Gewinn um Gewinn, wie's zwischen zwei Kaufleuten zu geschehen pflegt... Höre, was ich Dir jetzt sagen werde... In meinen Knabenjahren hielt ich Dich für das Muster eines Mannes, eines Biedermannes; ach, das war eine glückliche Zeit. Sie währte so lange, bis dem heranwachsenden Jüngling ein dunkles Gerücht zu Ohren kam, durch welches dessen Vater eines schweren Verbrechens beschuldigt ward. Ich mochte den Gedanken nicht ertragen, daß es auch nur einen Menschen auf der Erde geben könne, der nicht gleich mir in Dir den Inbegriff männlicher Vollkommenheit verehrte; war ich doch von jeher so stolz darauf gewesen, mich Deinen Sohn nennen zu dürfen. Im Anfange suchte ich durch die Kraft meines Armes, und durch meinen guten Raufdegen der Lügenmähr, wie ich das Gerücht nannte, entgegen zu treten; aber damit schlug ich wohl die Herumträger dieses Gerüchts zu Boden, doch nicht dieses selbst, das beständig, wie von den Lüften getragen, immer wieder von Neuem zu mir drang. Es mußte daher ein anderer Weg eingeschlagen werden, die unter den Leuten gehende Anklage gegen Dich zu Schanden zu machen, und ich wollte ihn nicht unversucht lassen — es war der Weg des Gerichtes. Noch einmal sollte jener Erbstreit vor den Richtern verhandelt werden, damit Dein Name ferner vor aller Verunglimpfung

sicher gestellt sei; ich war ja im Innersten meiner Seele des Triumphes Deines guten Rechts gewiß! Mein großer Eifer für diese Sache konnte mich jedoch nicht bewegen, Dir ein Wort von meinem Vorhaben zu sagen, denn dann hätte ich ja jenes verläumderischen Gerüchtes Erwähnung thun müssen, und um Alles in der Welt hätte ich Dir nicht so bittere Kränkung bereiten mögen; wenn Deine Sache, durch einen berühmten Rechtsgelehrten geführt, abermals durch Richterspruch vor aller Welt als eine gerechte und richtige erklärt war, und kein Lästerer Deinen guten Namen fernerhin besudeln durfte: erst dann solltest und konntest Du erfahren, was im Werke gewesen. Die Erlaubniß zu diesem gerichtlichen Verfahren ohne Dein Wissen vom Landesherrn oder auch vom Kaiser selbst zu erhalten, wäre mir sicher ein Leichtes gewesen .... Der Rechtsgelehrte war bereit, sich dem Auftrage zu unterziehen, wenn ich die über den Erbstreit lautenden Urkunden herbeizuschaffen vermöge. Die Aufgabe war schwer zu lösen, doch ließ ich mich nicht von meinem Vorsatze abschrecken. In Deinem Gemache, das wußte ich, war ein verborgener Wandschrein, in welchem Du wichtige Urkunden und andere Sachen aufzubewahren pflegtest; nach tagelangen, angestrengten Bemühungen erforschte ich das Geheimniß dieses Schreins, und benutzte Deine Abwesenheit auf einer Reise, denselben zu öffnen ... O, wäre mir doch dieser unselige Gedanke nie in den Sinn gekommen, denn was ich dort fand — —"

„Ha, Elender," fuhr der Rentmeister, alles

Andere vergessend, plötzlich auf, „Du also warst es, der mir jahrelange Angst und Furcht und mehr denn hundert schlaflose Nächte — —"

„Schweig jetzt!" rief Otto dem vor Wuth Zitternden im Tone bitterer Verachtung zu. „Es kommt Dir nicht mehr zu, Rechenschaft von mir zu fordern wegen einer That, zu der mich die reinste Kindesliebe trieb! Deiner väterlichen Gewalt hast Du ja entsagt, als Du in dieser Stunde einen Mord von mir begehrtest, und nur Dein Spießgeselle und Helfershelfer am neuen Verbrechen bin ich jetzt, mit dem Du fein säuberlich verhandeln mußt, wie mit Deinesgleichen."

Lindstädt sahe trotz seines noch nicht bezwungenen Ingrimms sehr wohl ein, was auf dem Spiele stand, wenn er diesem freien Lauf ließ. Heimlich seine Unvorsichtigkeit verwünschend, suchte er daher so gut als möglich einzulenken.

„Rechne mir's nicht zu hoch an, Otto, wenn ich ein hartes Wort gegen Dich fallen ließ," erwiederte er in begütigendem Tone. „Könntest Du die Herzensangst und die quälende Furcht ermessen, die ich empfand, seit ich den Verlust der Dokumente gewahrte: Du würdest mir nicht zürnen ob meiner Heftigkeit. Leider ward die Urkunde, welche Du jenem Schrein entnommen, erst vorgefunden, als es zu spät war, das Geschehene gut zu machen . . . Laß daher diese Geschichte jetzt, und mache endlich meiner Ungewißheit, die mich mehr quält, als die schrecklichste Gewißheit, ein Ende. Später sollst Du, wie

ich Dir bereits versprochen, Alles erfahren, was Du zu wissen wünschest ..."

Wirklich sprach aus seinem ganzen Wesen eine so entsetzliche Angst, daß sich Otto eines tiefen Mitleids für den Schwergepeinigten nicht erwehren konnte, obwohl die Erlebnisse der gegenwärtigen Stunde den letzten Rest kindlichen Gefühls in seiner Brust ertödtet und an seiner Stelle den unausgesetzt verwundenden Stachel auf ewig verlorenen Seelenfriedens zurückgelassen hatten.

„Es ist nicht mein Wille, Dich in quälender Ungewißheit über meinen Entschluß zu lassen, der längst gefaßt ist," sagte er düsteren Blickes. „Ich bin bereit, Dein Begehr zu erfüllen: zum Mörder zu werden, wenn es sein muß, sobald Du auch Deinerseits Dich willig zeigst, meine Forderungen zu erfüllen ..."

„Sprich aus, was Du verlangst!" rief der Rentmeister hastig, als fürchte er, Otto werde seine Worte widerrufen. „Nenne den Preis, um welchen Du meine Rettung vollbringen willst, und er ist Dir gewährt, wenn anders die Gewährung in meiner Macht liegt! ..."

„Du wirst ihn erfahren, den Preis, um den ich Dir meine Seele verkaufe," entgegnete Otto, „und Dich wegen seiner Geringfügigkeit wundern. Doch zuvor magst Du wissen, welch schwere Verantwortlichkeit vor dem Richterstuhle des Ewigen Du bei diesem unseren Handel übernimmst, damit Du nicht dereinst sagen mögest, Du seiest bei dem Kaufe meiner Seele durch mich getäuscht worden ..."

„Die Zeit verrinnt schnell, Otto," unterbrach ihn Lindstädt. „Nur kurze Frist hast Du noch bis zur Stunde, wo Du Dich auf den Weg nach Schönwalde begeben mußt, daher ich Dich bitte, den Handel, wie Dir's zu sagen gefällt, ohne Verzug abzuschließen und alles Uebrige bis nach vollbrachtem Werk zu lassen."

„Du mußt und sollst zu dieser Stunde vernehmen, wie groß die Schuld ist, die Du zu tragen hast, und deren ganzen Umfang Du noch nicht ahnst," sprach Otto. „Wer weiß, ob jemals auf dieser Erde mir die Gelegenheit wiederkehrt, mit Dir darüber zu reden, und Du mußt wissen, was Du zu bereuen hast, sollte des Allmächtigen Gnade einst Dein Herz erweichen ... Darum höre mir zu..."

„Ich höre, Otto," versicherte Lindstädt, der es jetzt für's Rathsamste hielt, den jungen Mann gewähren zu lassen. Dieser fuhr fort:

„Als mir kein Zweifel blieb, daß Du wirklich das Verbrechen begangen, dessen man Dich im Geheimen bezüchtigte, da entschwand in meiner Brust der Glaube an Menschlichkeit, Tugend und Ehre. Wenn Du, den ich bisher für der Edelsten einen gehalten hatte, nichts weiter warst, als ein niederer Bösewicht — wessen hatte ich mich dann von den andern Leuten zu versehen?! In jedem sich mir Nahenden erblickte ich fortan einen reißenden Wolf, dem auf jegliche Weise Schaden zuzufügen, mir erlaubt und geboten war, und ließ keine Gelegenheit, dies thun zu können, ungenutzt vorüber gehen. Wie manche Thräne mag deswegen geflossen sein?!... Zwar

trieb mich mein guter Engel, der nur schwer von dem Verlorenen zu scheiden vermochte, mich an, die schwere Schuld, die Du begangen, dadurch in Etwas zu tilgen, daß ich den durch Dich von Haus und Hof Vertriebenen aufsuche und ihm sein Recht verschaffe, was mir durch den Besitz jener Urkunden ein Leichtes gewesen wäre; allein ich hatte das Gelübde gethan, Allem, was Menschengestalt hat, unversöhnlicher Feind zu sein, und wollte dies auch halten, — konnte er denn besser sein, als Du?!... Regte sich die Stimme des Gewissens bei mir, so ertränkte ich diese in Strömen Weins, dessen Genuß mich immer zu neuen schlechten Streichen antrieb.... Mein besseres Selbst ging nach und nach unter in dem Strudel der Ausschweifungen und Laster, in den ich mich stürzte, um aus ihm Vergessenheit zu schöpfen für Alles, was ich durch Dich verloren: Unschuld und guten Namen, Hoffnung und Vertrauen!... So ward ich ein boshafter, schadenfroher Taugenichts, ein verächtlicher Schlemmer und Raufbold!... Siehe, das war Dein Werk, denn es war die Folge Deiner Thaten!...

„Doch des Himmels Langmuth wollte noch einmal versuchen, den Verirrten auf den rechten Weg zu leiten; er sandte mir einen seiner Engel in Menschengestalt. Ernsteren Muthes als gewöhnlich, denn die nur betäubte, nie erstorbene Stimme des Gewissens regte sich wieder, kehrte ich zu später Abendzeit von einem Zechgelage heim. Eine einsame, finstere Gasse betretend, schallt mir wildes Gelächter und Fluchen aus

rauhen Männerkehlen entgegen, dazwischen vernehme ich aber auch den unterdrückten Angstruf einer weiblichen Stimme. Schnell näherte ich mich dem Orte des nächtlichen Auftritts, und kam eben dazu, wie ein Rottmeister von den Stadtsöldnern einer jungen Dienstmagd Gewalt anthun wollte, ohne auf deren Bitten und Thränen zu hören; fünf oder sechs Andere seines Gelichters schienen sich seines Beginnens zu freuen... Ich weiß nicht, wie's zuging, daß das Gebahren der Männer, denen ich's doch so häufig gleich gemacht hatte, mich plötzlich mit so großer Entrüstung erfüllte, daß ich ohne Besinnen unter sie sprang, mehrere von ihnen niederwarf und so das um Schonung flehende Mädchen ihren Händen entriß. Trotz der Drohungen, welche die Feigen gegen mich ausstießen, wagte doch keiner, mir in den Weg zu treten, als ich die Arme, welche noch vor Angst und Schreck zitterte, nach ihrer Behausung geleitete ... O, wie wohl ward mir zum ersten Male seit langer Zeit wieder ums Herz, als ihre rührenden Danksagungen, mit wunderlieblicher Stimme gesprochen, mir sagten, ich habe was Gutes vollbracht; ich fühlte einen Stolz ob dieser That und zugleich eine Wehmuth ob meines bisher verloren gewesenen Lebens, daß in mir der Entschluß reif ward, meinem wüsten Treiben zu entsagen und ein besserer Mensch zu werden. Eine innere Stimme aber sagte mir auch, daß mein Vorhaben nur gelingen könne, wenn ein Engel mir zur Seite stände, an dessen Reinheit ich mich aufzurichten vermöge in den Stunden

der Versuchung, und wer sollte dieser Engel anders sein, als jenes holde Mädchen, dessen Unschuld und Ehre durch mich gerettet ward?! Hatte sie doch mein Herz mit sich genommen, als ich vor dem Hause ihrer Dienstherrin sie verlassen mußte, und fühlte ich doch, daß nur bei ihr und durch sie ein Glück möglich sei für mich, der ich mitten im Glanz und Ueberflusse des Lebens mich als das elendeste aller Geschöpfe betrachtete . . .

„Deine theilnahmlosen und ungeduldigen Blicke deuten mir genugsam an, daß Du dies Zwiegespräch gern beendet sähest. Nun wohl, ich willfahre diesem Begehren, doch merke wohl auf, was ich Dir berichten werde . . . Ich liebte die Holde mit aller Leidenschaftlichkeit meines ungestümen Sinnes, und bald gelang es mir, auch ihrer Gegenliebe gewiß zu sein. O, diese Liebe war gewiß rein und hehr, denn sie war es ja, die mir die Pforten des verlorenen Paradieses wieder zeigte, das ich mir erringen wollte, indem ich ein besserer Mensch ward. Es wurde mir ja so leicht gemacht, diesen Vorsatz auszuführen, denn ein Wort, ein Blick von ihr gab mir Kraft, die härtesten Anfechtungen des Versuchers zu bestehen und zu überwinden. Doch leider machte mich der leichte Sieg über mich zu sicher; schon triumphirte ich und wähnte das Laster gänzlich aus meinem Herzen verbannt, als auch bei mir das Sprüchlein eintraf, daß Hochmuth zu Falle kommt . . .“

Mit einem tiefen Seufzer fuhr Otto fort:

„Es war die glücklichste, und doch auch die

unseligste, unheilvollste Stunde meines Lebens, als ich mit ihr so traulich in der Gartenlaube saß — — O, wären wir doch mitsammen gestorben, als wir den Becher des Glücks bis zur Neige geleert hatten... Ich hatte Unschuld und Ehre der Geliebten einst beschützt, um wenige Monden später sie derselben wieder zu berauben..."

„Ach, ist es nur Das?!" unterbrach ihn der Rentmeister, froh aufathmend. „Beruhige Dich deswegen, mein Sohn; wenn Du zurückkehrst, werde ich Alles für Dich abgethan haben..."

„Schweig', sage ich Dir!" donnerte ihm der junge Mann entgegen. „Du wirst noch ganz andere Dinge von mir vernehmen. Ich habe wahrlich nicht im Sinne, jene Holde, Reine, ja Heilige durch Deine Lästerzunge ungestraft kränken zu lassen; denn ich schwöre Dir, — trotz meines Frevels steht sie hoch erhaben da gegen Viele ihres Geschlechts, die, wüßten sie von der Sache, aus vollem Halse Wehe und Zeter über sie rufen würden!..."

Als Lindstädt hierauf betroffen schwieg, begann Otto nach kurzer Pause wieder in etwas ruhigerem Tone:

„Kaum war der Sinnenrausch vorüber, als ich die ganze Größe meines Verbrechens erkannte und schaudernd den Abgrund des Verderbens gewahrte, an dessen Rand ich das heißgeliebte Wesen gebracht. Wie ich diese große Schuld tilgen und sühnen könne, ward ich mir im Augenblicke bewußt, und stand keine Minute an, das Mädchen, dessen vertrauensvolle, arglose Hingebung ich so bitter getäuscht, zu meinem

Eheweibe zu erheben, und Gott zum Zeugen meines heiligsten Schwures, den ich jemals gethan, anzurufen . . .

„Noch kurze Zeit genoß ich eines, wenn auch nicht mehr reinen, doch süßen Glückes; durfte ich doch allabendlich eine selige Stunde an der Seite der Geliebten zubringen! Die Gegenwart genügte mir, und die Zukunft machte mir keine Sorge, denn bald sollte ja Anna mein Weib auch vor den Menschen werden, wie sie es bereits vor Gott war. Nur der Geliebten inständiges Bitten hielt mich zurück, Dir mein Vorhaben zu entdecken; sicher zweifelte sie an Deiner Einwilligung, deren ich aber gewiß war, denn in meiner Hand lag es ja, Dich zu zwingen . . .

„Da kam Dein Vetter, der Köckeritz, mit seiner Tochter, und mit Windesschnelle verbreitete sich die Kunde in der Stadt, daß Agnes zu meinem künftigen Ehegemahl erkiesen sei. Auch Anna erreichte dies Gerücht, und was mag sie seitdem gelitten haben!! . . . Doch ihre Liebe war reiner, heiliger, als die meinige; sie liebt, wie kaum je ein Weib zu lieben vermocht hat, und dennoch will sie mir entsagen, will Schimpf und Schmach, sogar Vaterfluch auf sich nehmen, weil sie wähnt, ich könne an der Seite des ebenbürtigen Fräuleins glücklicher sein, als an der ihrigen . . . Welch eine Zukunft steht ihr bevor; ich werde rasend, wenn ich nur daran gedenke! . . .

„Gestern versprach ich ihr, sie nicht wieder zusehen, ich könnte sie denn zu meinem Weibe machen. Gott im Himmel nur mag den herben

Schmerz ermessen haben, der ihr Herz zerriß, als sie unsere Trennung forderte; aber sie wähnte, mein Glück dadurch zu befestigen, und sie scheute selbst das härteste Opfer nicht um diesen Preis ... Um mich leichter für die Trennung zu gewinnen, sprach sie viel davon, wie unmöglich es für sie sei, mein Eheweib zu werden, und ich Thor glaubte zuletzt wirklich daran, daß unübersteigliche Hindernisse unserer Vereinigung, der Erfüllung meines Gelübdes, entgegenständen. Doch zum guten Glücke ward mir doch noch die Gewißheit, daß dem nicht so sei; ihre überschwengliche, von allem Eigennutze ferne Liebe hieß ihr, mich zu täuschen, damit ich ohne Gewissensbisse einer Anderen angehören könne, die nach ihrer Meinung sich besser für mich schickt... Sie wollte leiden und tragen in Geduld, wenn ich nur glücklich sei! ...

„Mit dieser Gewißheit aber stand auch zugleich mein Entschluß fest, sie zu meiner Gattin zu machen, ehe das Christfest herankommt... Heute, in dieser Stunde, wollte ich Dein Jawort ertrotzen, und siehe, ich hatte die Gewalt, dies zu thun! ..."

Bei diesen Worten zog er ein beschriebenes Pergament, welches bisher unter seinem Wamms verborgen gewesen, hervor, und hielt es seinem Vater vor die Augen. Dieser hatte kaum darauf geblickt, als er begierig darnach griff. Doch Otto entzog es ihm und brachte es wieder an seinen früheren Platz.

„O gieb, gieb mir, mein Sohn!" stammelte der Rentmeister mit flehender Geberde. „Wie

leicht könnte durch Deine Unvorsichtigkeit diese Urkunde in unrechte Hände gerathen!"

„Du wirst sie erhalten, wenn Du Dich willig zeigst," entgegnete Otto kalt. „Doch bin ich noch nicht fertig; höre daher jetzt weiter . . ."

„Ich höre, mein Sohn," erwiederte Lindstädt, sich nur mit Mühe der gewaltigen Macht fügend, die Otto in diesem Augenblicke über ihn besaß. Dieser fuhr fort:

„Durch die Drohung, diese Urkunde den Gerichten zu übergeben, wollte ich Dir das Jawort zu meiner Verbindung mit dem Bürgermädchen abtrotzen; doch unser heutiges Zwiegespräch belehrte mich bald, daß ich mich verrechnet hatte. Die Entdeckung jenes Geheimnisses vermag Dich nicht mehr zu schrecken, denn Schlimmeres kann Dir darob nicht widerfahren, als geschieht, wenn der Landesherr Deine Untreue entdeckt; wird Dieses nicht verhütet, so kann's Dir ja gleich sein, ob man Dein erstes Verbrechen kennt — Deine Strafe kann nicht härter werden . . . Keine Wahl bleibt mir also, wenn anders ich die Geliebte zu Ehren bringen will, als Dein Begehr zu erfüllen . . . Nun, wohlan denn, ich will es thun, will meine Seele mit einem Morde belasten, wenn Du mir Handschrift und Siegel giebst, daß ich mit Deiner Einwilligung nach vollbrachter That das Bürgermädchen zum Altar führe! . . ."

Der Rentmeister versuchte zu reden, doch Otto gebot ihm durch ein Zeichen, zu schweigen.

„Zwar weiß ich wohl," fuhr er fort, mit sich selbst redend, „daß ich nie glücklich werden kann,

doch sie, sie soll es werden, sie muß es werden! Sie wird ja nie ahnen, was ich um ihretwillen begangen, denn ich werde ein eben so großer Meister in der edlen Kunst der Verstellung sein, als mein Erzeuger; fällt doch nie der Apfel weit vom Stamme... Ich kann es nicht ertragen, sie in Gram, Elend, Kummer und Schande dahinwelkend zu wissen; mein Herz droht, zu bersten bei dem Gedanken, daß die Gassenbuben mit Fingern auf sie weïsen und die Leute sie mit Schimpf und Hohn kränken werden, wo sie sich blicken läßt! Dies zuzugeben, wäre größere Sünde noch, als die, welche man jetzt von mir zu begehen verlangt... Ach, und ich liebe sie so heiß, ich Elender!... Wahrlich, es muß sein — es muß!..."

„Du kennst also den Preis, um den ich den Handel eingehe," wandte er sich jetzt zu seinem Vater. „Doch bedenke wohl, was die Erfüllung Deines Verlangens aus mir macht; bedenke, daß Du einst Rechenschaft über mich am Throne des Allgerechten ablegen mußt!... Siehe, ich frage Dich daher noch einmal feierlich: Würdest Du mein Begehr erfüllen, wenn ich das Deine abschlage?"

Der Rentmeister schwieg.

„Nun, so sei es denn!" rief Otto. „Ich kann nicht anders! Stelle mir das Verlangte aus — und ich bin Dein!..."

„Du weißt ja, mein Sohn, daß von Deiner Vermählung mit Agnes von Köckeritz der Besitz eines großen Erbes abhängt," wagte Lindstädt furchtsam zu entgegnen. „Verlange daher etwas

Anderes, Otto, wenn nicht die Liebe für Deinen Vater —"

Otto ließ ein wildes Hohngelächter erschallen. „Wähnst Du, mich mit süßen Worten zu berücken?!" sagte er dann. „O, Du mußt wissen, grauer Sünder, daß derlei Redensarten nicht angewandt sind bei Einem, der sich als Mörder dingen läßt. Darum Bedingung um Bedingung. Entscheide Dich!"

Der Rentmeister ging einige Male im Gemach auf und nieder, mit einem Entschlusse kämpfend. „Mir bleibt keine Wahl," murmelte er endlich, indem er vor seinem Schreibtische stehen blieb. Er nahm ein Stück Pergament und schrieb darauf.

„Ist's so recht?" fragte Lindstädt nach einer Pause, seinem Sohne das beschriebene Pergament hinreichend.

Dieser las es mit Aufmerksamkeit. „Namensunterschrift und Siegel fehlen noch," erwiederte er, das Blatt zurückgebend, „sonst mag's gut sein!"

Beides ward vom Rentmeister hinzugefügt. Dann trat er dicht an Otto heran.

„Gelobe mir jetzt, meinen Auftrag pünktlich auszurichten, auch kein Mittel zu diesem Zwecke zu scheuen, wäre es auch die Tödtung eines Menschen — und dies Pergament ist Dein!" sprach er.

Otto schwankte. „Vater," erwiederte er in weicherem Tone, „giebt es nicht noch ein anderes Mittel, Dich zu retten?! Siehe, wenn Du Dich dem Kurfürsten zu Füßen werfen und ihm reu-

müthig Dein Vergehen bekennen würdest: sicher würde er dem langjährigen Diener verzeihen oder ihn doch nur mit gelinder Strafe belegen. Ich will dann gern Deine Schuld übernehmen und dem Landesherrn durch treue Dienste doppelt ersetzen, um was Du ihn gebracht... Auch so wärest Du gerettet?.."

„Es ist zu spät, Otto," entgegnete der Rentmeister; „mir bleibt keine Zeit mehr, Deinen Rath auszuführen... Ich bin Dir bereits willfährig gewesen; jetzt ist's an Dir!"

„So nimm mich denn hin!" sprach Otto. „Anna, siehe, auch ich bringe Dir ein Opfer — mögest Du nie dessen Größe ahnen!..."

„Noch Eins, mein Sohn," sagte Lindstädt, bevor er das Pergament aus seiner Hand gab. „Gieb mir nach Deinem Versprechen die Urkunde zurück, welche Du aus jenem Wandschrein dort genommen. Sie vermag Dir fürder nichts zu nutzen."

„Du hast Recht," erwiederte Otto. „Sicher haben den Erben Deines Oheims Hunger und Elend getödtet, — und wenn nicht: nun, so muß ich mir das Erbe erhalten für Anna. Ein Verbrechen mehr oder weniger — was thut das?!... Nimm!"

Der Rentmeister ergriff hastig das dargebotene Dokument, prüfte es sorgfältig, und zündete dann eine Wachskerze an. Im nächsten Augenblicke hatte die Flamme das Pergament zu Asche verbrannt. „Nun giebt es kein Dokument mehr, welches mein Recht streitig machen könnte," sprach er vor sich hin.

Das Trauzeugniß, auf welches sich der Sohn Heinrichs von Wolpersberg einst berufen, war vernichtet.

Inzwischen hatte Otto die von seinem Vater ausgestellte Schrift zu sich gesteckt. „Jetzt aufs Roß und hinaus zum lustigen Abenteuer!“ rief er mit entsetzlicher Wildheit, und stürmte hinaus. Bald war er auf dem Wege nach Schönwalde.

Als sich der Rentmeister im Gemache allein sahe, warf er sich erschöpft in einen Lehnsessel und ließ den Kopf auf die Brust sinken. „Gott, Gott, welche Stunden!“ stöhnte er. „Wahrlich, größere Qualen vermag die Hölle nicht zu ersinnen, als die waren, welche ich eben empfinden mußte! . . . Soweit also ist's mit mir gekommen, daß ich das eigene Kind dem ewigen Verderben anheimgeben mußte?! Johannes, Du bist fürchterlich an mir gerächt! . . . Ach, und ich hätte so glücklich sein können, denn wir liebten uns wie Brüder, und nie hätte er geduldet, daß mir der Mangel nahe getreten wäre. Fluch Euch Beiden, die ihr zuerst mein Ohr durch mein vermeintliches Recht bethörtet und den in meiner Seele ruhenden Trieb der Habsucht durch Eure hinterlistigen Reden aufstacheltet! Wie schändlich habt Ihr mich betrogen! Für Euch nur mußte ich das Verbrechen begehen, denn ich bin des unrechtmäßigen Gutes nicht froh geworden. Für Euch gab ich meine Seeligkeit auf, und bin jetzt dafür Euer Schuldner, den Ihr sogar zum Entsetzlichsten getrieben habt, zum Morde seines eigenen Kindes; denn ist's etwas Anderes, als

ein Mord, den ich so eben an Otto begangen?! Wehe, wehe mir einst! . . .

„Doch weg jetzt mit der Schwachheit, Lindstädt; jetzt gilt's, zu ersinnen, wie das neue Erbe, welches mir zufallen würde, wenn Agnes meines Sohnes Gattin wird, dennoch für mich erhalten werden kann. Habe ich nichts zu hoffen in jener Welt, so soll mich d i e s e schadlos halten dafür! . . ."

Die Stimme des Dieners, welcher von außen meldete, daß ein Karren vor dem Hause halte, und ein Rottmeister von den Stadtsöldnern nach dem gestrengen Herrn frage, unterbrach nach einiger Zeit sein einsames Selbstgespräch. Er ließ eine mit Steinen gefüllte, wohl verwahrte Truhe auf den Karren bringen und schärfte dem düster schweigenden Valentin nochmals strenge Vorsicht ein.

Kaum hatte sich das Fuhrwerk in Bewegung gesetzt, als Köckeritz und der Bürgermeister in Lindstädts Gemach traten. Dieser empfing sie freundlicher noch als gewöhnlich, obwohl ein aufmerksamer Beobachter auf den ersten Blick gewahrt hätte, daß sich der Rentmeister Gewalt anthat.

„Der Streich ist also gelungen!" rief Köckeritz triumphirend, nachdem er die Thür hinter sich verschlossen. „Die Goldgülden können wir eben so gut brauchen, als unser gnädiger Landesherr."

„Und Ihr werdet eines unwillkommenen Eidams ledig, Herr von Köckeritz," sagte der Bürgermeister lachend. „Daß der Bursche nicht lebend von dem Karren weicht, mögt Ihr sicher glauben, und wenn sonst der Otto gelernt hat,

ein Schwert zu führen, so kann's gar nicht fehlen —"

„Gemach, gemach, Ihr Herren," unterbrach ihn Lindstädt. „Eure Freude wird sich mäßigen, wenn Ihr vernehmt, um welchen Preis der Otto dem Auftrage sich unterzogen. Wißt denn, daß ich ihm meine handschriftliche Erlaubniß geben mußte, nach Vollbringung der That mit einer Bürgerdirne vor den Altar treten zu dürfen. Ich durfte ihm seine Forderung nicht weigern, wollte ich nicht das Aergste fürchten."

„Seid Ihr rasend, Vetter?!" fuhr Köckeritz auf. „Wißt Ihr denn nicht, daß in diesem Falle das Erbe, welches Agnes von ihrem Verwandten zu erwarten hat, für uns Beide verloren geht?!"

„Und wovon wolltet Ihr dann Eure Schuld an mich bezahlen?" fragte der Bürgermeister in grobem Tone. „Höchstens bis zum Christfeste gebe ich Euch noch Frist; aber dann auch keine Stunde länger!"

„Nun gut," erwiederte Lindstädt gelassen. „Ich sende dem Otto sogleich einen Eilboten nach, daß er umkehre und abstehe von dem Werke. Dann ist meine Handschrift null und nichtig, und er muß die Bürgerdirne fahren lassen. Ich selbst aber unterwerfe mich dem Spruche des Kurfürsten, der's nicht schlimmer mit mir machen wird, als meine Freunde . . . Wenn ich Gnade vor seinen Augen gefunden, will ich auch für Euch eine Fürbitte bei ihm einlegen."

Mit verbissenem Grimm schritten die andern Beiden im Gemach auf und nieder, während

sich der Rentmeister ruhig im Lehnstuhl niederließ. Wer ihn jetzt sahe, konnte nicht ahnen, was noch vor kurzer Zeit seine Seele so gewaltig erregt hatte.

„Was geschehen, das ist geschehen!" nahm der Bürgermeister nach kurzem Schweigen wieder das Wort; „jetzt kommt's nur noch darauf an, gut zu machen, was verdorben ist ... Kennt Ihr den Namen der Dirne, die Euer Sohn sich zum Weibe erkiesen?" fragte er Lindstädt.

„Den Namen „Anna" vernahm ich zum Oeftern," erwiederte dieser. „Sonst weiß ich nichts von ihr."

„Was habt Ihr im Sinne?" fragte Köckeritz.

„Die Dirne unschädlich zu machen!" entgegnete der Bürgermeister. „Hätte ich nur genauere Kunde von ihr, so schwöre ich Euch, der Otto ist froh, wenn er nach seiner Rückkehr ihren Namen fürder nicht nennen hört ..."

„Da müßtet Ihr aber fein vorsichtig verfahren, Herr Bürgermeister," entgegnete Lindstädt; „bedenkt, daß der Otto in alle unsere Geheimnisse eingeweiht ist, und es daher sehr verderblich für uns werden kann, ahnt er nachher, daß ihm ein Streich gespielt ... Im Uebrigen aber wär's mir wahrlich lieb, wenn Ihr ein Mittel wüßtet, den Trotzkopf von seinem Vorsatze, eine Bürgerdirne zu ehelichen, zurückzubringen; nur mich laßt dabei aus dem Spiele! ..."

„Vielleicht wäre das Mädel durch ein Stück Geld zu bewegen, ihm freiwillig zu entsagen und einen Andern zu ehelichen," meinte Köckeritz. „Etwas muß in der Sache gethan werden, denn

geht uns das Erbe, das unserer Kinder nach ihrer Hochzeit wartet, verloren, so dürften wir sammt und sonders in gar üble Lage gerathen."

„Nun, wir wollen sehen, wie wir's machen können," sagte der Bürgermeister wieder. „Vor allen Dingen muß die Dirne ausgekundschaftet werden. Ihr, Herr Rentmeister, könnt uns vielleicht aus Eures Sohnes Reden etliche Merkmale angeben, welche uns die Nachforschungen erleichtern würden."

Lindstädt berichtete, was Otto ihm im Allgemeinen über seine Geliebte gesagt.

„Nun, das wäre schon Etwas," fuhr das Oberhaupt der Stadt fort. „Ich denke, es soll mir nicht sehr schwer fallen, zu erfahren, wer das Mädel gewesen, welches Herr Otto von Lindstädt in einem Anfluge von ehrbarer Laune aus den Händen etlicher Nachtschwärmer befreit. So Etwas pflegt nicht ohne Geräusch und Zeugen abgethan zu werden, und ich kenne Jemand, der's sicherlich noch vor Abend herausgebracht hat . . ."

Ein leises Klopfen an die Thür des Gemaches ward jetzt hörbar: ein Zeichen, daß der Diener etwas Dringendes zu berichten habe. Der Rentmeister fragte, was es gebe.

„Der Rottmeister Barthels ist draußen und läßt Ew. Gestrengen um ein geheimes Gehör bitten," meldete der Diener. „Der Mann wollte sich durchaus nicht abweisen lassen, sondern behauptete, er habe dem Herrn Rentmeister eine Sache von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen,

so daß ich recht zu thun glaubte, wenn ich Ew. Gestrengen von seinem Wunsche benachrichtigte."

„Rottmeister Barthels?" — sprach Lindstädt nachsinnend. „Ich kenne den Menschen nicht —"

„Aber ich kenne ihn!" fiel der Bürgermeister ein. „Er ist der Mann, den wir brauchen können bei der Geschichte, und ich rathe daher, Euch mit ihm einzulassen und sein Anliegen zu vernehmen."

„So laß den Mann eintreten," befahl Lindstädt dem Diener. „Ihr aber, liebe Freunde," wandte er sich zu den Andern, „weilet wohl, bis die Unterredung vorüber, in jenem Gemach dort, damit wir nachher gleich weiter berathen können, denn die Zeit drängt."

Die Beiden fügten sich seinem Ersuchen. Gleich darauf ward Barthels von dem Diener in das Gemach geführt.

Wohl eine volle Stunde sprach der Rottmeister mit Lindstädt allein; dann aber rief dieser seine beiden Bundesgenossen herzu. Gegen Mittag verließ der Bürgermeister mit Barthels zugleich das Haus, während Köckeritz noch lange mit seinem Vetter im verschlossenen Gemache Rath pflog.

5.

Es war bereits spät Abends an demselben Tage, als Anna noch in ihrem Kämmerlein saß und beim matten Scheine einer Ampel emsig nähete. Ihr Antlitz war zwar blaß, und manche Thräne rollte die Wangen hinab, dennoch aber sprach aus ihren Zügen eine muthige Entschlos-

senheit, und manchmal sogar verklärte ihre gerötheten Augen ein seliges Lächeln, wenn sie auf Augenblicke die Nadel ruhen ließ und die auf ihrem Schooße liegende Arbeit betrachtete. Nach solchen Augenblicken arbeitete sie dann um so eifriger fort.

„Nur noch zwei Stunden sind's bis Mitternacht!" sprach sie für sich, als von St. Marien zehn langsame Glockenschläge herüber dröhnten. „Zwei Stunden nur noch, und doch muß wenigstens dies eine Stück vollendet sein, wie morgen ein anderes und übermorgen ein drittes fertig werden muß. Wer weiß, wie lange ich es hier noch treiben darf, und dann möchte es vorbei sein mit dem Arbeiten . . .

„Ob Mutter Wanka auch die Hülflose aufnehmen wird?! Doch ja, sie thut es sicherlich; hat sie mich doch bei meiner schweren Krankheit gepflegt und gehegt, als ob ich ihre Dienste mit Gold aufwiegen könnte, und doch schlug sie nachher noch das Wenige aus, was Valentin von seinem Solde erübrigt hatte. Sie meinte es von jeher immer so gut mit uns Allen, daß sie auch jetzt nicht ihre Hand abziehen wird von mir . . ."

Ihre vom Weinen und der anhaltenden Arbeit angegriffenen Augen drohten ihr den Dienst zu versagen; um sie zu stärken, legte sie die Arbeit für kurze Zeit bei Seite und trat an das Fenster. Unwillkürlich fielen ihre Blicke auf den Thurm von St. Marien, dessen schwarze Umrisse trotz der Dunkelheit der Regennacht deutlich zu erkennen waren. Sie dachte an ihren Vater,

und ein schmerzliches Gefühl zog ihre Brust zusammen.

„Armer, armer Vater!“ seufzte sie. „Noch ahnst Du nicht, was Dir bevorsteht! . . . Der Becher Deines Unglücks ist noch nicht voll, alter Mann; den herbsten Gifttropfen wird Deine Tochter noch hinein thun! . . . Möge der Allbarmherzige Dein Herz stählen, daß es die Unwürdige bald vergesse! . . .“

Aufs Neue begann sie ihre Arbeit. „Wie anders war es doch in früheren Jahren um diese Zeit!“ fuhr sie nach kurzer Pause fort. „Da saß ich wohl auch bis Mitternacht und arbeitete emsig, aber dann geschah's nur ganz heimlich, wenn der Vater der Ruhe pflegte, denn es galt ja, ihm zum Christfeste eine unvermuthete Freude zu bereiten . . . Und jetzt?! . . . Ich bin nicht mehr werth dieses kindlichen Treibens, denn ich bin es ja, die das Maaß seines Jammers voll macht und sein graues Haupt mit Schande bedeckt!... Ach, wenn er nur mir allein flucht, und nicht auch jenes Wesen, das — —“

Die häufiger werdenden Thränen geboten ihr, die Arbeit abermals bei Seite zu legen. Sie erhob sich und knieete vor ihrem kleinen Betaltar nieder.

„Du, Gebenedeiete,“ betete Anna, „Du kennst die Größe meiner Liebe, Du kennst meinen Fehltritt, aber Du ermessest auch den Schmerz, der darob meine Seele zerreißt. Siehe, ich bitte nicht für die gefallene Sünderin um Deine Fürsprache bei Deinem Sohne, unserm Herrn; ist es Sein Wille, daß ich mein Vergehen ab-

büßen soll durch herbe Leiden, so unterwerfe ich mich Dem in Demuth. Aber ich flehe zu Dir, gnadenreiche Mutter Gottes, daß Du von dem unschuldigen Wesen, welches ich unter meinem Herzen trage, abwenden mögest alles Böse, so es bedrohen sollte! Nimm Dich des Schutzlosen an, und lenke die Herzen der Menschen, daß sie sich sein erbarmen, wenn sie die Mutter verfluchen! Amen."

Noch eine Zeit lang verharrte sie knieend vor dem Altare; ihr Herz hatte ja noch so viele heiße Gebete zum Himmel zu senden, die sie sich scheute, mit Worten auszusprechen, denn sie betrafen ja ihn, den sie so unaussprechlich liebte, der sie eben so heiß wieder liebte, und dem sie dennoch auf ewig entsagen mußte, wenn auch ihr Herz darüber brach.

Endlich erhob sie sich und suchte durch angestrengtes Fortarbeiten ihre Gedanken abzuziehen von dem Manne, dessen Andenken sie selbst beim Gebete nicht verließ; sie richtete ihr ganzes Denken auf den Gegenstand ihrer Beschäftigung.

„Bald ist das erste Hemdlein fertig," sagte sie wieder, indem eine vorübergehende Röthe ihre blassen Wangen überzog, mit einem seligen Lächeln; „und wenn der Himmel mein Gebet erhört und mir Gesundheit schenkt bis dahin, so soll mich die schwere Stunde nicht unvorbereitet treffen. Fast freue ich mich darauf. . . O, wie werde ich es lieben, — wie ihn — —"

Betroffen hielt sie inne und lauschte, denn deutlich vernahm sie leise Männertritte draußen auf dem Gange.

„Sollte Er es dennoch sein?!“ dachte sie mit Beben, und preßte die Hand auf das hochklopfende Herz. „Sollte Otto . . .“

Leise ward jetzt die unverschlossene Thür geöffnet; ein Mann ward in derselbon sichtbar. Ein Schreckensruf entfloh Anna's Lippen, denn Otto war es nicht.

Langsam trat der Fremde einige Schritte vor, bis der Schein der Ampel auf ihn fiel und sein Angesicht beleuchtete.

Fast erstarrt vor Schrecken und Angst, wagte Anna erst jetzt, da er stille stand, einen prüfenden Blick auf sein Antlitz zu werfen. Doch ein Schaudern durchrieselte sie, als sie ihn erkannte. „Herr Barthels!“ sprach sie in einem Tone, der genugsam andeutete, wie wenig Gutes sie sich von ihm versah.

„Der bin ich, mein sprödes Täubchen,“ sagte der Eingetretene, sein Gesicht zu einem häßlichen Lächeln verzerrend. „Jetzt, da Ihr mich erkannt, solltet Ihr den Schrecken doch fahren lassen und mich aufnehmen, wie sich's für den alten Freund und Gefährten Eures Bruders geziemt. Doch will ich gern Eurer Befangenheit zu Hülfe kommen und mich selber willkommen heißen, bis Ihr später das Versäumte einzuholen vermögt.“

In einem Gemisch von banger Furcht und Unglück ahnendem Grauen befangen, hatte Anna seine Worte wohl vernommen, aber nicht verstanden. Als Barthels jetzt aber that, als sei er in seiner Behausung, Mantel und Pickelhaube abwarf, einen Schemel heranrückte und Miene machte, sich an des Mädchens Seite vertraulich

nieder zu lassen, — da erwachte sie aus ihrem bewegungslosen, beklemmenden Zustande, und sich schnell erhebend, sagte sie in würdevollem Tone:

„Es ist nicht Sitte, Herr Rottmeister, zur Nachtzeit in das Kämmerlein eines ehrsamen Mädchens einzudringen und sich dort anzustellen, als sei man daheim bei sich. Habt Ihr mir Etwas mitzutheilen, so wollet morgen am Tage wiederkommen, wo ich Euch dann in Gegenwart einer Hausgenossin gern Rede stehen will; für jetzt aber habt die Güte, dies Gemach zu verlassen, da Eure längere Gegenwart zu dieser Zeit von den Leuten schier übel gedeutet werden würde. Begreife ich selbst doch nicht, wie Ihr nur habt hier herauf kommen können! . . .“

Mit kaltem, boshaftem Lächeln, den linken Arm in die Seite gestemmt, während er sich mit dem rechten auf die Lehne des Schemels stützte, hörte Barthels ihre Worte ruhig an; auch als sie geendet, verharrte er noch eine Zeit lang schweigend in dieser Stellung, als wolle er durch sein seltsames Verhalten die Pein des Mädchens, welche seine Gegenwart hervorrief, noch steigern.

„Hätte wahrlich nicht geglaubt, das Jüngferchen noch so zimperlich zu finden!“ versetzte er endlich mit einer spöttischen Bewegung des Hauptes, als er gewahrte, daß Anna das Gemach verlassen wollte. „Als ob ich der erste Mann wäre, mit dem sie ein oder zwei Nachtstunden in trautem Geplauder hier zugebracht hätte! . . . Freilich, so schmuck und stattlich, wie mancher Andere, bin ich just nicht, aber doch

wohl immer noch gut genug für eine ehrsame Dienstmagd!..."

Anna, die wirklich im Begriffe gestanden, das Gemach zu verlassen, fühlte bei diesen Reden, wie eine brennende Röthe ihre Wangen färbte, und doch war es ihr, als gerinne alles Blut ihrer Adern zu Eis. Sie wollte sprechen, und vermochte es nicht. „Herr Barthels ..." war Alles, was über ihre bebenden Lippen kam.

„Traf der Pfeil, Jungfer?" fuhr Barthels höhnisch fort. „O, habt nur Geduld, ich habe noch schärfere dergleichen im Köcher, wenn Ihr länger Euch weigert, mir jetzt Rede und Antwort zu stehen."

„Seid Ihr nur gekommen, Herr Rottmeister, ein armes, schutzloses Mädchen zu kränken, so habt Ihr Eure Absicht bereits erreicht," entgegnete Anna, mühsam nach Fassung ringend. „Doch mögt Ihr wohl bedenken," setzte sie nach kurzer Pause, wie von einem plötzlichen Rettungsgedanken erfaßt, hinzu, „daß Valentin Sträuber, den Ihr kennt, jede seiner Schwester zugefügte Schmach ahnden wird!"

„Meint Ihr?" lachte Barthels. „Nun, da glaube ich doch Euren Bruder besser zu kennen, als daß ich von ihm erwarte, er werde sich mit einem guten Freunde entzweien einer Dirne wegen, der bald die Gassenbuben Häcksel vor die Thür streuen werden. Seht Ihr das nicht auch ein?"

„O Gott, Gott!" hauchte Anna, indem sie, von entsetzlicher Seelenangst erschöpft, auf einen

Sessel niedersank und mit den Händen ihr Antlitz bedeckte.

„Zweifelt Ihr etwa noch, ob ich hinter Eure Schliche gekommen bin, tugendhafte Maid?" sprach Barthels boshaft weiter. „O, darüber kann ich Euch Gewißheit geben!... Längst wußte ich, daß der Junker von Lindstädt, der Taugenichts, Eure Gunst erworben, deren Ihr mich nicht werth achtetet; ich wußte auch bald darauf, daß Ihr heimliche Zusammenkünfte mit ihm hattet — erst auf der Bleicherwiese, dann unten im Garten, endlich hier auf Eurem Kämmerlein; — und jetzt weiß ich, daß Ihr Euch bald nicht mehr dürft sehen lassen vor den Leuten, ohne daß sie vor Euch ausspeien, bei Seite treten und, mit den Fingern auf Euch weisend, sprechen: „Seht, da geht sie hin, die sonst so stolze, und jetzt so demüthige, ehr- und tugendlose Dirne, die so hoch hinaus wollte, eine Edelfrau zu werden, und die jetzt nicht gut genug ist, des Büttels Magd zu sein, nachdem sie Kirchenbuße gethan und den Staupbesen empfunden hat!..." Gelt, ich habe nicht zu viel gesagt — he?!..."

Er trat bei den letzten Worten an Anna heran und zog ihr die Hände vom Antlitz, als wolle er die Wirkung erkennen, welche das tropfenweis gesteigerte Gift auf sein Opfer hervorgebracht.

Anna zuckte bei seiner Berührung krampfhaft zusammen; sie bewegte die Lippen zum Sprechen, doch die Zunge versagte ihr den Dienst.

„Bemüht Euch nicht, in mir Zweifel rege

machen zu wollen,“ fuhr Barthels wieder fort; „hätte ich solche noch hegen können, so wären sie sicher bei meinem Eintritt in das Gemach entschwunden, als ich Eure Beschäftigung gewahrte. Für Eure edle und tugendsame Gebieterin braucht Ihr doch wahrlich nicht solch Kinderhemdlein zu verfertigen? ... Darum weg jetzt mit jeglicher Verstellung, die Euch keinen Nutzen mehr zu bringen vermag; nur, wenn Ihr klug und verständig seid, könnt Ihr den Folgen des Geschehenen entgehen, die sonst unvermeidlich über Euch hereinbrechen werden ...“

Plötzlich erhob sich Anna, wie von einem höheren Gedanken beseelt; sie trocknete ihre Thränen und knieete abermals vor dem kleinen Betaltar nieder.

„Habe Dank, Du Gebenedeiete,“ betete sie leise, doch verständlich, „habe Dank für den lindernden Balsam des Trostes, den Deine Gnade über mein schmerzzuckendes Herz ergoß, indem Du mir den Weg zeigtest, welchen ich hinfort wandeln muß! ... Ja, ich will büßen schon jetzt, so viel ich vermag, denn später ist's ja keine Buße mehr, da meine Leiden zugleich auch eine reiche Quelle der Freude mir öffnen werden, und so meine Schuld nie gesühnt würde! ... Gern zwar hätte ich noch auf kurze Zeit den bittern Kelch von mir genommen gesehen, und gar hart war der Kampf, ehe ich es über mich vermochte, die Hand darnach auszustrecken. Doch es ist geschehen — in Demuth beuge ich meinen Nacken den Geißelungen dieser Welt, und Du, himmlische Erbarmerin, wirst mir Muth und

Standhaftigkeit verleihen, auch in der ärgsten Trübsal und im bittersten Weh nicht zu verzagen! Bin ich versöhnt nur erst mit meinem Gott, so mag geschehen mit mir, was da will: Elend und Ungemach, Spott und Hohn, Alles das kann ich dann ruhig tragen, denn es bleibt mir ja die Hoffnung auf ein Jenseits! . . . O, es ist bitter, so jung zu sein und allen Freuden und Hoffnungen dieses Lebens Valet sagen zu müssen, und hartnäckig sträubt sich mein irdisch Gefühl gegen diesen Gedanken, der schon seit drei martervollen Tagen mein Inneres bewegt, — aber dennoch fühle ich mich jetzt stark genug, da die Himmlische mir ihren trostreichen Beistand verheißt, den Weg zu wandeln, der allein durch Jammer und Leid zum Heile führt! . . . Nimm sie in Deinen Schutz, Gebenedeiete, die Lieben, an denen mein Herz bisher gehangen: den theuren Vater, den lieben Bruder, und — Ihn; spende auch ihnen Deinen himmlischen Trost, bis wir einst Alle vereint uns wiedersehen am Throne Deines göttlichen Sohnes! Amen."

Einer heiligen Märtyrerin gleich, wandte sich Anna, nachdem sie sich erhoben, zu ihrem Peiniger.

„Jetzt gehet, und verkündet auf dem Markte und auf allen Gassen meine Schuld," sprach sie; „überliefert mich dem Büttel, beladet mich mit Schimpf und Schande und gebt mich dem Elende und dem Verderben preis: ich zürne Euch deswegen nicht, denn Ihr seid nur das Werkzeug Gottes, dessen er sich bedient, um die für dieses Leben Verlorene dem Jenseits zu erhalten . . . Seht, noch bis zu Eurer Ankunft hegte ich die

Hoffnung, mich und meine Schuld in einem Winkel der Welt verbergen zu können — doch des Allmächtigen Gnade hat es besser mit mir im Sinne, und sein Wille geschehe! . . . Was zögert Ihr also noch — seid Ihr nicht hergekommen, mich dem irdischen Strafgericht zu überliefern? . . ."

Barthels war auf diese Wendung nicht gefaßt; er hatte erwartet, Anna werde in Jammer und Wehklagen ausbrechen bei der Entdeckung, daß er um ihren Zustand wisse, und darauf seinen Plan gegründet; was er jetzt zu thun habe, um seine Absicht dennoch zu erreichen, darüber konnte er nicht so schnell mit sich einig werden.

„Was mögt Ihr nur noch zögern?" fragte Anna wieder, die sich bereits das Regentuch übergeworfen hatte. „Führt mich immerhin weg von hier; nichts bleibt zurück, was meinem Herzen theuer sein könnte, als das bereits unwiederbringlich Verlorene, dagegen aber blüht mir der himmlischen Hoffnung grüner Baum allüberall, auch in dem engen, dumpfigen Raume des Kerkers! . . . Noch einmal, ich bin bereit, Euch zu folgen."

„Ein Wort noch wollet mir vergönnen, Jungfer," sagte Barthels, indem er sich bemühte, dem Ausdruck in Ton und Geberden einen gefälligen Anstrich zu geben; „ein Wort noch, bevor es zu spät ist . . . Seht, ich bin allerdings hergesandt, Euch in städtischen Gewahrsam zu bringen; denn Ihr seid von dem kurfürstlichen Rentmeister angeklagt, seinen Sohn Otto durch allerlei geheime Mittel an Euch gefesselt, ihn zur Unzucht ver-

leitet, ein Ehegelöbniß entlockt zu haben, und was dergleichen Dinge mehr sind. Sicherlich wird Euch dieserhalb der peinliche Prozeß gemacht werden, und bei der Macht Eures Anklägers ist nichts Gutes davon für Euch zu erwarten . . . Ihr seht nun wohl die Schwere Eurer Vergehen ein und unterwerft Euch der Strafe, aber Ihr bedenkt nicht, worin diese bestehen könnte. Ich will es Euch sagen: Zum Mindesten werdet Ihr im Halseisen unter dem Kolk am Rathhause dem Pöbel zur Schau ausgestellt, sodann an mehreren Orten gestäupt, zuletzt außerhalb der Stadt, die Ihr nie wieder betreten dürft; ob man Euren Vater und Euren Bruder fürder das Brot der Stadt essen lassen wird, ist ebenfalls dahingestellt; vielleicht trifft diese ein gleiches Geschick mit Euch... Habt Ihr noch Lust, Euch dem Allen zu unterwerfen?..."

„Und warum erzählt Ihr mir denn dies Alles?" fragte Anna, niedergeschlagen durch den Gedanken an Vater und Bruder, die sie in ihr Verderben mit hineinziehen könnte.

„Weil es noch in Eurer Hand liegt, das Unheil zu wenden, sobald Ihr wollt," entgegnete Barthels, sich ihr nähernd. „Reicht mir Eure Hand, Jungfer Sträuber, werdet mein Weib, und kein Haar wird Euch oder den Eurigen gekrümmt werden. Eure Vergehen bleiben der Welt verborgen, denn schon morgen, wenn Ihr wollt, schmückt Euch der Brautkranz. Sodann steht es Euch frei, ein Jahr oder länger noch bei einer Base von mir, weit entfernt von hier, zu wohnen, während ich inzwischen ein gut Amt

bei der Stadt erhalte, welches reichliches Brot abwirft; sodann hole ich Euch wieder, und Ihr seid dann gleich den andern Bürgerfrauen geehrt und geachtet wie zuvor . . . Auf den Otto dürft Ihr Euch doch nie Rechnung machen, das seht Ihr jetzt wohl ein; darum weiset meine Bewerbung nicht abermals von Euch, sondern laßt die Vernunft siegen über Eure irregeleiteten Neigungen, dieweil es noch Zeit ist . . ."

Anna richtete einen langen, durchdringenden Blick auf den Sprechenden. „Beantwortet mir zuvor auch meine Fragen, Herr Barthels," sagte sie nach einer Pause. „Weiß der Junker von Lindstädt von der Anklage gegen mich?"

„Ganz gewiß!" log Barthels mit dreister Stirn.

„Und er hat es ruhig geschehen lassen, daß diese Anklage, die doch so viel Unwahres enthält, den Gerichten übergeben wurde?" fragte Anna weiter.

„Wer weiß, ob dies nicht gar auf seinen Wunsch geschah," entgegnete Barthels; „denn als mir der Befehl ward, Euch in Gewahrsam zu bringen, ging der junge Herr eben in Begleitung seines Vaters vom Bürgermeister weg. Ihr seht also, wie Ihr mit dem lockeren Zeisig daran seid . . ."

„Ja wohl, ich weiß, wie ich mit ihm daran bin!" sagte Anna, beide Hände auf ihr Herz pressend, mit innig bewegtem Ausdruck... „Und weiß jetzt auch," fuhr sie mit einem verachtenden Blick auf Barthels fort, „was ich von Euren Drohungen zu halten habe. Seht, diese Frage sollte mir Auskunft geben, ob sich Alles so ver-

hält, wie Ihr gesagt, nämlich, daß meinem Vater und meinem Bruder Etwas geschehen könnte — wer weiß, wozu mich die Liebe für diese verleitet hätte. Da ihr aber so von Otto von Lindstädt sprecht, so weiß ich, daß an der ganzen Geschichte kein wahr Wort ist, wenigstens nicht an der schweren Anklage des Rentmeisters. Hättet Ihr gesagt: Otto sei krank, oder sonst behindert, seines Vaters falsche Anklage zu Nichte zu machen, so hätte ich Euch geglaubt... O, Ihr kennt die Liebe nicht, Herr Barthels, obgleich Ihr Euch der Eurigen gegen mich so oft gerühmt, wenn Ihr wähnt, sie sei so leichtgläubig, daß sie über den geliebten Gegenstand gesprochenes Uebles sogleich für wahr hält!... Ihr wißt nun auch, wie Ihr mit mir daran seid!"

„Zum letzten Male, Mädchen, frage ich Euch, wollt Ihr Euch und die Eurigen vom Verderben erretten, indem Ihr mein Weib werdet?" fragte Barthels mit vor Wuth fast erstickter Stimme. „Bei allen Euren Heiligen schwöre ich Euch: was ich vorhin gesagt, ist noch nicht das Schlimmste, was Euch und Eure Sippschaft trifft, verschmäht Ihr die von mir dargebotene Rettung!"

„Mein Entschluß steht jetzt unwiderruflich fest," entgegnete Anna mit Ruhe. „Otto's Zeugniß wird die Lügen seines Vaters vor Gericht widerlegen, und nur mich allein kann man strafen ob meines Vergehens, das ich aus Liebe beging. Und dieser Strafe, dieser Schmach will ich mich nicht entziehen, ich will leiden, um zu büßen meine Schuld, damit ich, wenn mir für dieses Leben keine Hoffnung bleibt, mir doch

die auf Jenseits nicht verloren geht. O, ich habe das Schwerere bereits gethan, indem ich ihm entsagte — meint Ihr, ich würde nicht auch das Leichtere vollbringen können?..."

„Nun, so geschehe denn, was Ihr in Eurer Raserei verlangt!" knirschte Barthels, nach Mantel und Pickelhaube greifend. „Das aber schwöre ich Euch: Ihr werdet mich noch auf Euren Knieen anflehen, Euch durch mich Rettung zu gewähren, wenn Kerker und Folter Euch kirre gemacht!... Jetzt rührt Euch nicht von der Stelle, bis ich wieder hier bin!"

Er schlich leise die Stiegen hinunter, schritt dann durch den Garten und öffnete die ihm bekannte geheime Pforte, vor der er einen Söldner als Wache zurückgelassen hatte. Von hier aus nahm er seinen Weg durch den Gang am Tuchmachergarten nach der Heiligengeiststraße, wo schon in der Nähe des Hauses, in welchem Anna diente, mehrere andere Söldner seiner harrten. Ein donnerndes Pochen an die Pforte dieses Hauses schreckte alsbald alle Bewohner desselben aus dem Schlafe.

Nachdem er im Namen der Obrigkeit nach einiger Zeit Einlaß erhalten, eilte er mit seinen Leuten hinauf zu Anna's Gemach, die er im Gebete antraf. Ruhig und gefaßt erhob sie sich bei seinem Eintritt.

„Auf Befehl der Obrigkeit dieser Stadt seid Ihr meine Gefangene, Anna Sträuber," sagte er zu Ihr in rauhem Tone. „Ihr selbst werdet wissen, welch schwerer Verbrechen Ihr Euch schuldig gemacht!..."

„Und was ist es, das man meiner besten Dienerin zur Last legt?" fragte Anna's Gebieterin, die, durch den Lärmen geweckt, sich schnell angekleidet hatte, und eben in das Gemach getreten war.

„Die Dirne, welche durch ihre Heuchelei nicht nur Euch, edle Frau, sondern auch die ganze Stadt zu berücken wußte, ist endlich entlarvt worden," erwiederte Barthels ehrerbietig. „Durch Zaubermittel hat sie den Sohn des kurfürstlichen Rentmeisters so an sich zu fesseln gewußt, daß er fast jeden Abend bis spät in die Nacht hinein auf diesem Gemache weilte, wo sie ihn zur Unzucht verleitete, um ihm ein Ehegelöbniß abzupressen."

„Wie, sie hätte mich so schmählich hintergangen, und die unbefleckte Ehre dieses Hauses, wo sie Freundin, nicht Dienerin war, frech mit Füßen getreten?!" rief die Edelfrau. „Das ist nicht möglich, und nur niedere Verläumdung vermag sie dessen zu zeihen! Sprich selbst Anna, sage, daß Du unschuldig bist, und ich werde Dich zu schützen wissen!"

„Ihr seht das Geständniß ihrer Schuld deutlich auf ihrem Antlitz, edle Frau," nahm Barthels das Wort, als Anna schwieg. Und indem er an die Arme herantrat, fragte er: „Könnt Ihr leugnen?!"

Anna machte eine verneinende Bewegung.

„Also ist es wahr!" rief die Herrin entrüstet. „Dann schnell fort mit der Niederträchtigen, daß ihre Gegenwart nicht länger mein Haus verunreinige . . . Ihr aber," wandte sie

sich zu den übrigen herbeigekommenen Dienerinnen, „nehmt Euch ein Beispiel an Jener!"

Mit einem vernichtenden Blick auf Anna verließ sie das Gemach. Die Dienerinnen folgten ihr nach einigen kränkenden Reden gegen Anna, die in ruhiger Ergebung ihre Hände den Stricken der Söldner darbot, und in deren Mitte nach den Kerkern der Stadt gebracht ward.

. . . .

Es war nahe an Mitternacht, als Barthels, nachdem er die Gefangene abgeliefert, vor dem Hause des Rentmeisters stand, in welchem Alles im tiefsten Schlafe zu liegen schien. Dennoch war er eben im Begriff, an die kleinere Seitenpforte des Gebäudes zu klopfen, als plötzlich aus dem Dunkel der Nacht ein Mann zu ihm herantrat. Scheu fragte er, wer da sei.

„Könntet Ihr mir wohl Einlaß in dieses Haus verschaffen, lieber Herr?" fragte der Fremde, demüthig grüßend. „Schon mehrere Male versuchte ich, durch Klopfen einen der Diener herbei zu rufen; doch wollte es mir bis jetzt noch nicht gelingen. Das naßkalte Wetter macht das Stehen auf der Gasse nicht gerade angenehm, und ich würde Euch daher zu großem Danke verpflichtet sein, wenn Ihr mir Einlaß erwirktet, da ich auf jeden Fall noch in dieser Nacht dem Herrn von Köckeritz, der in diesem Hause wohnen soll, wichtige Dinge mittheilen muß."

Bei den ersten Worten, welche der Unbekannte sprach, durchzuckte ein jäher Schreck den Rottmeister, denn er erkannte an der Stimme

desselben augenblicklich den Stellmeiser, dessen Gespräch mit dem Kronenwirth er gestern Abend als unfreiwilliger Zuhörer belauscht hatte. Doch gelang es ihm, seiner Bestürzung Herr zu werden, bevor der Fremde ausgeredet.

„Wohl wäre es möglich, Euch noch Zutritt bei dem Herrn von Köckeritz zu verschaffen," erwiederte er, „wenn Ihr mir sagen wollt, wer Ihr seid und weshalb Euer Auftrag nicht bis morgen Aufschub erleiden darf. Mitternacht ist nicht mehr fern; sicherlich pflegt der edle Herr bereits der Ruhe und darf nichtiger Ursach willen nicht gestört werden . . ."

„Gern will ich Euch die verlangte Auskunft geben, so gut ich kann," sagte der Fremde. „Euer Diener ist ein Handelsmann aus Frankfurt, dem von dort her eine Bestellung an den Herrn von Köckeritz mitgegeben ward, die auszurichten ich mit Hand und Mund gelobt. Da aber die Landstraße durch die Regengüsse fast unwegsam worden, so traf ich — statt wie ich gehofft, am Tage — erst vor einer Stunde hier ein, und mußte daher diese ungewöhnliche Zeit wählen, mich meines Auftrages zu entledigen, denn sobald der Morgen graut, muß ich weiter. Daß Ihr den Herrn aber nicht geringer Ursach willen stört, werdet Ihr ersehen aus der Bereitwilligkeit, mit der er mir dies erbetene Zwiegespräch gewähren wird, sobald Ihr ihm die Kapsel einhändigt, welche ich nach meinem Eintritte in dies Haus Euch übergeben werde."

„So werde ich versuchen, was sich für Euch thun läßt," entgegnete Barthels, indem er zu

dreien Malen an die Pforte klopfte. „Ich vermuthe übrigens, der Herr wird noch bei Wege sein.“

Inzwischen ward die Pforte von einem Diener geöffnet, welcher der Rückkehr des Rottmeisters geharrt hatte. Er führte die Beiden zu dem Gemach des Rentmeisters; vor der Thür desselben hieß ihn Barthels gehen.

„Verweilet hier ein Wenig, Freund,“ sagte er dann zu dem Fremden; „ich werde den Herrn zu Euch schicken, wenn Eure Kapsel die gerühmte Wirkung ausüben sollte . . . Ich hoffe übrigens, Ihr werdet bei vorkommenden Gelegenheiten nicht vergessen, daß der Rottmeister Barthels es war, der Eurem Begehren bereitwillig willfahrte.“

Der Fremde betheuerte seine Dankbarkeit, und Barthels trat in Lindstädt's Gemach, wo außer dem Letzteren sich auch noch Köckeritz und der Bürgermeister befand.

„Es ist Euch also nicht gelungen, das Mädchen zu überreden, Euer Weib zu werden?!“ rief der Rentmeister dem Eintretenden entgegen, als dieser kaum die Thür hinter sich geschlossen.

„Alle angewandten Mittel scheiterten an dem eisernen Eigenwillen der Dirne, gestrenger Herr,“ entgegnete Barthels. „Ihr habt also schon den Ausgang meiner Sendung erfahren?“

„Von einem nach der Gasse zu gelegenen Fenster gewahrten wir die Abführung des Mädchens,“ gab der Bürgermeister an Lindstädt's Stelle zur Antwort, welcher Letzterer unruhig im Gemach auf und nieder ging.

Barthels wandte sich jetzt zu Köckeritz. „Eurer harret draußen ein Mensch, der vorgiebt, eine wichtige Botschaft an den edlen Herrn zu haben," sagte er. „Ich fand ihn unten auf der Gasse. Diese Kapsel soll das Unterpfand sein, daß ein Zwiegespräch mit Euch nicht aufgeschoben werden darf."

Köckeritz hatte kaum einen Blick auf die ihm übergebene, anscheinend ganz einfache hölzerne Kapsel geworfen, als er sichtlich stutzte. „Die Botschaft ist freilich von der höchsten Wichtigkeit," sagte er dann. „Ihr verzeiht wohl, meine Freunde, daß ich Euch auf kurze Zeit verlassen muß," wandte er sich zu seinem Vetter und dem Bürgermeister; „die Sache ist wahrlich sehr dringend."

Hastig verließ er das Gemach.

„Sicher ist Der im Einvernehmen mit den Stellmeisern," dachte Barthels. „Vielleicht ist auch hieraus noch Gewinn zu ziehen . . ."

„Ihr mögt Euch für heute der Ruhe überlassen, Barthels," sagte der Bürgermeister zu diesem. „Einen genauen Bericht über die Sache erwarte ich am morgenden Vormittag, wo Euch dann zugleich weitere Befehle zukommen werden."

„Sorgt, so viel Ihr könnt, dafür, daß man die Gefangene glimpflich behandelt," fügte Lindstädt hinzu, dem sich tief Verbeugenden ein Goldstück in die Hand drückend.

„Das wird gewiß geschehen, gestrenger Herr," erwiederte Barthels, indem er heimlich mit dem Bürgermeister einen Blick des Einverständnisses wechselte; „dem Kerkermeister habe ich's auf die

Seele gebunden . . . Im Uebrigen bin ich überzeugt, daß sie zur Besinnung kommen und mein Anerbieten annehmen wird, bevor der Junker von der Geschichte was ahnt."

„Ich wünsche, daß Ihr Recht haben möget!" seufzte Lindstädt. „Wenn Otto hört, daß sich seine Geliebte einem Andern an den Hals geworfen, wird auch er freiwillig entsagen, und das wäre das beste Ende, welches die Sache nehmen kann." — —

Nachdem Barthels sich entfernt hatte, warf sich der Rentmeister ermattet in den Lehnsessel. Er sah schier angegriffener aus, als am Morgen während des Zwiegesprächs mit seinem Sohne. Den Blick stier zu Boden gerichtet, mit der rechten Hand das brennende Haupt gestützt, saß er in sich selbst versunken da; schwere Seufzer entrangen sich seiner Brust.

Der Bürgermeister ging eine Zeit lang im Gemach auf und nieder, dann und wann mit unzufriedenem Blick seinen Gefährten betrachtend; als dieser aber in seiner Versunkenheit verharren zu wollen schien, blieb er endlich vor ihm stehen.

„Es ist erstaunlich, wie ihr Euch seit vierundzwanzig Stunden verändert habt, Herr von Lindstädt," nahm er mit mißbilligendem Kopfschütteln das Wort. „Euer stolzer Muth schien bei dem Mißgeschick, welches Euch in jüngster Zeit heimsuchte, nur immer zu wachsen, daß es eine Freude war, mit Euch umzugehen; — und nun, da fast alle Widerwärtigkeiten überwunden und alle Gefahr beseitigt ist, laßt Ihr den Kopf

hängen, gleich einem armen Sünder, und man muß Euch bewachen wie ein Kind, daß Eure sonst so vorsichtige und bedächtige Zunge durch Schwatzhaftigkeit kein Unheil anrichte ... Sagt, wie sollen Eure Freunde sich diese Veränderung erklären?"

Lindstädt hob langsam den Kopf in die Höhe und sah den Sprechenden mit trübem Blicke an. „Wohl habt Ihr Recht, wenn Ihr meint, eine große Veränderung sei seit gestern mit mir vorgegangen," erwiederte er. „Ich fühle selbst, ich bin nicht mehr derselbe. Meine Gedanken und Empfindungen sind die eines alten Weibes, nicht würdig des Mannes, und doch kann ich mich ihrer nicht erwehren; sie packen mich, wenn ich mich Ihnen zu entreißen versuche, mit Riesengewalt, und lassen mir weder Rast noch Ruhe ... Hier, hier sitzt es," stöhnte er, auf seine Brust deutend; „o, wer mir ein Mittel geben könnte gegen diesen nagenden Wurm, den die Pfaffen das Gewissen nennen — mit Golde wollte ich's aufwiegen, wenn ich's hätte!"

„Seid ein Mann!" sprach der Bürgermeister unmuthig. „Schüttelt ab von Euch das Anklebsel aus den Kindesjahren, welches den muthigen Geist beengt, und das doch nur ein Popanz ist, mag man's nun Gewissen oder sonst wie nennen. Könnt Ihr's aber gar nicht mehr aushalten und seiner nicht Herr werden, — nun, so lauft zu einem Pfaffen, beichtet ihm und laßt Euch für etliches Geld Absolution ertheilen; ich kenne Einen, den werde ich Euch senden."

„Ihr habt gut reden, Schöneck," sagte der

Rentmeister düster, „denn Ihr habt kein Kind, das Ihr mit ganzer Seele liebt, und das Ihr dennoch um Glück und Seligkeit bringen mußtet! . . . O, wie er vor mir stand, so bleich und zitternd, und mich flehentlich bat, ihm ein anderes Mittel an die Hand zu geben, damit er nicht zum Mörder werden müsse — so sehe ich ihn seit jenem Augenblick stets vor mir stehen, und in mir ruft's ohne Unterlaß: Du, Du hast ihn in Tod und Verzweiflung gejagt, der ohne Deine Verbrechen so glücklich sein konnte! . . . Wie entsetzlich habe ich mich getäuscht! Ich wähnte, Otto's That werde die peinigende Furcht vor irdischer Strafe von mir nehmen und mir Ruhe schaffen, und siehe da, es wird statt der Hand voll ein ganzer Berg der Höllenangst auf meine Brust gewälzt! . . . Welche Qualen hat dieser eine Tag mich empfinden lassen! Wenn ich denke, daß es morgen, übermorgen und alle andern Tage so sein wird, dann kommt mir der Gedanke bei, ob's nicht besser sei, ein so elendes Dasein zu enden — und doch wende ich mich auch hiervon entsetzt zurück, denn dann beginnt ja die Ewigkeit, und mit ihr das eigentliche Strafgericht! Wehe mir!! . . ."

Von Ungeduld gepeinigt, ging der Bürgermeister wieder mit großen Schritten im Gemach auf und nieder. „Wo nur der Köckeritz bleiben mag!" murmelte er verdrießlich für sich. „Er muß bei dem Kranken hier die Nachtwache versehen, denn gefährlich wär's, einen Diener in seine Nähe kommen zu lassen . . ."

„Und das ist noch nicht einmal Alles!" fuhr

Lindstädt nach kurzer Pause in dumpfem Klageton fort. „Seit ich aus der Erzählung Dessen, was jener Mensch, der Barthels, gestern aus dem Zwiegespräch Otto's mit jener Anna im Garten erlauscht, mit Gewißheit entnehmen kann, daß der junge Mann, den Otto morden soll, sein Sohn ist, und jenes Mädchen, welches wir in den Kerker geworfen, seine Tochter — seit diesem Augenblick haben sich den brennenden Schmerzen der neuen Wunde auch noch die der wieder aufgerissenen alten beigesellt!... Und man verlangt von mir, ich solle einwilligen in die neue Verfolgung gegen ihn!!... Ist's nicht genug, daß ich ihm Ehre und Gut gestohlen und seine Kinder morde — soll ich ihm auch noch die letzte elende Zufluchtsstätte rauben?! Nimmer wird das geschehen! Voll genug ist das Schuldbuch meines Lebens, kein neues Blatt soll mehr hinzu kommen!..."

„Diese weibischen Skrupel werdet Ihr noch bitter zu bereuen haben," warf Schöneck unwirsch ein; „glaubt sicher, nicht umsonst hat sich der alte Fuchs hier bei uns eingenistet, wo ihm und den Seinen, ward er erkannt, hundertfache Gefahr drohte; wer weiß, was er noch im Schilde führt!... Gelingt's indessen Eurem Otto, jenem stolzen Burschen das Garaus zu machen, so möge Euer Wille geschehen, denn dann ist die Kraft des Alten gebrochen; kehrt aber der Bube unversehrt hierher zurück, nun, so werden wir die Strenge des Gesetzes einschreiten lassen, das den Bastard mit seiner ganzen Sippschaft für ewige Zeiten aus der Berliner Gemarkung verbannt...

Doch verspreche ich Euch, daß Euer plötzlich so zartes Gewissen nicht aufs Neue beschwert werden soll, denn ich allein werde die Sache abmachen und die Sünde auf mich nehmen ..."

„Ihr wißt nicht, was Ihr sprecht, Schöneck," entgegnete Lindstädt schwermüthig; „aber glaubt es mir, auch Eure Stunde wird einst schlagen, wenn es, wie jetzt bei mir, zu spät ist ..."

„Genug der läppischen Faseleien!" fuhr der Bürgermeister auf. „Ich bedarf keines Bußpredigers, und am allerwenigsten wäret Ihr zu solchem geeignet, der Ihr die Früchte unserer damaligen That eingeerntet ..."

„Was sagt Ihr!" rief Lindstädt wild, und sein Auge sprühte plötzlich Flammen des Grimmes. „Mir wäre jenes Verbrechen von Nutzen gewesen?! Was hat mir's eingebracht, als ein Leben voll Sorge und Angst? Bin ich heute nicht ärmer, als damals? ... Ihr hingegen, Ihr und mein sauberer Vetter, der Köckeritz, Ihr, die Anstifter, habt allen Vortheil davon gezogen, denn Ihr preßtet mir eine Summe nach der andern ab, bis ich zuletzt mein eigen Geld von Euch borgen mußte gegen schweren Zins; Eure Drohung trieb mich zu dem Verzweiflungsentschluß, die Goldgülden aus dem landesherrlicheu Seckel zu nehmen, und zwang mich, mein einzig Kind dem höllischen Verderben preiszugeben; Ihr allein tragt die Schuld meines Elends, nur Ihr genießet die Früchte des Verbrechens, und wagt noch obenein zu sprechen, als müsse ich Euch dafür dankbar sein?! ... Dem Köckeritz freilich hat's nicht viel Segen gebracht, denn er

verlor fast sein ganzes Hab und Gut im Spiele; Ihr aber habt Schränke und Truhen mit dem geraubten Gut gefüllt, während ich nichts weiter bin, als ein Bettler, der von Eurer Gnade sein erbärmliches Dasein fristen muß! Und wie schwer habt Ihr mich bei jeder Gelegenheit meine Abhängigkeit empfinden lassen! ... Aber, wie schon heut früh, so sage ich Euch jetzt wieder: treibt's nicht bis zum Aeußersten bei mir! Ich habe nichts mehr zu verlieren, wohl aber durch reumüthiges Bekenntniß und Verbüßung verdienter Strafe Alles zu gewinnen! Habt Acht, Ihr Herren, daß die Verzweiflung, in die Ihr mich gestürzt, um mich zu Allem willig zu machen, nicht Euer Verderben werde! ..."

Er hatte sich während seines Redeflusses vom Lehnstuhl erhoben und streckte bei den letzten Worten drohend die Hand gegen den Bürgermeister aus. Dieser stand im Begriff, die heftige Rede nicht minder heftig zu erwiedern, doch blieb ihm plötzlich das Wort im Munde stecken, während Lindstädt, einem Steinbilde gleich, unbeweglich in seinem Lehnstuhle verharrte ...

Als käme sie aus der Wand, so ertönte in diesem Augenblicke eine lieblich klingende Stimme im Gemach, und deutlich vernahm man die Worte:

„Nur dem Sünder, der gut macht, was er verbrochen, wird einst Gnade werden vor Gott!"...

Tiefe Stille herrschte einige Augenblicke im Gemach. Betroffen stierte der Bürgermeister die Mauerwand an, aus der die Töne zu kom-

men schienen. Kaum vermochte er nach einer Pause zu stammeln: „Was war das? . . .“

„Habt auch Ihr sie vernommen, die Mahnung des Himmels?“ sprach Lindstädt in seltsam verändertem Ton und mit wirrem Blick. „So laßt uns denn eilen, ihr nachzukommen; ruft Eure Häscher, daß sie uns zum wohlverdienten Kerker führen, und überantwortet Eure Reichthümer dem rechtmäßigen Erben meines Oheims. Entlasset ferner des Thürmers Tochter aus dem Gewahrsam und schickt auf dem schnellsten Rosse dem Otto einen Eilboten nach, der ihm sagt, daß er abstehen solle von dem Vorhaben . . . Aber schnell — schnell — was säumt Ihr noch?! . . . Meine Glieder sind matt und versagen mir den Dienst, sonst würde ich Alles selbst ausrichten! . . .“

Bleich und regungslos stand der Bürgermeister da; kaum wagte er zu athmen, so hatte ihn das Grauen erfaßt.

„Ha, Du zögerst?!“ fuhr Lindstädt fort. „Nun wohl, so werde ich unser Verbrechen auf den Gassen ausschreien, da wird sich schon Jemand meiner annehmen und meine Bitten erfüllen!“

Er wankte wirklich bei diesen Worten der Thür zu. Diese Bewegung und das Bewußtsein der drohenden Gefahr gaben Schöneck die Besinnung wieder. Schnell stürzte er sich auf den von der Aufregung und den Anstrengungen des vergangenen Tages erschöpften Rentmeister und führte ihn mit Gewalt wieder zum Lehnstuhle.

„Ich erwürge Euch, wenn Ihr es Euch beikommen laßt, mit Eurer Drohung Ernst zu machen, Rasender!“ sprach er, seine Furcht unterdrückend. „Was Euch schreckt, ist nur trügerisches Blendwerk, dem ich bald auf die Spur kommen will. Es muß noch ein Mensch in diesem Gemach sein.“

Mit dem Schwerte in der Hand durchsuchte er den ganzen Raum, doch nichts fand sich, was seine Vermuthung gerechtfertigt hätte. Sein Muth schwand wieder, je mehr er sich von der Vergeblichkeit seiner Nachforschungen überzeugte. „Das ist Spiegelfechterei der Hölle!“ sagte er bebend.

Aufmerksam war Lindstädt dem Beginnen seines Gefährten gefolgt, und sein Auge erglänzte fast in Freude, als dasselbe erfolglos blieb. „Bist Du ein Engel des Lichts,“ sprach er laut, „o so gieb abermal ein Zeichen von Dir! . . .“

Und deutlich ertönte die Stimme wieder: „Laß die Gnadenfrist nicht ungenutzt verstreichen, sondern thue, was Du vermagst, Dein Seelenheil wieder zu erringen! . . .“

„Seht Ihr?!“ sprach Lindstädt triumphirend zu Schöneck. „Kein Blendwerk ist's, was wir vernommen, denn wisset, diese Mauer, aus der die Stimme dringt, stößt an kein Gemach, in welchem sich ein Mensch verborgen haben könnte, sondern ist die Seitenwand des Hauses und ist wrohl zwei Ellen dick; keine menschliche Stimme ve möchte von außen durch dieselbe zu dringen . . . Mir ist also in Wahrheit Gnade beschieden!“

Dem Bürgermeister ward es immer unheim-

licher im Gemach; er verließ seinen Gefährten, um in Gemeinschaft mit dessen Diener die Nacht in einer Vorhalle zuzubringen, da er es trotz seiner Furcht für nothwendig hielt, in Lindstädts Nähe zu bleiben, um diesen verhindern zu können, die öfters ausgesprochene gefährliche Drohung zu erfüllen. Dem Diener sagte er, der Rentmeister sei von plötzlicher Krankheit überfallen, die jedoch nicht ernstlich sei und nur Ruhe erheische. Er habe ihn daher verlassen, wolle aber im Hause bleiben, um im Nothfalle dem Freunde mit Trost und Hülfe beistehen zu können. Er gebot, noch mehr Kerzen anzuzünden und noch Einen aus dem Hause herbeizurufen, damit man sich besser die Zeit der langen Nacht vertreiben könne. — Der Diener folgte dem Gebot. —

Von Zeit zu Zeit vernahm man Lindstädts Stimme, bald klagend, bald freudig ertönen; doch konnte man keines seiner Worte verstehen. Der Bürgermeister verwehrte den ängstlichen Dienern in das Gemach ihres Herrn zu treten, da diesem jede Störung schädlich sei. — Endlich ward es still; der vermeintliche Kranke schien zu schlafen. —

. . . .

Als Köckeritz auf Barthels Botschaft seine beiden Gefährten verließ, fand er im Vorgemach den Stellmeiser seiner harren; er gebot diesem, ihm zu folgen, und führte ihn nach seinem Gemach, dessen Thür er sorgfältig hinter sich verschloß.

„Sag' an, bist Du rasend?!" wandte er sich

dann zu dem Letzteren. „Gelüstet es Dich so sehr wieder nach dem Halseisen oder dem Galgen, von dem ich Dich das letzte Mal nur mit großer Noth erretten konnte, daß Du trotz meines Verbotes wagst, Dich innerhalb der Mauern dieser Stadt blicken zu lassen?! . . . Geschah's nur, um mir wieder ein Geschenk abzuzwacken, so hast Du wegen der Paar Gülden, die ich Dir diesmal zu geben im Stande bin, wahrlich zu viel aufs Spiel gesetzt, und ich rathe Dir wohlmeinend, noch in dieser Nacht die Stadt wieder zu verlassen, ehe man Dich erkennt."

Er trat bei diesen Worten an einen Wandschrein, öffnete diesen und nahm aus einem Schubfach einige Goldstücke.

„Siehe, dies ist gegenwärtig mein ganzer Reichthum," sprach er dann weiter; „mehr vermag ich Dir nicht zu geben. Lindstädt ergeht es nicht besser, wie mir, und seit Schöneck Bürgermeister worden, ist er knauseriger, als sich's Freunden gegenüber geziemt. Auch mußt Du Dich vor Letzterem hüten, denn er meinte schon damals, ein Mitwisser solchen Geheimnisses sei besser unter, als auf der Erde, und es kostete große Hitze, ihn zu bewegen, zu Deiner Befreiung die Hand zu bieten. Also nimm Dies und eile damit fürbaß; nach der Hochzeit meiner Agnes mit dem Sohne des Rentmeisters magst Du Dich in Schönwalde wieder bei mir melden; ich werde dann hoffentlich mehr thun können . . . Nun — Du zögerst, das Gold zu nehmen? . . ."

„Es hat nicht Eile damit!" entgegnete Die-

trich gelassen, der sich's während der Reden des Köckeritz im Gemache bequem gemacht hatte. „So gar sehr bedürftig bin ich des Goldes eben nicht, daß ich gleich mit beiden Händen nach einer so geringen Summe greifen sollte, denn ich stehe jetzt in sehr guten Diensten . . . Ueberdies haben wir noch ein Weilchen mitsammen zu reden, und können das kleinere Geschäft abthun, wenn wir mit dem wichtigern zu Ende sind . . . Hier hört uns doch Niemand?"

„Wenn Du meinst, uns wieder mit falscher Mähr erschrecken zu können, so irrst Du," sagte Köckeritz in verachtendem Tone. „Wir wissen jetzt, was aus dem Bastard geworden, und wo er mit seiner Sippschaft weilt; morgen oder übermorgen schon werden wir nichts mehr von ihm zu fürchten haben. Und was das Trauzeugniß des Wolpersberg betrifft, welches Lindstädt thörichter Weise aufbewahrte und dessen Verschwinden Dir zu Ohren gekommen ist, so wisse, daß auch dieses wiedergefunden und heute durch die Flamme vernichtet ward. Demnach magst Du selbst urtheilen, ob Dir eine neue Drohung Vortheil bringen kann jetzt, wo es nichts mehr auf der Welt giebt, das gegen uns zeugen könnte."

„Seid Ihr deß so gewiß?" erwiederte der Stellmeiser mit spöttischem Lächeln. „Doch mag Euch zur Beruhigung dienen," setzte er hinzu, „daß ich weder wegen des Einen, noch wegen des Andern meinen Kopf aufs Spiel gesetzt habe, sondern Ihr seht mich hier im Auftrage der edlen Herren von Bassewitz, Rochow und

Anderer, die früher Eure Freunde waren, und in deren Diensten ich jetzt stehe . . ."

„Sprichst Du mir die Wahrheit?" fragte Köckeritz mit freudigem Erstaunen.

„Werdet Euch bald davon überzeugen," fuhr Dietrich fort. „Die edlen Herren senden Euch durch mich ihre Grüße und lassen Euch Versöhnung anbieten. Sie sind gewillt, Eurer Prellerei bei Theilung der Beute, die in der Stadt Kyritz gemacht wurde, nicht ferner zu gedenken und Euch wieder in ihren Bund aufzunehmen, wenn auch Ihr beweiset, daß Ihr ihnen in Freundschaft zugethan seid!"

„Und was verlangen die edlen Ritter und Herren von mir?" fragte Köckeritz weiter.

„Nur etwas ganz Geringes, Herr," antwortete der Stellmeiser. „Ihr sollt ihnen Eure Hülfe zusagen bei der Eroberung einer Stadt, die reiche Beute abwirft, und wobei Euer Antheil allein groß genug sein wird, Eure im Spiele verpfändeten Güter einzulösen . . ."

„Herzlich gern bin ich bereit, dem Wunsche meiner edlen Freunde nachzukommen!" rief Köckeritz erfreut. „Ungefähr drei Tage noch ist meine Gegenwart hier nothwendig; dann aber eile ich nach Schönwalde, und bald soll ein stattliches Fähnlein erprobter Knechte, die jetzt auf eigene Rechnung ihr Handwerk treiben müssen, zu den Haufen der ritterlichen Herren stoßen. Doch sage mir, auf welche Stadt ist es diesmal abgesehen?"

„Das werdet Ihr schon noch erfahren," entgegnete Dietrich. „Doch mögt Ihr für's Erste

wissen, daß Ihr den verbündeten Rittern nicht mit dem Schwerte, oder wenigstens nicht im offenen Felde dienen sollt, sondern eine andere und leichtere Arbeit für Euch bestimmt ist. Da Ihr jedoch, im Falle Ihr Untreue und Verrath im Sinne haben solltet, großen Schaden anrichten könnt, so werdet Ihr es billig finden, wenn die Ritter sich Eurer versichern wollen. Ihre erste und unwiderrufliche Forderung besteht daher darin, daß Ihr dies Pergament unterschreibt und untersiegelt, wodurch Euer Vogt angewiesen wird, Schönwalde mit Allem, was dazu gehört, den Rittern zu übergeben, bis der Streich glücklich vollführt ist. Denkt nicht, es sei dies nur eine List, um Euch diese Herrschaft zu rauben; eine Kleinigkeit wär's, das Nest Euch mit Gewalt zu nehmen, wenn den Rittern daran läge; sondern es soll ihnen, wie ich schon sagte, nur ein Unterpfand Eurer Treue sein . . . Bevor Ihr Euch jedoch dieser Forderung unterworfen, erfahret Ihr kein Sterbenswörtlein von dem Unternehmen, das Euch zum reichen Manne macht, und habt, wenn Ihr Euch weigern solltet, fortan der Ritter unversöhnlichste Feindschaft zu gewärtigen . . . Bedenkt Euch jetzt."

Köckeritz ging mit sich zu Rathe, indem er eine Weile im Zimmer auf und ab schritt. „Es wird am besten sein, auf den Vorschlag einzugehen," sprach er endlich für sich; „wer weiß, ob am Ende aus der Heiraths- und Erbgeschichte der Agnes noch was wird, und dann säße ich im Sumpfe . . . Wenn ich nun das Verlangen

der Ritter erfülle," wandte er sich laut zu Dietrich, „wirst Du mir dann sagen —"

„Wenn Ihr mir die Schrift gebt," unterbrach ihn dieser, „so sende ich sie morgen mit dem Frühesten durch einen vertrauten Boten zu den edlen Herren. Wird ihnen darauf Schönwalde ohne Hinderniß übergeben, so kehrt der Bote ohne Säumniß hierher zurück. Dies kann in drei Tagen abgemacht sein; Ihr stellt Euch daher am Abende des vierten, unkenntlich vermummt, in der Herberge zur Krone am Neuen Markt ein, wo Ihr dann Alles erfahren sollt. Damit Ihr nicht mehr in Zweifel seid ob der Wahrheit Dessen, was ich Euch gesagt, so seht hier — der Ritter Handschrift und Siegel."

Bei den letzten Worten übergab er Köckeritz ein Pergament, welches dieser sorgfältig prüfte.

„Nun, so mag's d'rum sein," sagte der Ritter nach kurzem Bedenken; „meine edlen Freunde draußen sollen erkennen, daß mir's wahrhaft um ihre Freundschaft zu thun ist... Die Beute wird also gut ausfallen, meinst Du?"

„Ihr mögt Euren Antheil immerhin auf tausend und etliche Goldgülden berechnen," erwiederte der Stellmeiser, während Köckeritz mühsam seinen Namen schrieb, „und was das Beste ist: — Ihr habt fast keine Mühe damit."

„Bin wahrlich neugierig!" versetzte der Ritter, dem Andern die Schrift, welche er mit dem Knaufe seines Schwertes untersiegelt hatte, zurückgebend. „Also am vierten Abende..."

Dietrich machte ein bejahendes Zeichen, und verbarg das Pergament in seinem Wamms.

Köckeritz rief einen Diener herbei und befahl diesem, den Frankfurter Handelsmann aus dem Hause zu lassen. — —

Der Stellmeister war erst wenige Schritte von Lindstädts Haus entfernt, als er den Rottmeister Barthels auf sich zuschreiten sahe, der augenscheinlich auf der Gasse seiner geharrt hatte, und jetzt ein Zwiegespräch mit ihm begann. So ungelegen dies auch anfangs dem vorgeblichen Handelsmanne war, und so scheu und karg daher seine Antworten ausfielen, um so eifriger gab er sich nach kurzer Zeit dieser Unterredung hin. — Er hatte seinen Mann erkannt...

Beide traten in Meister Trautmanns Herberge, deren Thür sich ihnen auf ein leises Zeichen von Dietrich öffnete. — —

. . . .

Die Nacht war noch nicht ganz vorüber, als Lindstädt heftig nach seinem Diener rief. Statt dessen erschien der Bürgermeister.

„Ihr seid so früh hier, Schöneck?" fragte Lindstädt befremdet. „Was hat das zu bedeuten?"

„Ich erfüllte Freundespflicht an Euch, indem ich mit den Dienern im Vorgemach wachte, da Ihr bedenklich erkranktet," erwiederte Schöneck. Wie befindet Ihr Euch jetzt?"

„Ich entsinne mich schon," sprach Lindstädt, die Frage überhörend. „Doch sagt mir, Schöneck," fuhr er nach einer Pause fort, „war die Stimme, die ich in der Nacht vernahm, Wirklichkeit, oder träumte —"

„Malt nicht den Teufel an die Wand, indem

Ihr davon sprecht!" rief Schöneck furchtsam, scheu umherblickend.

„Also doch wahr!" sagte der Rentmeister nachdenkend. Plötzlich riß er, wie von einer Erinnerung erfaßt, die rechte Hand unter der Bettdecke hervor und betrachtete diese mit einer Mischung von Freude und Schrecken.

„Was habt Ihr?" fragte der Bürgermeister.

„Geht zu jenem Tisch dort, Schöneck, und seht zu, ob mein Siegelring sich auf ihm befindet," erwiederte hastig Lindstädt statt der Antwort.

„Er ist nicht da," sprach Schöneck, nachdem er das Begehr erfüllt hatte; „Ich sehe den Ring nicht."

Lindstädt schwieg eine Zeit lang; man sahe ihm an, daß eine heftige Bewegung sich seiner bemächtigt hatte. Er ließ alle Fragen seines Gefährten unbeantwortet. Endlich sagte er zu diesem: „Laßt mich jetzt allein, Schöneck; doch sendet einen Diener nach einem Geistlichen — ich will Euren Rath von gestern befolgen und beichten, um dann wieder zu handeln . . ."

Der Bürgermeister verließ das Gemach. Draußen gebot er den Dienern, den Herrn von Köckeritz herbeizurufen, und dann der Ruhe zu pflegen. Er selbst blieb im Vorgemach, bis der Ritter, noch schlaftrunken, erschien und mürrisch nach der Ursache der frühen Störung fragte. Nach einigen Worten Schönecks erklärte er sich indessen bereit, bis zu dessen Wiederkommen die Wache bei seinem Vetter zu übernehmen. Schöneck eilte nach Hause, um sich durch einige Stunden Schlafs für die Arbeit des Tages zu stärken.

Wiederholt verlangte Lindstädt nach einem Beichtiger, ohne daß ein solcher erschien; auch bekam er keinen seiner Diener zu sehen. Er ward endlich inne, daß er Gefangener in seinem eigenen Hause sei, denn auch das Gemach zu verlassen, ward ihm von seinen Freunden nicht gestattet.

Es war schon ziemlich dunkel, und der herabfallende, vom Winde gepeitschte Regen machte die früh hereingebrochene Herbstnacht noch finsterer und schauriger, als der von Valentin geleitete Karren mit den vermeintlichen Goldgülden auf der fast grundlosen Landstraße nach Tangermünde von den Pferden kaum weiter geschleppt werden konnte. Dennoch trieb der Fuhrmann die ermatteten Thiere unermüdlich an, während die geleitenden Söldner öfter genöthigt waren, hülfreiche Hand anzulegen, das ab und zu im kothigen Morast stecken bleibende Fuhrwerk wieder von der Stelle zu bringen. Valentin selbst ritt düster schweigend dem Zuge vorauf, und nur selten konnten ihm die derben, aber gut gemeinten Scherze Menglers ein vorübergehendes Lächeln abgewinnen. Die andern Söldner ritten verdrossen neben dem Karren her.

„Es geht nicht weiter, Herr Rottmeister!“ rief der Fuhrmann, als sein Gespann abermals still hielt und trotz der Peitsche nicht vom Flecke zu bringen war. „Der Karren steckt bis an die Achsen in dem aufgeweichten Lehmboden, und das arme Vieh kann kaum sich selber noch fortschleppen; wir müssen anhalten, bevor noch Eins stürzt.“

„Das wird eine angenehme Nachtruhe geben hier im Freien!“ seufzte Mengler, sich unbehaglich schüttelnd. „Weich genug zwar läßt sich's hier liegen, aber eine Streu in der Herberge wäre mir doch lieber. Wenn wenigstens noch ein guter Trunk zu erlangen wäre!“

Valentin blickte scharf in die Gegend hinaus, um in der überhand nehmenden Dunkelheit irgendwo ein Licht zu erspähen, das auf ein gastliches Obdach hoffen ließ. Doch zu beiden Seiten der Landstraße schweifte sein Blick nur über unwirthbares Haidefeld.

„Wir müssen trachten, jenen mit niederem Buschwerk bewachsenen Hügel zu erreichen,“ sprach er endlich, mit der Hand zur Linken des Weges deutend; „dort sind wir wenigstens vor dem rauhen Winde geschützt.“

„Und können auch besser einen Ueberfall abwehren,“ meinte Mengler beistimmend; „denn, bei meinem Schutzpatron, mir ist ganz so, als hätten wir Besuch von Stellmeisern zu erwarten.“

„Du thätest besser, den Karren ins Feld schieben zu helfen, als durch Furchtsamkeit Deinen Kameraden zum Gespött zu werden!“ sagte Valentin verweisend, indem er sogleich selbst Hand anlegte. Die Andern folgten seinem Beispiele, während Mengler brummend deren Rosse führte.

Bald war die Stelle erreicht, die man zum Nachtlager sich ersehen hatte. Der Hügel hatte auf der dem Winde entgegengesetzten Seite einen steinigen, fast senkrechten Abfall, so daß man

hier auch vom Regen wenig gewahrte. Valentin ließ den Rossen aus den vorsorglich mitgenommenen Futtersäcken vorwerfen, und während die Söldner sich über den eßbaren Inhalt ihrer Ränzel hermachten, erstieg er den Gipfel der Anhöhe, um zu erspähen, ob irgend ein verdächtiges Anzeichen zu gewahren sei, denn auch er hatte, wie wir wissen, Gründe, Menglers Vermuthung zu theilen, wenngleich er dies vor den Andern nicht merken lassen mochte. Doch konnte sein Auge eine Zeit lang nichts entdecken, und sein aufmerksam lauschendes Ohr vernahm nur das Brausen des Windes und das Plätschern des Regens. Schon wollte er wieder hinabsteigen, als von der Landstraße her das Knarren eines Fuhrwerkes ertönte. Valentin fand hierin zwar nichts Auffälliges, doch trieb ihn die unter den obwaltenden Umständen so nothwendige Vorsicht an, jenes Fuhrwerk, so gut es anging, zu beobachten.

Als dasselbe ungefähr die Stelle erreicht haben mochte, wo der Karren mit den Goldgülden zum letzten Male stecken geblieben war, schien auch jenes Fuhrwerk von diesem Schicksal betroffen worden zu sein, denn Valentin vernahm das von den vergeblichen Anstrengungen der Pferde herrührende Geräusch, während das Knarren der Achsen aufgehört hatte.

„Gewiß hat den armen Handelsmann, oder wer's sonst sein mag, gleich uns das Entsetzen aus der Herberge auf die Landstraße getrieben," dachte der junge Rottmeister, und überlegte, ob's rathsam sei, jenem Fuhrwerk Beistand leisten zu

lassen, als er plötzlich Licht bei demselben gewahrte. Ein Mann, der eine brennende Leuchte in der Hand hielt, stieg herab, um den Zustand des Weges zu erforschen. Das Fuhrwerk war wirklich an derselben Stelle festgefahren.

Indem der Mann mit der Leuchte die halb versunkenen Räder seines Karrens betrachtete, schien plötzlich noch etwas Anderes seine Aufmerksamkeit zu erregen. Er ging, auf dem Boden suchend, einige Schritte auf der Landstraße weiter, kehrte sodann wieder um und schien mit Jemand zu sprechen, der sich auf dem mit einem Leinwandverdeck versehenen Fuhrwerk befinden mußte. Jetzt stieg ein zweiter Mann heraus, und als der volle Schein der Leuchte auf denselben fiel, entfloh Valentins Lippen ein leiser Ausruf der Ueberraschung und des Staunens. „Was hat das zu bedeuten?" sprach er bei sich. „Unglaublich ist's, und doch waltet kein Irrthum ob, denn schwerlich giebt's etwas ihm Aehnliches!" — In höchster Spannung verwandte er keinen Blick von der Landstraße.

Die beiden Männer gingen suchend mit der Leuchte um das Fuhrwerk herum. An der Seite desselben, die Valentin zugewandt war, schienen sie endlich das Gesuchte gefunden zu haben, denn Beide deuteten gleichzeitig mit der Hand auf die Erde; dann gingen sie einige Schritte nach der Gegend zu, wo Valentin sich befand, woraus dieser schloß, daß sie die Spuren seines vom Wege abgelenkten Karrens verfolgten. Am Rande der Landstraße blieben sie stehen und spähten angestrengt nach dieser Richtung aus.

Inzwischen waren noch mehrere Männer sichtbar geworden, und Valentin erkannte jetzt, daß Alle wohl bewaffnet waren. Keine ihrer Bewegungen entging seinem forschenden Auge, denn die Leuchte verbreitete ziemlich hellen Schein.

Nach kurzer Berathung legten die Männer Hand an das Fuhrwerk, und bald verließ dieses die Landstraße in derselben Richtung, die Valentin mit dem seinigen eingeschlagen hatte. Doch schon nach wenigen Schritten hielt man wieder an, schirrte die Pferde halb ab, warf ihnen Futter vor und begab sich wieder auf den Wagen, wo man die Leuchte verlöschte, denn plötzlich war es wieder dunkle Nacht rings umher.

Unwillig einige Worte murmelnd, verließ jetzt auch Valentin seinen Platz und begab sich zu seinen Leuten, die von dem Vorgange nichts gewahr worden, da der Hügel zwischen ihnen und der Landstraße war.

Mengler hatte sich inzwischen des Stahls und Feuersteins bedient, um ebenfalls eine Leuchte anzuzünden, hatte jedoch bei dem Anschlagen des Feuers die löbliche Vorsicht gebraucht, die Andern um sich herumtreten zu lassen, damit der Schall nicht in der Ferne vernommen werden konnte. So hatte der düstere Aufenthalt wenigstens Etwas von seiner Schaurigkeit verloren.

Auch bei Valentin machte sich jetzt das Bedürfniß des Leibes geltend. Er öffnete sein Ränzel, um sich an den von Martin am Morgen eingesackten Lebensmitteln zu laben. Ein Buddel guten Weines, für die der besorgliche

Diener Rath zu schaffen gewußt, brachte eine wohlthätige Wärme in Valentins und seiner Gefährten halbverklammte Glieder und verwandelte das düstere Schweigen der Letzteren in ein leises Gespräch.

„Es macht wenig Spaß, auf freiem Felde zu übernachten," nahm ein Söldner das Wort; „aber dennoch wäre ich um Alles in der Welt nicht in der Herberge geblieben; noch schaudert's mir, wenn ich daran gedenke!"

„Wenn's wirklich die Pest — der schwarze Tod — war, dann sei Gott den armen Märkern gnädig!" sprach ein Anderer.

„Freilich war's die Pest!" entgegnete Mengler, den letzten Rest des Buddels ausleerend. „Ich kenne sie noch von Wien aus, wo ich während der Zeit im Dienste der Erzherzöge stand, und ich versichere Euch, daß wir sie in Berlin finden werden, wenn wir zurückkehren, denn sie ist auf dem geraden Wege dorthin begriffen. Bald wird der Todtengräber seine Ernte halten . . . Nun, mir gilt's so ziemlich gleich, wohin sie sich wendet und wen sie trifft; ein Becher Wein und ein Bissen Brot findet sich wohl überall! — Und sollt' ich's selber sein — nun, so ist's wenigstens kein großes Unglück!..."

„Frevle nicht, Mengler!" nahm Valentin in ernstem Tone das Wort. „Wir wollen zu Gott bitten, daß er ein so entsetzliches Unheil von unsern Häuptern gnädiglich abwenden möge, statt durch leichtfertige Reden seinen Zorn auf uns herabzurufen. Wehe uns Allen, wenn Du wahr sprächest!"

„So bös war's eben nicht gemeint," erwiederte der Zurechtgewiesene, „denn ich sprach nur so, um mich zu trösten, wenn ich durch die Pestilenz dienstlos werden könnte. Im Uebrigen aber wird meine Prophezeihung wohl in Erfüllung gehen, denn sicher hat den Knecht in der Herberge das Tuch angesteckt, welches er von dem fremden Kaufmann erhandelt. Dieser hat's von jenseits des Oderflusses mitgebracht, wo die Pestilenz in schönster Blüthe stehen soll, und wie der Wirth erzählte, ist der Kaufmann mit seinem ganzen Handelskram nach Berlin gegangen, wo man seiner Ankunft bald inne werden wird."

„Du bist heute ein Unglücksrabe," sprach Valentin, mit banger Besorgniß der in der Stadt sich befindenden Lieben gedenkend. „Doch laßt uns von was Anderem reden," fuhr er nach kurzem Schweigen fort, „denn wie man sagt, soll's nicht gut sein, wenn man vorher viel davon spricht . . . Erzähle uns eine Deiner Geschichten, Mengler, daß wir auf andere Gedanken gerathen."

Mengler suchte zwar der Aufforderung Folge zu leisten, doch wollte es ihm heute nicht wie sonst gelingen, den Gefährten die Zeit zu vertreiben. Der Vorfall in der Herberge, der Valentin bewogen hatte, diese zu verlassen, um wo möglich noch eine andere zu erreichen, ließ keine heitere Stimmung aufkommen.

„Ihr scheint insgesammt ermüdet zu sein," sagte Valentin endlich zu ihnen; „pflegt daher der Ruhe im Karren, wo ihr wenigstens im

Trocknen seid, während ich hier außen Wache halte. Später mag Einer von Euch mich ablösen."

„Vergönnt mir mit Euch zu wachen," bat Mengler; „vier Augen und vier Ohren sehen und hören gewöhnlich mehr, als zwei dergleichen. Auch bin ich just nicht aufgelegt zum Schlafen."

„Meinetwegen magst Du Deinen Willen haben," erwiederte Valentin; „denn wenn Du auch müde sein wirst gleich den Anderen, so würde Deine Furcht Dich dennoch nicht ruhen lassen."

„Furcht ist's wahrlich nicht, lieber Herr!" entgegnete Mengler ernster als sonst. „Aber es ist mir just zu Muthe, als müsse was geschehen in dieser Nacht, und da ist es doch auf jeden Fall besser, es wachen ihrer Zwei als nur Einer . . . Uebrigens traut Ihr ja selbst dem Frieden nicht, denn sonst brauchtet Ihr Euch nicht selbst der Wacht zu unterziehen; auch sahe ich wohl, wie Ihr vorhin den Gipfel des Hügels erstieget und sorgsam auslugtet nach allen Seiten — werdet freilich in der dichten Finsterniß nicht viel gesehen haben . . . Es wird aber gut sein, Herr Rottmeister, wenn wir das Licht der Leuchte ein Wenig verhängen, damit uns die Stellmeiser nicht von allzufern entdecken können, denn wir haben vor uns lauter ebenes Feld, glaube ich."

„Häng' die Leuchte in den Karren, doch so, daß man von außen ihren Schein nicht gewahrt," befahl Valentin.

Die Andern sammt dem Fuhrmann hatten sich indessen im Karren aus Säcken und Män-

teln eine Lagerstätte gemacht, so gut es eben anging. Bald verkündete ihr lautes Schnarchen ihren tiefen Schlaf.

Valentin und Mengler setzten sich auf einen Abhang des Hügels, wo sich eine Zeit lang Jeder seinen Gedanken überließ, während ihre Ohren auf jedes Geräusch lauschten, das sich durch die Stille der Nacht vernehmen ließ. Endlich jedoch ward Letzterem dieses Stillschweigen unerträglich; er suchte daher ein Zwiegespräch mit seinem jungen Vorgesetzten anzuknüpfen.

„Es ist wirklich ein seltsam Ding um diese Pestilenz, die man den schwarzen Tod nennt," begann er leise. „Heute ist der Mensch roth, morgen schon todt, ohne daß er weiß, wie ihm geschieht. Bei Dreien geht's vorüber und den Vierten trifft's, ohne daß es Rettung giebt. Wenn sich die Seuche erst in Berlin festgesetzt hat, so sei Gott der Stadt gnädig, denn aus ihren kothigen Gassen mit den Schweineställen vor den Häusern und den Mistpfützen in der Mitten ist sie wahrlich nicht so leicht zu vertreiben. Ich stehe im Brote des Hochedlen Raths, aber dennoch behaupte ich, daß er groß Unrecht begangen, den Unfug bisher gelitten zu haben. Wie prangen andere Städte dagegen, die ich gesehen! Die am Rhein, Herr, die solltet Ihr sehen, da ist Alles so rein gekehrt, — und in Berlin glaubt man Alles gethan zu haben, wenn man die liederlichen Dirnen aus dem Rosengäßlein alle Monate einmal den Besen zur Hand nehmen läßt . . . Ich sag's Euch, lieber

Herr, die Berliner werden die Folgen ihrer Lässigkeit schwer inne werden, wenn die Seuche in ihre Mauern eingekehrt sein wird! . . ."

„Du hast so Unrecht nicht, Freund," entgegnete Valentin gedankenvoll; „ein schweres Strafgericht scheint über Berlin ergehen zu sollen, wie auch schon aus den seltsamen Zeichen, die in der letzten Zeit am Himmel sichtbar gewesen, zur Genüge hervorgeht. Möge die Strafe nur die Häupter der Schuldigen treffen und die Unschuldigen verschonen! . . . Lange genug hat die Ungerechtigkeit und freche Willkür dort ihr Wesen getrieben — —"

„Meint Ihr das auch?" fiel Mengler eifrig ein. „Seht, da sind wir ganz einerlei Meinung. O, glaubt mir's nur, junger Herr, ich bin weit genug in der Welt umher gewesen und habe die Menschen kennen gelernt, um einzusehen, daß in Berlin nicht Alles so ist, wie's sein sollte . . . Und im Vertrauen sei's gesagt — gerade unser Gestrenger, der Herr von Schöneck, ist's, von dem ich mir des Guten am wenigsten versehe. Während die früheren Bürgermeister mit den landesherrlichen Dienern wegen der Gerechtigkeiten der Stadt immer in Fehde lebten, scheint Der der beste Freund des kurfürstlichen Rentmeisters zu sein, und seit der Herr von Köckeritz bei seinem Vetter zum Besuch ist, stecken die Drei fast beständig die Köpfe zusammen, was von den Bürgern sehr übel vermerkt wird, wenn sich auch der Rath nicht weiter d'rum kümmert, denn der sorgt nur immer für seinen eigenen Seckel. Es ist sehr wohl bekannt, daß der sau-

dere Vetter des Rentmeisters früher in Gemeinschaft mit den Bassewitzen, Itzenplitzen, und wie die verdammten Schnapphähne alle heißen, sehr emsig der Stellmeiserei obgelegen hat, und es wäre gar nicht zu verwundern, wenn uns eines Tages dasselbe Schicksal ereilte, wie schon manche andere Stadt, wo die Bürger des Morgens unerwartet diese Buschklepper in ihren Mauern sahen. Hülfe könnte die Stadt gar nicht erwarten, denn der Kurfürst kann keine senden, und bei den Zwistigkeiten, die jetzt zwischen den beiden Spreestädten herrschen, würden sich die Köllner wohl besinnen, ehe sie's der Berliner wegen mit den Raubrittern verdürben. Sollte aber die Pest einziehen in die Stadt, so würden diese wohl bleiben lassen, sich beim Plündern der Seuche auszusetzen. Merkwürdig ist's, daß bei jedem Unglück immer noch ein Glück vorhanden ist . . ."

„Du sprichst ja gerade, als wüßtest Du Etwas von einem Plane der Raubritter gegen die Stadt!" sagte Valentin lächelnd. „Oder ist's nur Deine Einbildung, die heute so aufgelegt ist, Dir überall bleiche Schreckgespenster zu zeigen?"

„Nun, wer weiß, ob nicht zufällig in meinem Geschwätz was Wahres liegen mag," erwiederte Mengler. „Seht, obwohl ich gestern Abend voll Weines war, als ich Euch zum Bürgermeister rufen mußte, so fiel mir doch, als ich nüchtern war, die Art auf, wie mir der Auftrag gegeben ward; noch mehr aber setzte mich diese Sendung in Erstaunen, zu der man Euch so selt-

samer Weise erkor, denn eigentlich ist's doch Sache des Kurfürsten, seine Goldgülden nach der Hofburg schaffen zu lassen, und geht die Stadt gar nichts an. Als wir nun zum Thore hinaus und auf freiem Felde waren, gewahrte ich, daß wir von Anbeginn unserer Reise verfolgt wurden, denn zur Seite der Landstraße begleitete uns den ganzen Tag über ein wild aussehender Kerl, der uns beständig im Auge zu haben schien, und der nicht wich, bis wir in der Herberge anlangten, aus der uns die Pest wieder so schnell vertrieben. Seit der Zeit habe ich ihn nicht mehr erblickt, aber ich glaube dennoch — —"

„Nun, was glaubst Du, Freund?" fragte Valentin, als der Söldner inne hielt, als getraue er sich nicht weiter zu reden.

„Um die Wahrheit zu gestehen, Herr Rottmeister," begann Mengler nachdem er noch einige Augenblicke unentschlossen mit der Antwort gezögert hatte, „so ist meine Meinung, daß man Euch, als den jüngsten und entschlossensten Rottmeister, gern aus der Stadt haben wollte, damit Ihr, wenn meine Vermuthung wahr sein und der Köckeritz wirklich was angezettelt haben sollte, ihnen nicht im Wege seid, denn mit dem Herrn Barthels denken sie vielleicht schon fertig zu werden. Ihr könnt mich in schwere Strafe bringen, junger Herr, wenn Ihr nicht reinen Mund haltet; aber ich mußte Euch sagen, was ich als schlichter Mann, der, wenn er nicht gerade in weinseliger Stimmung ist, stets Auge und Ohr offen zu halten weiß, wahrgenommen

habe, da es Euch so gut angeht, als mich und jeden Andern. Sollt' ich mich geirrt haben, — nun, so wär's um so besser. Doch habe ich so meine Meinung."

„Du bist heute ein wunderlicher Kauz, Mengler, und ein Unglücksprophet zumal," sagte Valentin, nachdem er eine Weile nachgedacht und dadurch bewiesen hatte, daß er die Wahrnehmung seines Untergebenen wohl der Beachtung werth halte. „Erst faselst Du von der Verheerung der Stadt durch die Pest; als ob's schon ausgemacht wäre, daß, wenn Einer, eine Tagereise vom Orte entfernt, daran stirbt, nun auch gleich dieser entfernte Ort davon ergriffen werden muß, — ist's nicht schon dagewesen, daß ein Dorf an der Pest ganz ausgestorben, das Nachbardorf aber von der schrecklichen Seuche ganz verschont geblieben ist? . . . Dann wieder läßt Dich die Gewißheit nicht schlafen, daß es die Stellmeiser in dieser Nacht auf uns abgesehen haben; — und endlich tischest Du mir da eine furchtbare Mähr auf, die mich glauben machen soll, die Raubritter stürmten schon die Thore von Berlin! . . . Doch will ich gern Deinen guten Willen, mir die langweiligen Stunden der Wacht abzukürzen, anerkennen, und ist mir dies auch sehr lieb, denn mir bleiben dadurch für eine Zeit lang Gedanken fern, von denen Du keine Ahnung hast . . . Aber sage mir zuvörderst, weshalb Du nicht schon früher mir von der Verfolgerei, wie Du meinst, Etwas gesagt? . . . Sicherlich hätte ich dann den Burschen, der so unberufen sich zum Wächter aufwirft . . ."

„Welchen Burschen meint Ihr, Herr Rottmeister?“ fragte Mengler verwundert. „Glaubt Ihr den Nachschleicher zu kennen?...“

„Wohl möglich, daß dies der Fall ist,“ entgegnete Valentin. „Doch sprich, warum sagtest Du mir's nicht gleich?“

„Ich wollte nur meiner Sache noch sicherer sein, lieber Herr,“ antwortete Mengler. „Ueberhaupt waret Ihr auf dem ganzen Wege wenig aufgelegt zu einem vertraulichen Zwiegespräch, und die Andern mocht' ich's doch nicht hören lassen.“

„Da hast Du Recht gethan,“ sagte Valentin. „Doch will ich Dir zu Deiner Beruhigung sagen, daß es mit dieser Geschichte nichts auf sich hat, und Deine Befürchtungen umsonst gewesen sind. Ebenso wird sich's wohl auch mit Deinen anderen Wahrnehmungen verhalten, die, bei Licht besehen, auch nichts weiter sein werden, als Einbildungen Deines Kopfes, in dem noch die Märchen aus der Spinnstube spuken.“

„Mag sein, daß ich mich manchmal geirrt,“ gab Mengler zur Antwort; „doch habe ich so meine Meinung von Diesem und Jenem, und die behalte ich.“

„Ich verwehr's Dir nicht,“ lächelte Valentin. „Jetzt aber komm und laß uns nach den Rossen sehen; die Thiere werden plötzlich unruhig, — sollten sie einen Wolf in der Nähe wittern?...“

Er stand bei diesen Worten auf und näherte sich dem Hintertheile des Karrens, wo die Rosse

befestigt waren. Eines derselben wälzte sich am Boden, und hatte so die andern aufgeschreckt.

„Was fehlt meinem Rappen?“ rief Mengler, der ebenfalls herzutrat. „Thut ja, als hätte ihn der Koller gepackt!“

Beide versuchten vergeblich, das Thier vom Boden aufzurichten.

„Da müssen wir doch sehen, was ihm eigentlich fehlt,“ sagte Mengler wieder, indem er die noch brennende Leuchte aus dem Karren holte, deren Schein bisher durch einen leeren Futtersack gedämpft gewesen. „Jesus Maria!“ schrie er auf, als er mit dem Lichte zurückkam, „da sitzt ihm ein Armbrustbolzen in den Weichen!...“

„Wecke schnell die Andern, indeß ich erforsche, von welcher Seite der Feind sich naht,“ befahl Valentin entschlossen. „Wir sind angegriffen...“

Er hatte noch nicht die Worte ausgesprochen, als ein eigenthümlich pfeifender Ton durch die Luft schrillte, dem unmittelbar darauf ein anderer, klappernder, folgte.

„Gut genug war's gemeint!“ sagte Mengler, indem er auf einen Bolzen deutete, der eine Spanne über Valentin's Haupt in das Holzwerk des Karrens gedrungen war, und dessen hinteres Ende sich noch in zitternder Bewegung befand: ein Zeichen, daß er im selben Augenblicke entsendet war. „Holla, Bursche, zu den Waffen!“ rief er in den Wagen hinein. „Es giebt Arbeit!“

Valentin konnte in der Finsterniß weder die Entfernung noch die Anzahl der Angreifenden erkennen. Von einem raschen Gedanken erfaßt,

griff er nach der Leuchte und schleuderte sie mit aller Kraft seines Armes bogenförmig der Richtung zu, von welcher her der Bolzen gesendet sein mußte. In der Luft verlöschte zwar der Lichtstumpf, aber er hatte doch ein schwaches Streiflicht auf die Gegend umher geworfen, so daß der junge Rottmeister in einer Entfernung von ungefähr zweihundert Schritten mehrere gewappnete Männer zu Roß gewahren konnte, die sich langsam und vorsichtig dem Karren näherten. Im nächsten Augenblicke hatte auch er sein Roß bestiegen und das Schwert entblößt, während seine durch Mengler schnell ermunterten Untergebenen Dasselbe thaten. Letzterer hatte statt seines sich am Boden wälzenden Rappen eines der vorgespannten Pferde für sich genommen.

„Wer wagt es, landesherrlich Eigenthum beschädigen zu wollen?!“ rief Valentin im nächsten Augenblicke mit starker, furchtloser Stimme. „Zurück, wollt Ihr den Frevel nicht mit blutigen Köpfen bezahlen!“

Das Schwirren eines Bolzens, der dicht an Valentin vorüber in das Verdeck des Karrens schlug, war die nächste Antwort auf den Zuruf. Unmittelbar darauf ward aber auch von drüben eine Stimme hörbar.

„Fliehet schnell, Söldner, so Euch Euer Leben lieb ist!“ tönte es herüber. „Ihr vermögt Nichts zu retten, als Eure Haut, die wir nicht mögen, denn wir sind Euch ums Dreifache überlegen ... Wagt es aber nicht, die Goldgülden mit Euch zu nehmen; an ein Entrinnen wäre dann nicht zu denken! ...“

„Die Halunken denken uns einzuschüchtern, um leichtere Arbeit zu haben," sagte Mengler, der neben Valentin hielt. „So gut soll's ihnen aber doch nicht werden. Wenn man sie nur erst sehen könnte!"

„Wir müssen die Feinde gleich vor uns haben," sagte Valentin, „darum seid bereit!"

„Sie haben angehalten," begann Mengler wieder, „sonst müßte man wenigstens den Tritt der Rosse vernehmen können."

Valentins Auge blickte scharf durch die Nacht; sein Herz pochte ungestüm unter dem Harnisch, und jede Muskel spannte sich an, denn es war der erste ernsthafte Strauß, den er ausfechten sollte. Gern hätte er sein Roß gegen den unbekannten Gegner gespornt und wäre mit geschwungenem Sarras mit den Seinen auf ihn eingedrungen, doch die nöthige Vorsicht für den schutzlosen Karren gebot ihm, seinen ungeduldigen Kampfesmuth zu zügeln. „Haltet Euch immer dicht bei mir," befahl er den Söldnern; „unser Rücken ist durch die steile Wand des Hügels gedeckt, sie müssen daher durch unsere Schwerter den Weg zum Karren sich bahnen. Ich denke, wir zeigen ihnen, daß sie's mit Männern zu thun haben!"

Die Söldner gelobten, tapfer zu fechten.

„Warum die Spitzbuben nur so lange zögern?" sagte Mengler wieder. „Es wird Einem ordentlich unheimlich, wenn man nichts sieht oder hört von den Feinden, und doch weiß, daß man ihnen gegenüber steht."

„Sie sind feige," erwiederte Valentin; „da-

rum wollen sie abwarten, bis wir ihnen das Feld räumen."

„Nun, so mögen sie sich die Zeit bis dahin nicht lang werden lassen," lachte Mengler, „denn so bald dürft's wohl nicht geschehen . . ."

„Eure Bedenkzeit ist verflossen," tönte die Stimme wieder herüber. „Laßt Ihr mich bis Sieben zählen, ohne gewichen zu sein, so seid Ihr sammt und sonders des Todes!"

„Diese Stimme tönt durch ein geschlossenes Visir," meinte Mengler; „doch ist mir, als hätte ich sie schon früher gehört . . ."

In langsamen Pausen ward drüben laut gezählt. Bei dem verhängnißvollen Worte „Sieben!" faßten die Söldner ihre Schwerter fester, in der sichern Erwartung, die unsichtbaren Gegner im nächsten Augenblicke vor sich zu haben . . .

„O Gott, sie hören nicht!" rief die Stimme wieder in dumpfem, verzweiflungsvollem Tone. „Muß ich denn ein Mörder werden?! . . ."

„Seltsam, wahrlich seltsam!" sprach Valentin für sich.

Drüben entstand jetzt ein Gemurmel mehrerer Stimmen, das immer lauter ward und in heftigen Streit auszubrechen drohte. Valentin lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes Wort, was zu ihm herüberschallte.

Nach kurzer Pause gebot die schon öfter gehörte Stimme Ruhe. „Wenn sie's denn nicht anders wollen, so mag geschehen, was geschehen muß!" vernahm man wieder. „Holla, Bursche, drauf und dran! . . ."

„Endlich wird's Ernst!" rief Mengler, als

er die Huftritte der Rosse hörte, welche im Trabe heransprengten. Valentin warf sein Pferd herum, daß sein rechter Arm den Andringenden zugekehrt war, und die Andern thaten desgleichen.

Im nächsten Augenblicke waren die Gegner heran. Sausend fuhren ihre Speere auf die Söldner ein, doch deren Sarasse machten diese gefährlichen Waffen bald zu fernerem Kampfe unfähig, und klirrend folgte nun Schwerthieb auf Schwerthieb, daß die Funken stoben.

Natürlich mußte sich der ganze Kampf in einzelne Zweikämpfe auflösen; doch hielten sich die Stadtsöldner dicht an dem Karren, damit nicht in der Hitze des Streites Einer von den Stellmeisern die Lade mit den vermeintlichen Goldgülden von demselben entführe. Man vernahm keinen Ausruf, kein Wuth- oder Schmerzgeschrei von den Kämpfenden, deren ganze Kraft in ihre Arme getreten zu sein schien; nur das Klirren der Waffen und das Stampfen der Rosse gab Zeugniß von dem harten und erbitterten Strauße.

Valentin ward bald inne, daß er selber es mit dem Anführer der Stellmeiser zu thun habe; trotz des hitzigen Kampfes aber merkte er wohl, daß dieser mehr darauf ausgehe, ihn zu entwaffnen, als zu tödten. Befremdet zwar ob dieses Gebahrens seines Gegners, führte er doch sein Schwert mit solcher Kraft und Gewandtheit, daß der Angreifer nach kurzer Zeit seine Absicht aufzugeben schien, und mit verdoppelter Wuth auf den jungen Rottmeister eindrang.

So tobte der Kampf einige Minuten unent-

schieden fort; die Stadtsöldner wehrten wacker die Andringenden ab, denen ihre Ueberzahl nichts nützen konnte, da im Rücken Jener der Karren sich befand, welcher wiederum an dem fast senkrechten Abhang des Hügels lehnte. Als aber ein Söldner röchelnd zu Boden sank und sein Roß in wilden Sätzen das Weite suchte, da drangen hurtig die Angreifenden in die entstandene Lücke und bedrängten Mengler, der neben seinem am Flügel kämpfenden Rottmeister focht, so arg von zwei Seiten, daß sein Widerstand immer matter ward und auch er nahe daran war, zu unterliegen, hätte nicht Valentin, seine große Noth gewahrend, ihm durch einige kräftige Schwerthiebe wieder etwas Luft gemacht.

Obwohl diese Bewegung von Valentin mit Blitzesschnelle ausgeführt ward, so hatte dennoch der feindliche Anführer mit großer Gewandtheit den Augenblick wahrgenommen und sein Schwert in die Weiche von seines Gegners Roß gebohrt, daß dieses einen mächtigen Sprung zur Seite that und dann zusammenstürzte. Mengler stieß einen Schreckensruf aus, doch Valentin schwang sich unbeschädigt aus dem Sattel und hatte den Karren erstiegen, bevor die Stellmeiser seinen Unfall benutzen konnten. Inzwischen wälzte sich das verwundete Thier in wilden Zuckungen am Boden, daß der Kampf auf dieser Seite einige Augenblicke unterbrochen ward und so Mengler Zeit gewann, dem Beispiele seines Vorgesetzten zu folgen.

Es war auch hohe Zeit, daß Beide sich auf die Vertheidigung des Karrens beschränkten,

denn der außer ihnen allein noch übrig gewesene, durch den Fall seines Gefährten gänzlich abgeschnittene Söldner war bereits, da ihm Niemand zu Hülfe kommen konnte, der Ueberzahl erlegen, und drei bis vier Stellmeiser waren schon von den Rossen gesprungen, um den Karren zu ersteigen, als Valentin und Mengler ihnen zuvorkamen.

Auf der vorderen, offenen Seite des Fuhrwerks entbrannte jetzt ein heftiger Kampf. Zu Roß und zu Fuß drangen die Stellmeiser wüthend auf die beiden wackeren Vertheidiger ein und setzten ihnen mit Speeren und Hellebarden hart zu. Schon nach wenigen Augenblicken blutete Valentin sowohl als Mengler aus mehreren Wunden, und wenn auch bereits etliche Feinde darniedergestreckt waren, so konnten die Beiden doch nicht mehr hoffen, das ihnen anvertraute Gut gegen die Räuber zu schützen, denn bei jedem Schwertstreiche erlahmte ihr Arm mehr und mehr.

Je schwächer der Widerstand der Beiden ward, um so wüthender drangen die alles edleren Gefühles baaren Stellmeiser auf diese ein. Ihre Mordgier ließ sie nicht zur Besinnung kommen, denn die todesmuthigen Gegner hätten leicht bewältigt und dem auch für sie blutigen Kampfe ein Ende gemacht werden können, wenn Einige von ihnen das Verdeck des Karrens erklimmt hätten, woran sie Niemand mehr zu hindern vermochte. — Ihr Anführer schien genug gethan zu haben; seit der Ausgang des Kampfes keinen Zweifel mehr zu unterliegen schien,

saß er fast unbeweglich auf seinem Rosse und schaute dem schweren Streite gleichgültig zu.

Endlich traf ein schwerer Schlag mit einer Hellebarde Valentins Haupt, daß er wankte. Das Schwert entsank seiner Hand; die Stellmeiser brachen in wilden Jubel aus.

„Jubelt nicht zu früh, verruchte Unholde!“ rief Mengler, mit der letzten zusammengerafften Kraft ingrimmig seinen Sarras schwingend. „Etliche von Euch geben meinem armen Rottmeister noch das Geleit zur Ewigkeit!...“

Und während noch einmal der Kampf begann, sank Valentin in den Karren zurück und auf die Lade nieder, die er so muthvoll vertheidigt hatte. Noch einen dankbaren Abschiedsblick warf er auf die dunkle Gestalt des treuen Gefährten, der so wacker mit ihm ausgeharrt; dann aber dachte er der verlassenen Lieben, des theuren Vaters, der lieben Schwester, und rief ihnen im Geiste sein Lebewohl zu... Seine letzten Gedanken aber wollte er Derjenigen weihen, die er so unaussprechlich geliebt; mit zitternder Hand nestelte er das von ihr erhaltene Band von seiner Brust und führte es an seine Lippen. „Agnes — Deine Warnung!!“ seufzte er. „Verzeihe, daß ich ihr nicht folgte; ich durfte es nicht!“...

In seine bereits geschlossenen Augen drang greller Feuerschein, und sein Ohr vernahm verwirrtes Getöse vieler Stimmen. „Das Fegfeuer!!“ murmelte er dumpf, bei dem letzten Schimmer des entschwindenden Bewußtseins ein

frommes Kreuz schlagend. Seine Sinne verließen ihn. — —

. . . .

7.

Unwirsch verweilte Köckeritz in dem Vorgemach seines Vetters, in dessen Hause er gastliche Aufnahme gefunden, und dem er jetzt Kerkermeister sein mußte, um von diesem nicht ein Geheimniß verrathen zu lassen, dessen Entdeckung ihn so gut wie seine beiden Mitschuldigen der verdienten Strafe überliefern konnte, wenn die Kunde des Verbrechens in die Ohren des Volkes drang; denn bei dem Mangel jeder geordneten Rechtspflege gehörten Beispiele blutiger Volksjustiz in damaliger Zeit nicht gerade zu den Seltenheiten. Doch nicht diese gröbliche Verletzung der Gastfreundschaft, zu der er gezwungen war, erfüllte ihn mit so großem Widerwillen gegen sein Kerkermeister-Amt, vielmehr war es die plötzliche Gleichgültigkeit gegen den Hauptzweck seines Hierseins (die Heirath seiner Tochter mit dem Sohne des Rentmeisters), welcher von der durch Dietrichs Botschaft erweckten neuen Hoffnung auf Reichthümer jetzt bei ihm in den Hintergrund gedrängt war. Gern hätte er sich losgesagt von der ganzen Geschichte, wenn's nur angegangen wäre. Er mußte in seinem langweiligen Amte ausharren, bis die Rückkehr des Bürgermeisters ihn für einige Zeit davon erlösen würde.

Mehrere Stunden hatte er so als Lindstädts Hüter zugebracht, als ihn die Zofe seiner Tochter um Gehör bitten ließ. Mit gehei-

mem Schrecken fragte er die ganz verstört Eintretende, was es gebe.

„Eure Tochter ist nirgend zu finden, gestrenger Herr!" berichtete das Mädchen in großer Angst. „Im ganzen Hause hat man sie schon vergebens gesucht! . . ."

„Sie wird ihrer Gewohnheit nach in die Messe gegangen sein, ohne daß man ihr Ausgehen bemerkte," entgegnete Köckeritz.

„Dem kann nicht so sein, Herr Ritter," fuhr die Zofe fort, „denn seit Anbruch des Tages harre ich des Fräuleins in dem Vorgemach, in welches sie treten muß, wenn sie ihr Schlafkämmerlein verläßt. Sie muß noch während der Nacht das Haus verlassen haben . . ."

„Und Das wurdest Du erst jetzt gewahr, da es bald Mittag ist?!" fuhr Köckeritz auf. „Kümmerst Du Dich so wenig um Deine Gebieterin, nachlässige Dirne? . . ."

„Vernehmt, wie's zuging, gestrenger Herr!" bat das Mädchen. „Das Fräulein entließ mich am gestrigen Abend zur gewöhnlichen Zeit, und ich legte mich im Nebengemach zur Ruhe, wo ich auch bald einschlief. Es mochte zwei oder drei Stunden nach Mitternacht sein, als mich das Geräusch des Auf- und Zuschließens von Schränken und Truhen weckte, welches in dem Gemach Eurer Tochter ertönte. Fürchtend, dem Fräulein sei Etwas zugestoßen, ging ich hinein und fand sie in voller Beschäftigung, ihre Kleider zu mustern. Gegen ihre sonstige Gewohnheit fuhr sie mich unwillig an und befahl mir, sie allein zu lassen, auch am Morgen nicht frü-

her zu erscheinen, bis sie mich rufen würde. Natürlich gehorchte ich dem Gebot. Als aber heute Morgen Stunde auf Stunde verfloß und ich noch immer nicht gerufen ward, befiel mich eine so große Unruhe, daß ich zuletzt den abermaligen Unwillen der Gebieterin wagte und in ihr Gemach trat. Das Fräulein war nicht dort; auch war ihre Lagerstätte unberührt geblieben. — Gebe Gott, daß kein Unglück geschehen sein mag! . . ."

„Ein verwünschter Streich!" tobte Köckeritz, dem sich mancherlei Befürchtungen aufdrängten. „Und ich muß hier hocken, um einen Wahnwitzigen zu bewachen, den ich nicht verlassen darf! . . ."

„Wollt Ihr nicht die Wacht einem Diener des Hauses auftragen, und lieber nach Eurer Tochter forschen, gestrenger Herr?" wagte die Zofe schüchtern zu bemerken.

„Ich verlange nicht Rath von Dir, vorwitzige Dirne!" fuhr der Ritter sie an. „Eile jetzt, mir die Diener hierher zu senden!" —

Bald flogen diese nach allen Richtungen aus. Einige mußten in den Kirchen nach Agnes suchen, während Andere auf den Gassen und an den Thoren nach ihr forschen mußten. Auch zum Bürgermeister ward gesandt, damit er eiligst komme und den Ritter ablöse.

Nach und nach kamen indeß die Diener zurück, ohne eine Spur von dem Fräulein gefunden zu haben. Weder in den Kirchen, noch auf den Gassen hatte man sie gesehen, und zum Thore war Niemand hinausgegangen, auf den

die Beschreibung der Verschwundenen gepaßt hätte.

Wüthend rannte Köckeritz in dem Vorgemach seines Vetters auf und nieder, als ein Bote nach dem andern unverrichteter Sache zurückgekehrt war. Nicht um sein Kind, dem ein Unglück zugestoßen sein konnte, war es ihm zu thun, sondern er fürchtete, daß hinter diesem seltsamen Verschwinden Etwas verborgen sei, das verderblich für ihn werden könne, denn ihm war der entschlossene Charakter seiner Tochter wohl bekannt. — Er durfte noch immer nicht von seinem Platze weichen, denn der Bürgermeister war nicht angetroffen worden, da er in den Rath gegangen war. Und mit jedem Augenblicke war eine verzweifelte That von Lindstädt zu erwarten, dessen Aufregung sich stets steigerte, und der immer ungestümer nach einem Beichtiger verlangte. Köckeritz mußte seinen ganzen Vorrath von Geduld zusammenraffen, um nur auszuharren und dadurch ein neues Unglück zu vermeiden. — Seine Lage war wahrlich nicht beneidenswerth. —

Endlich, es war schon gegen Abend, erschien Schöneck. Auch ihn erschreckte die Kunde des Vorgefallenen, doch suchte er sich und seinen Gefährten zu beruhigen, indem er meinte, das Fräulein werde wohl auf eigene Hand einen Besuch bei einem Freunde ihres Vaters unternommen, dessen Besitzung unfern der Stadt Berlin lag, und dabei nicht für nöthig gehalten haben, des Ritters Zustimmung zu erlangen, oder Begleitung mitzunehmen. Der in der letzten Zeit öf-

ter an den Tag getretene Eigenwille des Mädchens mache diese Vermuthung sehr wahrscheinlich, um so mehr, da sie erst kürzlich in seiner Gegenwart eine derartige Absicht ausgesprochen habe. — Auch Köckeritz hielt dies endlich für das Wahrscheinlichste, und man beschloß, vorläufig nicht weiter Aufhebens von der Sache zu machen, sondern den morgenden Tag abzuwarten, der auch in noch anderer Hinsicht die Entscheidung bringen mußte.

Der Bürgermeister forschte jetzt nach Lindstädts Befinden.

„Es ist mit ihm beim Alten geblieben," berichtete Köckeritz. „Er verlangt noch immer nach einem Beichtiger und hat die Speisen, die ich ihm hineingetragen, bis jetzt noch unberührt gelassen. Die vergangene Nacht muß ihm was Absonderliches gebracht haben."

„Eitel Narrethei, weiter nichts!" erwiederte Schöneck. „Doch müssen wir darauf denken, der Sache auf irgend eine Art ein Ende zu machen."

„Um so mehr," fiel der Ritter ein, „als ich schwerlich länger als bis übermorgen hier weilen werde und dann nicht mehr die Bewachung des Kranken mit Euch theilen kann. Der Bote von gestern Abend brachte mir eine wichtige Kunde —"

„Die doch nicht so wichtig sein kann, als die Betreibung der Hochzeit Eurer Agnes mit dem Otto!" unterbrach ihn der Bürgermeister. „Ihr wißt, daß Ihr nur in diesem Falle auf das reiche Erbe hoffen dürft, das Euch und Je-

nen dort im Gemach allein vor gänzlichem Untergange bewahren kann. Ihr müßt also schon so lange hier verweilen, bis der Otto zurückkehrt und die Sache abgethan ist."

„Meint Ihr?" fragte Köckeritz spöttisch. „Nun, wir wollen sehen, wie das Alles sich noch gestaltet... Habt Ihr im Rathe was ausgerichtet?..."

„Nicht gerade Das, was ich eigentlich wollte," erwiederte Schöneck, der nicht so genau auf die Rede seines Gefährten geachtet, „aber doch noch genug, um dem Otto die Hochzeit mit der hochfahrenden Dirne zu verleiden und Eurer Agnes das Brautbett zu bereiten... Morgen mit dem Frühesten wird der Buhlerin spröder Nacken den Staupbesen kosten, aber erst vor dem Thore, und sie selbst sodann durch den Büttel über die Gemarkung der Stadt geschleift werden, aus der sie für ewige Zeiten verbannt wird. Das Halseisen unterm Kolk am Rathhause und das Stäupen an den Ecken der Gassen und auf dem Markte ist ihr gnädiglich erlassen worden... Es kostete Hitze, überhaupt nur Dies von den starrköpfigen Schöppen zu erlangen, die heut vom lebendigen Satan besessen waren und gar das Zeugniß des Otto hören wollten, bevor sie den Spruch fälleten; als ich ihnen aber zu Gemüthe führte, daß Einer, der durch Liebestränke und andere schwarze Künste berückt sei, nicht gültig Zeugniß ablegen könne, gaben sie endlich nach... Im Grunde ist's auch besser, wenn die Geschichte nicht so viel Aufsehen erregt, denn es giebt der Lästerzungen und Klatschmäuler schon genug."

„Und was wird mit der Sippschaft der Dirne?" fragte Köckeritz weiter.

„Da wollen sie erst untersuchen, ob die mit zu dem Teufelsbündniß gehören," antwortete Schöneck. „Ich habe daher klüglich die Anklage gegen die Beiden wieder vertuscht, denn manchmal hat doch der Böse sein Spiel. Im Uebrigen, denke ich, können wir ruhig schlafen wegen des Bastards und dessen Buben; diesem wird hoffentlich Euer künftiger Eidam den Garaus gemacht haben, und Jener ist ein hinfälliger Greis, der den doppelten Schlag nicht lange überleben wird . . . Vor morgen Mittag kann der Otto nicht zurück sein, und dann ist die Sache bereits abgethan. Sollte er sich ja sperren, nun, so wird die Drohung, den von ihm verübten Schelmenstreich offenkundig zu machen, ihn schon kirren . . . Somit wäre denn Alles im Reinen, und ich denke, Ihr, Herr Ritter, werdet meine wichtigen Dienste wohl zu würdigen und zu lohnen wissen, wie ich's auch von meinem Vetter erwarte, wenn er erst wieder zu Verstand gekommen sein wird . . ."

Ein lauter, auf dem Gange vor dem Gemach sich erhebender Wortwechsel unterbrach das Zwiegespräch der beiden sauberen Gefährten. Man unterschied die zankende Stimme eines Mannes, der heftig Einlaß begehrte, während die Diener ihm diesen verweigerten.

„Das wird der Fuhrmann des Karrens sein," sagte Schöneck betroffen; „was hat Das zu bedeuten? ... Laßt den Fremden eintreten!" rief er nach kurzem Besinnen hinaus.

Es war in der That der Führer des Karrens, mit welchem die vermeintlichen Goldgülden nach Tangermünde geschafft werden sollten. Er sah blaß und angegriffen aus; seine Kleider waren mit Straßenkoth bedeckt.

„Wo kommst Du her, und was bringst Du?" fragte der Bürgermeister in höchster Spannung, nachdem er die Thür hinter dem Eingetretenen verriegelt und den draußen weilenden Dienern sich zu entfernen befohlen hatte.

„Verzeiht zuvörderst, gestrenger Herr," begann der Fuhrmann mit erschöpfter Stimme, „daß ich Euch in fremdem Hause belästige; aber da ich vernahm, daß Ihr hier wäret, wollte ich Euch die Unglückskunde mittheilen, ehe ich mich an den Rentmeister wandte . . ."

„So sprich doch endlich, wie's denn steht!" drängte Schöneck, und auch Köckeritz gab Zeichen heftiger Ungeduld von sich.

„Werdet es gleich erfahren, edle Herren," fuhr der Mann fort. „Als wir ungefähr eine Tagereise gemacht hatten, kamen wir zu einer Herberge, wo wir übernachten wollten. Schon hatten wir die Rosse ausgespannt und es uns bequem gemacht, als im Gastzimmer ein Knecht des Wirthes sich plötzlich wie ein Kreisel dreht und nach wenigen Augenblicken todt zu Boden stürzt — die Pest hatte ihn erfaßt . . ."

„Die Pest?!" . . . riefen beide Zuhörer zugleich, unwillkürlich von dem Erzähler zurückweichend, als fürchteten sie, sein Odem werde sie vergiften.

„Die wahre und wahrhaftige Pest war's!"

bekräftigte der Fuhrmann. „Der junge Herr Rottmeister, Gott hab' ihn selig! erkannt's auch dafür, wie ein Anderer, der's schon mal mit durchgemacht hatte . . . Es war der leibhafte schwarze Tod! . . .“

„Erzähl' nur weiter!“ sagte Schöneck, das Entsetzen bewältigend.

„Da konnten wir nun nicht bleiben,“ fuhr der Erzähler wieder fort. „Schnell wurden die Thiere wieder vor den Karren gespannt, und vorwärts gings, um eine andere Herberge zu erreichen. Aber der anhaltende Herbstregen hatte die Landstraße so aufgeweicht, daß sie eitel Morast und kein Fortkommen auf derselben war. Endlich gings nicht mehr weiter; wir brachten mit großer Anstrengung den Karren abseits von der Landstraße an den Abhang eines Hügels, wo wir wenigstens etwas vor dem Regen und dem Winde geschützt waren, und schickten uns an, die Nacht im Freien zu lagern. Der junge wackere Rottmeister und ein Stadtsöldner hielten Wacht, und wir Uebrigen schliefen bald fest im Karren. Aber die Freude währte nicht lange; bald erweckte uns der Ruf, daß wir von Stellmeisern angegriffen seien; die Halunken hatten durch Bolzenschüsse bereits eines unserer Rosse, den herrlichen Rappen, getödtet, und auch der Rottmeister war nahe daran gewesen, durch einen solchen getroffen zu werden . . .“

„Was ward denn aus der Geschichte?“ unterbrach Schöneck den Erzähler abermals in hastiger Ungeduld. „Ist der Rottmeister mit dem Leben davon gekommen? . . . Berichte doch zuvör-

derst die Hauptsache, statt uns durch unwichtige Nebendinge auf die Folter zu spannen!..."

„Mit Verlaub, gestrenger Herr," entgegnete der Fuhrmann entschuldigend, „ich gedachte es besser zu machen, wenn ich Euch auf das große Unglück vorbereitete, denn keine Kleinigkeit ist's um das schöne Gold und um die Leute dazu!... D'rum wollet mir nur noch etliche Augenblicke Gehör schenken, damit ich's ordentlich vorbringen kann; werdet Euch wahrlich noch früh genug betrüben über das, was geschehen . . . Im Uebrigen, das muß ich sagen: wackere Bursche hatten Ew. Gestrengen mir zum Geleit gegeben; im Nu saßen sie zu Roß und erwarteten die Schelme, als gäbe es ein lustiges Kampfspiel auf dem Turnierplatz, und nicht einen Strauß auf Leben und Tod! — Die Buschklepper hatten wahrscheinlich geglaubt, die Stadtsöldner würden im ersten Schrecken gleich das Hasenpanier ergreifen, denn sie zögerten eine ganze Weile mit dem eigentlichen Angriff; als sie aber ihren argen Irrthum inne wurden, machten sie endlich Ernst... Hier wollet nun gütig bedenken, gestrenger Herr, daß ich nie ein Schwert geschwungen, sondern immer ruhigem Gewerbe nachgegangen bin; was sollte ich also helfen im Kampfe bewaffneter Männer? Nur hinderlich wäre ich den muthigen Streitern gewesen, und zudem hatte ich Weib und Kind daheim zu ernähren . . . Wie nun also die Stellmeiser endlich herankamen, machte ich mich auf und lief querfeldein, so schnell ich nur immer konnte, bis ich endlich einen Busch erreichte, wo

ich sicher war, denn hier vernahm ich nichts mehr von dem Getöse des Kampfes. — Nachdem endlich der langersehnte Morgen angebrochen, drängte es mich, zu versuchen, ob ich nichts von dem Ausgange des Straußes erforschen könnte. Vorsichtig folgte ich meinen eigenen Fußspuren und kam dem Ort des Kampfes immer näher. Bald konnte ich ihn erblicken — da stand der Karren noch an seiner Stelle, aber kein Mensch war zu sehen dabei. Ringsum herrschte Todtenstille. Dadurch ermuthigt, wagte ich mich immer näher, bis ich zuletzt den Kampfplatz erreicht hatte. — Großer Gott, was mußte ich sehen! Große Blutlachen bedeckten das Feld um den Karren, und todte Rosse lagen da, als ob die edlen Thiere gar keinen Werth gehabt hätten. Etwas seitwärts aber, am Fuße des Hügels, sahe ich zwei große Erdhaufen aufgeworfen; einen schmückte ein einfach Kreuz von jungen Baumstämmen, an dem eine liebende Hand einen Kranz von Haidekraut befestigt hatte; der andere besaß gar keine Zierde. Ich zweifelte nicht, daß dies die Grabhügel der Gefallenen seien; wer sie aber aufgerichtet, vermag ich nicht zu sagen. Im Karren fand ich die Lade noch, doch war sie leer, nicht einen einzigen Gülden hatten die Bösewichte zurückgelassen. Was mich aber am meisten mit Trauer erfüllte, war die Gewißheit von dem Tode des jungen Rottmeisters, denn ich fand seine Pickelhaube im Karren liegend, deren Inneres ganz mit Blut überzogen war. — Mir ward unheimlich an dieser Stelle des Todes; ich betete an beiden Grabhügeln

ein andächtiges Paternoster, und eilte dann fürbaß, um hierher zu gelangen und Euch die Schreckensmähr zu bringen. Das Entsetzen und die Angst, noch den Stellmeisern in die Hände zu fallen, trieb mich so schnell vorwärts, daß ich jetzt fast athemlos und gänzlich erschöpft vor Ew. Gestrengen getreten bin . . ."

Mit großen Schritten durchmaß Schöneck das Gemach, mit sich zu Rathe gehend über sein ferneres Benehmen in dieser Sache, während Köckeritz an das Fenster trat und dem Fuhrmann den Rücken zukehrte, damit dieser nicht den höllischen Triumph gewahre, der aus seinen Augen sprach.

„Die Lade haben die Stellmeiser also zurückgelassen?" wandte sich der Bürgermeister nach einer Pause fragend an den Fuhrmann. „Und sie war leer, ganz leer? . . ."

„Nicht ein Deut war d'rin zu finden!" betheuerte dieser. „Der Herr möge mich strafen, wenn ich einen Gülden entdeckt und Euch dies verheimlichte! . . ."

„Glaub's Dir, denn ich kenne Deine Ehrlichkeit," versetzte Schöneck; „es war so auch nicht gemeint . . . Und die wackern Stadtsöldner sammt dem Rottmeister, sagst Du, hätten Alle ins Gras beißen müssen?"

„Leider wird's so sein!" erwiederte der Fuhrmann. „Wenn's Einem gelungen wäre, zu entkommen, so hätte ich ihn doch auf dem Wege hierher treffen müssen, oder er hätt's Euch schon angesagt, wenn er mehr als ich geeilt wäre."

„Das ist freilich ein sehr großes Unglück!" nahm Schöneck wieder das Wort. „Wie wird

der Rentmeister, der ohnehin schon auf dem Krankenlager liegt, sich erschrecken, wenn ich ihm diese Kunde hinterbringe! . . . Hast Du schon in der Stadt davon gesprochen?"

„Ich eilte ohne Verzug hierher, und nahm mir nicht Zeit, unterwegs zu schwatzen!" antwortete der Gefragte.

„Daran hast Du wohlgethan," fuhr der Bürgermeister fort, „denn ich mag nicht, daß die Leute früher von der Geschichte reden, bis ich versucht habe, die Räuber ausfindig zu machen und ihnen das landesherrliche Eigenthum wieder abzujagen. Bis zum morgenden Abend halte daher reinen Mund, dann aber magst Du den Gevattern Deine überstandenen Fährlichkeiten erzählen . . . Und merk' Dir ja genau, wie's gewesen, denn leicht dürfte Dein Zeugniß einmal gebraucht werden . . . Jetzt pflege in Deinem Hause der Ruhe, und nimm diesen Gülden hier für Deine Mühseligkeiten."

„O Herr, wie gütig seid Ihr!" rief der von dem unverhofften Geschenk überraschte Fuhrmann. „Hätte wahrlich nicht gedacht, für solch schlechte Kunde noch belohnt zu werden . . ."

„Was kannst Du dafür?!" warf Schöneck hin. „Du meinst also, daß der Itzenplitz den Streich ausgeübt hat?"

„Sagte ich Das?" fragte Jener erstaunt. „Ja, ganz gewiß war's der Itzenplitz!" setzte er schnell hinzu, als er gewahrte, wie sein Zweifel drohende Falten auf der Stirn des gestrengen Herrn erscheinen ließ. — Nach einigen Danksagungen entfernte er sich. — —

„So wäre denn unser Plan glücklich gelungen!“ wandte sich jetzt der Bürgermeister zu Köckeritz, sich froh die Hände reibend. „Der Lindstädt braucht nicht mehr zu fürchten, wegen des veruntreuten Goldes zur Rechenschaft gezogen zu werden und dadurch zugleich seinen Otto zu entehren, der nun Eure Agnes ehelichen kann; seinen gefährlichen Nebenbuhler hat er selbst aus dem Wege geräumt, und nach jener Dirne, die morgen aus der Stadt gestäupt wird, kann ihm nicht mehr verlangen, wenn wir ihm noch sagen, daß er ihren Bruder gemordet. Die Agnes, oder vielmehr Ihr, erhaltet durch die Hochzeit das reiche Erbe, das Ihr freilich mit dem Rentmeister theilen müßt, das aber noch immer groß genug ist, Eure Schulden zu tilgen und ein Erkleckliches über zu lassen. Ich aber komme zu meinem Eigenthum, das ich Euch geliehen, und dessen ich gar sehr bedürftig bin, sonst hätte ich nicht den Lindstädt dazu vermocht, die Steuern anzugreifen... So ist mit diesem einen Schlage uns Allen geholfen, und wir können um so froher vor uns blicken, da wir nun auch wissen, wo das Lager unsers todtmatten Hauptfeindes ist, den wir jeden Augenblick verderben können. Auch wird Lindstädt wieder zur Vernunft kommen, wenn er hört, daß schon Alles geschehen ist, und wenn er erst die gefüllten Seckel sieht, die ihm aus jenem Erbe zufallen... Der Streich war aber auch so fein erdacht, daß er gar nicht mißlingen konnte!...“

„Wollet nur nicht ein voreilig Triumphgeschrei erheben, Herr von Schöneck!“ warf Köcke-

ritz ein. „Erst das Leichteste haben wir hinter uns; erst wenn der Otto mit meiner Agnes vor dem Altare steht, sind wir am Ziele, und das wird noch sehr schwer halten, denn ich kenne den Eigenwillen des Mädels. Ihr Verschwinden gerade heute will mir nicht als gute Vorbedeutung gelten!"

„Laßt mich nur machen, Herr Ritter!" sagte der Bürgermeister prahlend. „Hab' ich bislang immer die rechten Mittel zu finden gewußt, wenn ich Etwas durchsetzen wollte, wird's mir diesmal auch nicht fehlen. Eure Agnes, die doch nicht aus der Welt sein kann, wird sich schon fügen, dafür stehe ich Euch ein!" —

„Das Beste ist, daß ich mich schon auf andere Art gesichert habe," sprach Köckeritz für sich, während der Bürgermeister in Lindstädts Gemach ging, diesem die erhaltene Kunde mitzutheilen.

„Ich habe Alles vernommen, und weiß, was Ihr mir sagen wollt!" sprach der Rentmeister mit dumpfer Verzweiflung, ehe Schöneck ein Wort gesprochen. „Es hat Gott wieder gereuet, einem so argen Sünder, wie ich bin, Gnade angedeihen zu lassen; er will, ich soll verdammt sein dereinst, und ich kann nichts dagegen thun. Es war zu spät!" — —

. . . .

Am Morgen des folgenden Tages waren fast alle Einwohner von Berlin und Kölln auf den Füßen, denn wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde verbreitet, daß die Jungfer Sträuber, deren Schönheit und Sittsamkeit allbekannt war,

durch den Büttel aus der Stadt gestäupt werden sollte. Niemand wußte so recht, was sie eigentlich verbrochen hatte, und die wunderlichsten Gerüchte waren deshalb darüber im Umlauf, aber vielleicht keinen Einzigen gab es unter den Vielen, die theils dem Berliner Rathhause, theils dem Spandower Thore, vor dem die Vollstreckung des Urtheils stattfinden sollte, zueilten, welcher nicht den Stab über das arme Mädchen gebrochen und sich bemüht hätte, Beschuldigungen auf Beschuldigungen gegen dasselbe hervorzubringen. Lobesame Bürgerfrauen, die vor wenig Tagen noch die sittige Maid ihren Töchterlein als Muster gepriesen, sahen heute in ihr ein warnendes Beispiel des Lasters und der Verworfenheit, welches sie ihren, aufmerksamer und williger als sonst zuhörenden Kindern nicht abschreckend genug vor die Augen zu führen wußten; feiste Mönche riefen Zeter und Wehe über die gottvergessene, heuchlerische Dirne, so sich dem Teufel ergeben; ehrsame Bürger eiferten gegen den Hochedlen Rath, daß er mit der niedrigen Thürmerstochter eine Ausnahme mache und sie nicht, wie sonst zu geschehen pflege, zuvor am Halseisen unterm Kolk öffentlich ausstellen und an den Ecken der vornehmsten Gassen stäupen lasse; tugendhafte Jungfrauen, längst neidisch ob des guten Rufes, den Anna genoß, sprachen höchlich entrüstet von der Frechen, die sich unterfangen, es ihnen an Schönheit zuvorthun zu wollen, und führten erröthend ihr Sacktuch vor's Gesicht, wenn Vorübergehende von den Verbrechen sich erzählten, die von ihr begangen sein

sollten; und junge Fante endlich, die es sich zur höchsten Ehre angerechnet hatten, einen Blick von Anna zu erhaschen, rühmten laut die standhafte Ehrbarkeit, durch welche allein sie den auch nach ihnen ausgeworfenen Netzen der verführerischen Buhlerin entgangen waren; — kurz, die vorher so hoch Gepriesene war plötzlich das verächtlichste Geschöpf geworden, und Alles freute sich darauf, das trotz seiner Armuth und Niedrigkeit so vielfach beneidete Mädchen in tiefster Entehrung und Schmach zu sehen. Wie zu einem prächtigen Schaufeste lief Alt und Jung durch die Gassen, um einen guten Platz zu erlangen; der Einzug des Kaisers hätte nicht regeres Leben in Berlin hervorrufen können.

Und die Arme, der all' dieses Gerede und Gelaufe galt, sie hatte schon die zweite Nacht im dumpfigen Kerker auf faulem Stroh durchwacht, und war endlich ermattet eingeschlummert, als die eiserne Thür des Verließes knarrte und Ampelschein ihre bereits an die Nacht des Kerkers gewöhnten Augen blendete. Ein Schöppe vom Gericht trat ein, dem der Gefängnißvogt mit seinen Knechten folgte.

Der Schöppe verkündete der Gefangenen das gestern gefällte harte Urtheil, welches schon in der nächsten Stunde vollzogen werden sollte. So gefaßt sich auch Anna auf das Schlimmste gemacht hatte, und so gottergeben sie ihr Geschick trug, so durchrieselte doch ein kalter Schauer des Entsetzens ihr Inneres, als nach der Entfernung des Schöppen die Knechte sich ihrer bemächtigten, um ihr herrliches, blondes Haar

abzuscheeren. Dann mußte sie sich der Schuhe und Strümpfe entledigen und ihre Kleider mit einem groben, grauen Kittel vertauschen. Zuletzt band man sie mit Stricken und führte sie, trotz der rauhen Novemberluft, mit entblößten Füßen aus dem Kerker.

Auf der Stiege, die zum Tageslicht führte, gewahrte sie einen Mann, der ihr im Vorübergehen ins Ohr raunte: „Noch ist's Zeit, Jungfer, wenn Ihr Euch etwa besonnen habt, doch nach einer Viertelstunde ist's vorbei!..."

Anna würdigte ihn keiner Antwort; sie hatte Barthels Stimme erkannt.

Oben ward sie von etlichen Stadtsöldnern in Empfang genommen, deren mitleidsvolle, theilnehmende Mienen, mit denen sie ihre traurige Pflicht erfüllten — es waren ja Gefährten ihres Bruders — dem armen zertretenen Herzen so wohl thaten, und ihr den Muth verliehen, zu fragen, ob Valentin von ihr wisse. Es tröstete sie, seine Abwesenheit zu erfahren; ward er so doch erst einige Tage später die Schmach der Schwester inne!... „Wenn Ihr ihn seht," bat sie leise, „o so sagt ihm, daß ich zwar schwer gefehlt habe, aber mit meinem Gotte ausgesöhnt bin. Er soll nie nach mir forschen, — es wäre vergebens... Sagt ihm jedoch, daß ich ihn flehentlich bitte, den Vater zu trösten, und, wenn's angeht, dessen Fluch zu wenden, daß er nicht das schuldlose Wesen unter meinem Herzen treffe... Sagt ihm auch, daß ich ihn und den Vater dermaleinst dort oben wieder zu sehen hoffe!..."

Die ehrlichen Bursche versprachen, ihren Wunsch zu erfüllen. —

Die Arme mußte ihren ganzen Muth zusammenraffen, um nicht nieder zu sinken, als man sie auf die Gasse hinausführte, wo schadenfrohes Hohngeschrei und Zischen sie empfing; doch gelang es ihr, sich die Standhaftigkeit zu erhalten, mit der sie ihre Schuld abbüßen wollte. Schwankenden Schrittes zwar und gesenkten Hauptes wandelte sie inmitten der Stadtsöldner dahin, und hohe Purpurröthe überzog ihr bleiches Antlitz, wenn sie die unzüchtigen Spottreden roher Buben hören mußte; aber kein Klagelaut, kein Flehen um Schonung und Mitleid kam über ihre Lippen: sie wollte leiden, um zu büßen. Als der Zug aber auf dem Neuen Markte anlangte, entstürzten heiße Thränen ihren Augen und flehentlich richteten sich ihre Blicke hinauf zum Thurme von St. Marien, während sie ihre gefesselten Hände wie beschwörend erhob. Doch gleich darauf senkten sich Blicke und Hände nieder, und nur ein schmerzlicher Seufzer war der Nachhall einer gedankenschnell aufgestiegenen und ebenso wieder entschwundenen Hoffnung auf ein Zeichen der Vergebung am Fenster der Thürmerwohnung!

Am Spandower Thore harrte schon der Büttel seines Opfers, das ihm hier von den Stadtsöldnern übergeben ward. Der außerhalb der Stadtmauer belegene Platz war so dicht von den neugierigen Gaffern besetzt, daß es eben nur dem Scharfrichter, dessen bloße Berührung schon unehrlich machte, gelingen konnte, mit Anna,

die er an einem Strick hinter sich her führte, den in der Mitte des geräumigen Platzes befindlichen Pfahl zu erreichen, bei welchem das Urtheil vollstreckt werden sollte. Einem mit Tuchen und Zeugen beladenen Karren war es nicht möglich, trotz des Schreiens und Fluchens seines Führers, durch den dichten Menschenknäul zu dringen; im Nu hatte man ihn von allen Seiten erklettert, da er den besten Standpunkt zur Befriedigung der Schaulust darbot.

Anna ward jetzt von den Knechten des Büttels so an den Pfahl gefesselt, daß ihr Antlitz demselben zugekehrt war, und dieser machte sich jetzt daran, ihren Nacken zu entblößen, zu welchem Zwecke das graue Gewand, welches sie im Kerker anlegen mußte, auf dem Rücken nur durch Bandschleifen zusammengehalten ward. — Hei, wie brannten die Augen der jungen und alten Lüstlinge in verlangender Gluth, als sie den Augenblick nahe sahen, wo der schöngeformte Nacken der wunderlieblichen Maid, der sie so oft begehrlich nachgeschaut, vor ihnen enthüllt werden und der gefühllose Henkersknecht mit schmeidigen Ruthen die Sammethaut mit blutunterlaufenen Striemen bedecken würde — wie spitzten die tugendsamen Bürgerstöchter die Ohren, um das Schmerzgewimmer der Verhaßten zu hören, die ihnen bisher immer als Vorbild aufgestellt worden — wie freute sich der rohe Pöbel aller Stände auf das Ergötzen, welches ihm die krampfhaften Windungen und Krümmungen der Gemarterten verursachen sollten, wenn der gräßliche Schmerz durch ihren Körper zuckte!! — Ja, das

war wirklich ein Fest für die große Anzahl der Gaffer, und Jeder wartete sehnlich des Beginns des Festes!...

Einen schwachen Augenblick hatte Anna während dieser Vorbereitungen, in dem sie Gott bat, sie diese Stunde nicht überleben zu lassen. Doch im nächsten Augenblicke schon gedachte sie des Kindes unter ihrem Herzen, dessen Leben so eng mit dem ihrigen verknüpft war, und flehentlich betete sie zum Allerbarmer, ihr diesen Frevel gnädig zu verzeihen. So durch Gebet gestärkt, harrte sie mit Muth und Ergebung der Martern, die teuflische Bosheit ihr zugedacht hatte.

Aller Blicke sind erwartungsvoll auf das wehrlose, gefesselte Opfer gerichtet; der Büttel schwingt die Birkenruthen, die im Wasser gelegen haben, durch die Luft, um ihre Schwungkraft zu prüfen. Jetzt ist er mit seinen Vorbereitungen fertig — der anwesende Gerichtsschöppe giebt das Zeichen zum Beginnen — —

Warum fängt der Büttel trotz des wiederholten Zeichens nicht an? Ist er zum Steinbild geworden? Etwas Absonderliches scheint ihn plötzlich ergriffen zu haben; — mit vorgebeugtem Oberkörper und zusammengekniffenen Augen, als wolle er alle Lichtstrahlen des trüben Herbstmorgens in ihnen aufsammeln, steht er fast regungslos da — seine Blicke sind starr auf den Tuchkarren gerichtet, der unfern des Pfahles halten mußte und mit Neugierigen bedeckt ist — die Ruthe entfällt seiner Hand.

Das schon murrende Volk sieht ebenfalls dort hin. Auf dem Karren macht ein Mensch

gar wunderliche Geberden; erst dreht er sich im Kreise ringsum, wirft Etliche seiner Nachbarn hinunter, und wälzt sich dann zwischen den Füßen der noch oben befindlichen Gaffer, daß diese Mühe haben, nicht sammt und sonders ihren hohen Standpunkt mit dem Erdboden zu vertauschen. Weißer Schaum steht vor dem Munde dieses Menschen.

Das ist allerdings seltsam; aber was kümmert das den Büttel? Warum thut er nicht, was seines Amtes ist?

Jetzt scheint er mit seiner Forschung zu Ende zu sein; er lehnt sich zurück, holt tief Athem, — und im nächsten Augenblicke übertönt seine Stimme das brausende Gemurmel des Volkes. Zwei Wörtlein sind's nur, die er ausstößt, aber sie reichen hin, das Blut Derer, die sie vernehmen, erstarren zu machen:

„Die Pest!!"...

Denen, welche den Ruf verstanden, fesselt im ersten Augenblicke Schreck und Entsetzen Zunge und Füße. Doch nicht lange währt es, so hört man den Ruf hundertfach erschallen, und Alles drängt dem Stadtthore zu oder sucht auf freiem Felde dem vergiftenden Hauche des Todes zu entfliehen. Angstschrei und Schmerzgeheul der Zerdrückten und Zertretenen erfüllt die Luft; die Zugbrücke wird aufgezogen, als ob ein Feind vor der Stadt stände; die Verletzten kriechen auf allen Vieren davon. Nach und nach wird es still.

Anna weiß nicht, was um sie her geschieht. Mit geschlossenen Augen erwartete sie den Be-

ginn ihrer verhängten Strafe, als der Ruf erscholl, dessen Bedeutung sie nicht ahnte; sie wähnte er gelte ihr. Endlich öffnet sie die Augen und wagt das Haupt zu wenden, so weit es die sie fesselnden Stricke gestatten, um den Henker zu bitten, ihre Pein durch sein Zögern nicht zu vergrößern. Er ist verschwunden; so weit ihr Blick reicht, gewahrt sie keinen Menschen auf dem kurz vorher noch so gedrängt vollen Platze. Sie möchte dies Alles für ein neckendes Traumbild halten, doch überzeugt sie der rauhe Herbstwind, der ihr über das glatt geschorene Haupt und über den entblößten Nacken fährt, der eisigkalte, feuchte Erdboden unter ihren verklammten bloßen Füßen und die Schmerzen, welche die Stricke, mit denen man sie gebunden, verursachen, von der entsetzlichen Wirklichkeit. Schreckliche Gedanken steigen in ihr auf. Will man sie hier elend umkommen lassen, ungeschützt gegen Kälte, Hunger und Raubthiere?! Was hat man mit ihr vor? . . .

Da vernimmt ihr angestrengt lauschendes Ohr leise Tritte, die sich ihr zu nähern scheinen. Jetzt kann sie nicht anders mehr — sie muß um Mitleid und Erbarmen flehen.

„Komme schon, lieb Kind!“ tönt eine rauhe Weiberstimme, die ihr nicht ganz unbekannt zu sein scheint, während die Schnelligkeit der Schritte sich verdoppelt. „Komme schon, Du Kleinod meines Herzens; bin nur blos niedergeworfen und lahm getreten worden in dem plötzlichen Gedränge, und brauchte Zeit, mich wieder aufzurappeln. Sieh, da bin ich schon!“

Von einem scharfen Messer zerschnitten, fielen schnell Anna's Bande. Sie wandte sich um und sank mit dem Rufe: „Gute Mutter Wanka!" der Alten erschöpft in die Arme.

„Mein armes Kind, was hast Du leiden müssen!" jammerte die heilkundige Wendin, indem sie Anna's Gewand zunestelte. „Und was hätt's noch werden können, wenn nicht für Dich als Rettung von Gott gesandt worden wäre, was Andern zur Strafe und Züchtigung dient!... Du mußt Dich an den Pfahl lehnen, Kind, daß ich über Deine nackten Füße die warmen Strümpfe ziehen kann, sonst — ja, ehe ich's vergesse — trinke dies Fläschchen leer, meine Tochter, das wird Dich von innen erwärmen... Hatte auch Salbe und Balsam mitgebracht für Deine Wunden, doch Gott sei gelobt, daß wir dies nicht brauchen... Nun noch diese Schuhe mußt Du anziehen, Kind, und den Schaafpelz umhängen, den Du von meinen Schultern nehmen mußt; hab's deswegen mitgebracht... So — nun sind wir fertig, bis auf das Dankgebet zu Gott..."

Anna ließ sich diese Mahnung nicht öfter wiederholen. Wohl selten nur stieg ein inbrünstigeres Dankgebet zum Himmel empor.

Mit kurzen Worten erklärte Wanka jetzt dem Mädchen das Vorgefallene, welches ihr mit Schrecken zuhörte. „O Gott, mein Vater, mein Bruder!" rief sie aus; „wie leicht können sie ein Opfer dieser Seuche werden, die mich von kurzem Schmerz befreite, während sie das Leben so vieler Menschen bedroht!..."

„Fürchte nichts für Vater und Bruder, Kind!"

tröstete die Wendin. „Der Eine kommt vom hohen Thurm nicht herab, und ist sicher daher gegen die Pestilenz, wenns Gott nicht etwa anders will; und der Andere ist außer ihrem Bereich in einem Striche der Mark, nämlich in Tangermünde, wenn Du's noch nicht weißt, wohin die Seuche nicht gedrungen ist. Der Kurfürst, dem er viel Gold überbringt, wird nicht zugeben, daß er in eine gefährliche Gegend zurückkehre, und ich werde auch schon für sorgen."

„Mein armer Vater!..." seufzte Anna wieder. „Ich wage nicht, an ihn zu denken..."

„Laß das jetzt, Tochter!" sagte die Wendin. „Das wird hoffentlich noch Alles gut werden... Ich weiß Alles!" setzte sie mit Nachdruck hinzu, als Anna traurig zweifelnd das Haupt schüttelte, „und daher sage ich Dir, es wird noch Alles sich zum Guten gestalten!"

„Ich will auf Gott vertrauen!" sagte Anna in frommer Ergebung. „Hat Er doch seine Gnade wieder deutlich bewähet an mir, daß er Euch hierher sandte, gerade Euch, bei der ich einen stillen und wohl verborgenen Zufluchtsort suchen wollte, um meinem Kinde und meinem Schmerze zu leben. Ich konnte ja nicht in die weite Welt gehen, wenn die Theuren hier zurückblieben!... Euch, Mutter Wanka, gebührt nächst Gott mein heißester Dank — o, daß ich Euch je vergelten könnte!..."

„Was Ihr an dem Geringsten meiner Brüder thut, das habt Ihr mir gethan! sagt die Schrift," erwiederte die Alte, ihre Rührung unterdrückend; „darum sind wir quitt!... Doch

sprich jetzt nicht weiter, sondern komm mit mir, so schnell Du vermagst, daß wir meine Hütte erreichen, wo ich schon ein traulich Gemach für Dich zubereitet. O, die Mutter Wanka ist nicht gerade so sehr arm; es wird Dir schon gefallen! . . . Aber halt noch — da liegt ein Mensch am Boden beim Karren, vielleicht der, den die Pest zuerst packte!" unterbrach sie sich selbst. „Man kann nicht wissen, ob ihm nicht noch zu helfen ist. Bleib Du hier, Anne, indeß ich nachschaue."

„Begebt Ihr Euch auch nicht unnütz in Gefahr, Mutter Wanka?" fragte Anna besorgt und nicht ohne Schauder.

„Hi, hi, hi! mir thut's nichts, Kind!" erwiederte die Wendin. „Laß mich nur machen!"

Der von der Pest Befallene lag auf dem Angesicht. Wanka wandte ihn um. „Es ist aus mit ihm!" sagte sie nach kurzer Untersuchung. „Laß uns ein frommes Paternoster für seine arme Seele beten, Kind!"

Anna trat etwas näher und warf einen mitleidigen Blick auf den Todten. Ein Laut des Schreckens entfuhr ihren Lippen. In dem obwohl etwas verzerrten Antlitz hatte sie doch die Züge des Rottmeisters Barthels erkannt. — Sie hatte sich nicht geirrt . . .

Noch einige Augenblicke starrte ihr Auge wie gebannt auf das todte Antlitz Dessen, der sie verderben wollte und durch seinen Tod sie retten mußte. Sie versuchte zu beten, doch sie vermochte es nicht.

Der körperlichen wie der Seelenleiden wa-

ren für das zarte Mädchen zu viele gewesen in den letzten Tagen, das Entsetzen, welches sie bei dem unvermutheten Anblicke des sichtlich von Gott gerichteten Barthels ergriff, vollendete, was jene begonnen; — vor ihren Augen ward es Nacht, und mit einem leisen Schrei sank sie in die Arme der herbeieilenden Wanka.

Die Wendin rieb die Schläfe der Ohnmächtigen mit der Flüssigkeit aus einer Arzneiflasche, deren mehrere sie beständig bei sich trug. „O Gott," rief sie dabei, „Du kannst sie nicht eben erst gerettet haben, um sie im nächsten Augenblicke wieder zu verderben! Verleihe mir Deinen Beistand, daß ich die Kräfte Deiner großen Natur richtig erkenne, und laß sie nicht in dieser Krankheit von hinnen scheiden, wo ihr kein lichter Augenblick kommt, um seinen Seegen zu empfangen! . . ."

Sie nahm die Bewußtlose in ihre Arme und eilte mit ihr, als mache es ihr gar keine Beschwerde, mit der Leichtigkeit einer jungen Frau quer durch die Felder den wendischen Hütten vor dem Oderberger Thore zu.

9.

Dunkel und schaurig war die Nacht draußen. In der ganzen Stadt waren die Lichter verlöscht, und nur selten vernahm man auf den öden Gassen den Tritt eines Menschen. Die Furcht vor der Pest hemmte den Verkehr; Niemand wagte sich hinaus, aus Furcht vor Ansteckung. Wie in ein schwarzes Leichentuch gehüllt lag die am Morgen noch so lebendige Stadt.

In dem kleinen Kämmerlein des Gastwirths Trautmann, welches dieser dem Stellmeister eingeräumt hatte, saßen zu später Nachtzeit noch drei Männer in eifrigem Gespräch. Die Kerze war tief herabgebrannt, die Weinkanne leer, und noch dachte man nicht daran, das Nachtlager aufzusuchen; aus den ernsten Mienen der Männer und der fest verschlossenen Thür ging hervor, daß gar wichtige und geheime Sachen verhandelt wurden. Die Drei aber waren der Stellmeister Dietrich, der Kronenwirth und der Ritter von Köckeritz; Letzteren hatte der Stellmeister durch Trautmann hinbescheiden lassen.

Mehrere Stunden schon hatte die Unterredung gedauert, und noch immer nicht schien man zu irgend einem Entscheide gekommen zu sein. Eben ward vom Thurme von St. Marien herab die erste Stunde nach Mitternacht verkündet.

„Was hilft alles Kopfzerbrechen, es muß gehandelt werden!" fuhr Dietrich beim Tone des Glockenschlages auf, nachdem eine Weile zuvor das Gespräch ins Stocken gekommen und Jeder seinen Gedanken nachgehängt hatte. „Freilich ist's ein übel Ding, daß uns die vermaledeite Pest zwischen unsere Pläne gefahren ist; allein unser Vorhaben muß dennoch durchgeführt werden, denn sicherlich werden sich die edlen Ritter draußen nicht abschrecken lassen, das so gut und mit vielen Kosten vorbereitete Unternehmen weiter zu verfolgen... Daß den Kerl, den Barthels, die Begierde anwandeln muß, sein sprödes Lieb erst stäupen zu sehen, bevor er den edlen Herren Eure Verwilligung brachte! Nun liegt er da

draußen; wie leicht kann das Pergament gefunden werden, das uns den Strang bringen würde, während die Ritter nicht wissen, wie sie mit Euch d'ran sind!... Doch wie gesagt, das Schwatzen nutzt zu Nichts; entweder — oder — sage ich!"

„Das war von vornherein auch meine Meinung," sagte Köckeritz. „Nichts bleibt uns weiter, als entweder Du, oder der Meister Trautmann sucht noch in dieser Nacht aus der Stadt zu kommen, nimmt aus dem Wammse des Todten die Schrift wegen meiner Besitzung Schönwalde, und eilt damit zu den Rittern, daß diese wissen, wie sie dran sind... Wenn ich hier in der Stadt für das Unternehmen thätig sein soll, kann ich doch nicht selber hinaus, denn man würde mich nachher nicht wieder einlassen. Einem Fremden dürfen wir uns auch nicht anvertrauen, also muß es schon Einer von Euch Beiden thun..."

„Ich für meinen Theil bedanke mich schönstens für solchen Auftrag!" rief der Kronenwirth aus. „Hab's schon von vornherein gesagt, daß ich mit der ganzen Sache nichts zu schaffen haben will, — und nun soll ich gar bei nächtlicher Weile Einem von der Pest Gefallenen ein Stück Pergament aus den Kleidern ziehen und damit unter die Stellmeiser gehen!... Nein, da sucht Euch immerhin einen Andern; ich tauge nichts dazu!"

„So werde ich's wohl unternehmen müssen," begann Dietrich wieder; „zumal dieser dickwanstige Hasenfuß hier doch durch seine Dummheit Alles verderben könnte, wenn er auch wirklich so viel Muth zusammenraffen könnte, den leich-

ten Auftrag zu vollführen . . . So mag's denn drum sein; ich werd's thun. Gar gern gehe ich zwar nicht weg aus der Stadt; indessen, werde schon wieder hereinkommen."

Er stand bei diesen Worten auf und schickte sich an, sein Geschäft zu beginnen.

„Bringt mir ja Bescheid mit von meinen edlen Freunden, wie ich ihnen nun am Besten dienen kann," erinnerte Köckeritz. „Du weißt, daß die Sachen hier in der Stadt ganz anders stehen, als zu der Zeit, da sie Dich hersandten."

„Freilich habt Ihr den Valentin, auf den wir am meisten rechneten, über Seite gebracht," erwiederte Dietrich; „doch werdet Ihr ziemlich Dasselbe thun können, wenn Ihr die bei dem ersten Lärmen herbeieilenden Bürger und Söldner irre macht, mit wem sie's eigentlich zu thun haben. Ihr sammelt deren so Viele, als Ihr vermögt, — sie werden einem Ritter, der ihr Anführer sein will, gern folgen — und führt sie dann in unsere Schwerter. Dies mögt Ihr Euch merken, wenn ich verhindert sein sollte, wieder in die Stadt zu kommen . . . Du, Trautmann, weißt auch, was Deines Amtes ist. Sobald Du das Geschrei vernimmst, und ich nicht da bin, läßt Du den rothen Hahn lustig flattern; kannst meinetwegen mit Deinen eigenen vier Wänden den Anfang machen, denn Hanf, Schwefel und Pech ist nachgerade genug in Deinem Hause. Unterläßt Du's, so wundere Dich nicht, wenn wir Dich an Deinem eigenen Giebel aufhängen. Denke nur an die reiche Beute, und es wird Dir nicht gar zu schwer werden, zumal bei

dem allgemeinen Schrecken; wenn's nichts Leichtes wäre, hätte ichs Dir sicher nicht aufgetragen. Geht die Sache schief, so heißt's so wie so: mit gefangen, mit gehangen. Und selbst wenn Du Verrath üben solltest, wird's Dir schlecht ergehen, denn wir Alle würden gegen Dich zeugen; und Deine Geschichten von früher — —"

„Kannst Du nimmer Deinen Argwohn gegen den Freund lassen? fiel Trautmann dem Sprechenden ängstlich in die Rede. „Wenn ich auch nicht zu was Großem und Gefährlichem tauge, so kann ich doch Geringeres vollführen, bei dem nicht so viel Gefahr ist. Ihr sollt zufrieden sein!"

„Hoffen's auch!" entgegnete der Stellmeiser, der sich unterdessen in einen Mantel gehüllt und das Licht in einer Blendleuchte angezündet hatte, die er bequem unter den Falten des weiten Mantels verbergen konnte. Seinen langen Dolch steckte er, zum Stoße bereit, in den Gürtel.

„Jetzt noch einen guten Trunk, Kronenwirth," setzte er hinzu; „und dann werde ich's vollführen in drei Teufels Namen!"

„Vergiß auch die Strickleiter nicht," erinnerte Trautmann, das Verlangte bringend.

„Die habe ich schon unter dem Mantel," erwiederte Dietrich. — Noch einmal schärfte er seinen beiden Gefährten Wachsamkeit, Vorsicht und Muth ein, und verließ dann leise und behutsam das Haus.

Unten war Alles todtenstill; Nichts regte sich in den Gassen. Er schlug den Weg nach dem Spandower Thore ein, hütete sich jedoch, diesem zu nahe zu kommen, sondern bog vorher von

demselben ab und schlich an der Stadtmauer entlang. An einer Stelle, wo der Zahn der Zeit einige Ziegel oben losgelöst hatte, und welche ihm vom Kronenwirth genau bezeichnet war, schlang er die Strickleiter geschickt um die durch das Fehlen der Steine entstandenen Unebenheiten, schwang sich hinauf, zog die Strickleiter nach und klimmte auf derselben an der Außenseite der Stadtmauer hinunter, welche ein kaum fußbreiter Raum von dem breiten und tiefen Stadtgraben trennte. Auf diesem gefährlichen Pfade schlich er fort bis zur aufgezogenen Zugbrücke, die dicht am Thore, doch außerhalb desselben sich befand. Hier erklimmte er wieder den aufgezogenen Zug, befestigte an demselben das eine Ende der Strickleiter, und warf das andere Ende vorsichtig und leise so lange der pallisadenartigen Einfassung des jenseitigen Theiles der Brücke zu, bis es sich ebenfalls um mehrere der Einfassungsstäbe geschlungen hatte. Als er überzeugt war, daß die vom Winde bewegte hanfene Brücke seine Last zu tragen vermochte, ließ er seinen Körper hinab und hielt sich nur mit beiden Händen an der Strickleiter fest, so daß er frei zwischen dieser und dem Wasser schwebte; die Blendleuchte hatte er vorher am Gürtel befestigt. Mit der einen Hand eine Spanne weiter greifend, während er mit der andern sich festhielt, gelang es ihm endlich, nach unsäglicher, übermenschlicher Anstrengung, das andere Ende der Brücke zu erreichen. Jetzt war er außerhalb der Stadt im Freien.

Nach kurzer Erholungsrast setzte er seinen

Weg fort, der Stelle zu, wo Barthels Leiche liegen mußte. Bald hatte er diese gefunden. Ein kalter Schauer überlief seinen verhärteten Körper, als er den Todten beim Schein seiner Leuchte betrachtete und gewahr ward, daß er diesen umwenden müsse, wenn er das Pergament aus dessen Wammse nehmen wollte. Doch das Bewußtsein der Nothwendigkeit und der reichlich genossene Wein halfen ihm, das Entsetzen zu überwinden; überzeugt, zu dieser Stunde und in dieser Gegend von Niemand gesehen zu werden, bückte er sich hernieder, setzte die Leuchte frei neben sich, und machte sich daran, den starren und steifen Körper umzuwenden.

Noch war er hiermit beschäftigt, als sein scharf lauschendes Ohr plötzlich den Schall menschlicher Schritte vernahm, welche vom freien Felde herzukommen schienen. Schnell barg er die Leuchte wieder unter seinem Mantel und hielt den Athem an.

„Heda, guter Freund, warum macht Ihr Euch denn unsichtbar?" ertönte jetzt eine Stimme. „Habt nichts von uns zu fürchten; wir sind nur Verirrte, die Ihr gegen Geld und gute Worte auf den richtigen Weg bringen sollt!"

„Verflucht, man hat mich schon gesehen!" rief Dietrich leise. „Wenn man mich bei dem Todten findet, erregt das Verdacht, und ich bin verloren. Zudem scheinen's den Schritten nach auch ihrer Zwei zu sein! . . ."

Er versuchte es, kriechend sich von der Stelle zu entfernen, während die Stimme ihm nochmals beruhigend zurief. Wenn auch bisher Alles gut

gegangen war, so wollte es jetzt sein Mißgeschick, daß ein starker Windstoß seinen Mantel emporwarf und die unter demselben verborgene Leuchte ihren hellen Schein leuchten ließ und so ihn abermals verrathen mußte.

„Der Kerl will sich aus dem Staube machen!“ rief die Stimme wieder. „Holla! da steckt sicher was dahinter, das wir untersuchen müssen!“

Zugleich hörte Dietrich zwei Männer mit schnellen Schritten auf sich zukommen. Er wollte sich aufraffen, um sein Heil in der Flucht zu suchen, verwickelte sich aber mit den Füßen in seinen Mantel und stürzte wieder nieder. Im nächsten Augenblicke fühlte er seinen Arm, der eben den Dolch erfassen sollte, von einer kräftigen Faust gepackt, die ihn unsanft vom Boden aufriß. Ein zweiter Mann, in dem er zu seinem Schrecken einen Stadtsöldner erkannte, nahm die Leuchte auf.

„Warum verkriecht Ihr Euch, wenn ehrliche Leute Euch ansprechen?“ fragte Der, welcher ihn gefaßt hatte, eine kleine, zwergartige Gestalt, der nichtsdestoweniger große Körperkräfte zu besitzen schien.

Dietrich hielt es für's Gerathenste, sich aufs Bitten zu legen. „Wollet es einem armen, furchtsamen, aber ehrlichen Handelsmann nicht so übel anrechnen, wenn der Schreck über Euren plötzlichen Anruf ihn etwas Anderes in Euch vermuthen ließ,“ sagte er demüthig. „Ihr werdet wissen, was am Morgen auf dieser Stelle geschehen ist. Als die Pest so plötzlich ausbrach,

mußte ich meinen Karren mit Tuchen hier stehen lassen; kaum daß ich noch die Rosse lossträngen konnte, um dem Verderben zu entrinnen. Jetzt habe ich mich heimlich aus der Stadt gestohlen, um ein auf dem Wagen verborgenes Kleinod zu holen, welches sonst Strauchdiebe finden könnten. Ich bitte Euch daher inständigst, laßt mich in Ruhe und Frieden meines Weges ziehen."

Inzwischen hatte der Stadtsöldner beim Scheine der Leuchte den Sprechenden forschend betrachtet. „Der Kerl sieht selber aus, wie ein Strauchdieb," sagte er jetzt zu seinem Gefährten; „ich halte es für meine Pflicht, die Sache ein Wenig näher zu besehen. Vorerst aber werde ich mir erlauben, mich des langen Dolches im Gürtel zu bemächtigen; ein ruhiger und friedlicher Handelsmann braucht nicht so gefährliches Spielzeug."

„Muß sich in so unsicheren Zeiten nicht Jeder vorsehen?" wandte Dietrich ein, der nicht hindern konnte, daß der Stadtsöldner ihm den Dolch aus dem Gürtel zog.

„Ich kenne diese Art von Dolchen zu gut, Freund, um mich irre machen zu lassen," sagte der Stadtsöldner, die Klinge prüfend. „Mit Dir ist's nicht ganz richtig. Fort jetzt, und führe uns zu Deinem Karren, damit wir die Wahrheit Deiner Worte prüfen. So Du aber Miene machst, zu entfliehen, sitzt Dir im nächsten Augenblicke Dein Dolch in den Rippen, wonach Du Dich zu achten!"

Inzwischen hatte auch der Andere das Ge-

sicht seines Gefangenen genau betrachtet. „Den Kerl kenne ich," sagte er jetzt. „Schon vor Jahren war er zum Galgen verdammt, aber es gelang ihm, zu entspringen. Nun, jetzt soll er nicht entkommen!"

„Ihr irrt Euch wahrlich, lieber Herr!" behauptete der Stellmeiser. „Ich bin ein schlichter Handelsmann, und noch nie in Berlin gewesen. Unfern von hier steht mein Karren, da mögt Ich Euch überzeugen."

„Vorwärts denn!" befahl der Stadtsöldner. „Wir wollen schon dahinter kommen, was mit Euch ist!"

Wirklich stand der Karren mit den Tuchen noch auf derselben Stelle, wie am vergangenen Morgen; Niemand hatte sich in dem allgemeinen Schrecken weiter um ihn bekümmert.

„Suche jetzt Dein Kleinod!" gebot der Stadtsöldner wieder. „Wehe Dir, wenn Du uns belogen!"

„Es muß schon gestohlen sein," sagte Dietrich nach einigem scheuen, oberflächlichen Suchen, „es war nicht gerade so sehr versteckt, als daß ich's jetzt nicht finden sollte. Sagt mir jetzt, welchen Weg ich Euch zeigen soll, und laßt mich dann in Ruhe und Frieden meine Straße wandeln. Ich will wieder dahin, woher ich gekommen, denn in die Stadt kann ich nicht wieder zurück, da wegen der Pest die Thore fest verschlossen sind, damit die Seuche nicht auch in ihren Mauern ausbreche. Habe ich erst wieder Rosse, hole ich mir den Karren wohl gelegentlich nach.

„Seid Ihr Eurer Sache gewiß, daß dieser Kerl der zum Galgen verdammte Strauchdieb ist?“ fragte der Stadtsöldner den Andern, mit dem er gekommen. „Es muß vor meiner Zeit gewesen sein, denn ich weiß nichts von der Geschichte.“

„Möglich wär's allerdings, daß ich mich irrte,“ entgegnete dieser, „denn etwas lange ist's freilich her, obgleich man derlei Gesichter nicht so leicht vergißt. Er soll uns daher sagen, wo wir uns eigentlich jetzt befinden, da man in der dichten Finsterniß nicht die Hand vor den Augen erkennen kann, und mag dann laufen; er wird dem Galgen, wenn er für ihn einmal bestimmt gewesen, nicht entgehen.“

„So mag's drum sein,“ stimmte der Stadtsöldner bei.

„Habt Dank für Eure große Güte, werthe Herren!“ sprach Dietrich froh. „Wißt denn, Ihr befindet Euch auf dem Platze dicht an dem Spandower Thore, wo die Pest ausbrach in dem Augenblicke, als die Stäupung der Anna Sträuber, des Thürmers Tochter, beginnen sollte — —“

„Was faselt der Kerl!“ rief der Stadtsöldner bei diesen Worten aus, während seinem ungestaltenen Gefährten der Ausruf auf den Lippen erstarb. Die Jungfer Anna Sträuber, die Schwester von dem Rottmeister, wäre gestäupt worden — —“

„Wißt Ihr Das nicht?“ fragte Dietrich, der verwunderungsvoll beim Scheine der Leuchte den Eindruck gewahrte, den seine Erzählung auf

die Beiden gemacht. „Die ganze Stadt hat's ja gewußt und war zugegen, als es hier geschehen sollte, aber durch den Ausbruch der Pest verhindert wurde."

„So ist es also noch nicht geschehen?" fragte der Begleiter des Stadtsöldners aufathmend. „Sprecht schnell, Mensch, wo ist die Jungfrau jetzt?"

„Wahrscheinlich hat sie das Weite gesucht, denn in der Stadt hat man sie nicht wieder zurückgebracht," entgegnete der Stellmeister.

„Erzähle uns den Zusammenhang der Geschichte," gebot der Stadtsöldner. „Doch wehe Dir, wenn Du ein Haar breit von der Wahrheit abweichst!"

Dietrich glaubte am Besten zu thun, wenn er seinen Bericht eben so brachte, wie in der Stadt das Gerede ging. Zum Schlusse erzählte er die Begebenheiten auf dem Platze vor dem Thore, wie sie wirklich sich ereignet, indem er hoffte, durch die Schrecken des Ortes, den dieser für die beiden gespannt Zuhörenden haben mußte, sich der unwillkommenen und störenden Zeugen zu entledigen. Doch hatte er sich hierin verrechnet, denn kaltblütig gebot ihm der Stadtsöldner, sie zu der Leiche des Rottmeister Barthels zu führen, während dessen Begleiter nur mit Anna's Schicksal beschäftigt schien, wie aus dessen halblauten, abgebrochenen Reden hervorging.

Der Stadtsöldner betrachtete beim Schein der Leuchte einige Augenblicke das Antlitz des Todten. „Er ist's wirklich!" sagte er dann; „ich erkenne ihn, trotz der verzerrten Züge. Aber

wie mags nur gekommen sein, daß er nicht in den Amtskleidern auf diesem Platze war?!"

Dietrich zuckte als Zeichen seiner Unwissenheit bei dieser Frage die Achseln. Schon wollte der Söldner sich wegwenden, als er aus einer Tasche seines ehemaligen Vorgesetzten ein kleines Päckchen ragen sahe, welches unter dem Mantel verborgen gewesen war, den er mit dem Fuße auseinander geschlagen hatte, um besser zu prüfen, ob auch nicht etwas Anderes die Ursache des Todes gewesen sei. Er hätte seine Entdeckung vielleicht ganz unbeachtet gelassen, wenn er nicht zu gleicher Zeit bemerkt hätte, daß der vermeintliche Handelsmann ebenfalls das Päckchen gesehen, und sich, als wolle er den Mantel wieder über den Todten zusammenschlagen, desselben heimlich zu bemächtigen suchte. Schnell stieß er diesen zurück und nahm das Päckchen selbst aus der Tasche des Rottmeisters.

„Wagst Du es, eine Leiche zu berauben, Bursche?" fuhr er den Stellmeiser an. „Ist das etwa so Sitte bei friedlichen Handelsleuten?..."

„Mit Vergunst, Herr," entgegnete Dietrich, schnell gefaßt, „das Päckchen enthält eben das Kleinod, welches ich auf dem Karren vergeblich suchte. Gewiß hat mir's der Schurke vorher gestohlen. Ich bitte Euch, gebt mir mein rechtmäßiges Eigenthum zurück!"

„Ei, da werden wir ja gleich sehen, welche Bewandtniß es mit Deiner Aussage hat," erwiederte der Stadtsöldner. „Sage an, was enthält dies Päckchen?... Wenn's Dein Eigen-

thum ist, so mußt Du ja auch wissen, was drinnen ist!" setzte er nach einer Pause hinzu, als Dietrich unentschlossen zu zögern schien.

„Es ist weiter nichts, als die Urkunde einer Schuldforderung, die aber mein ganzes Hab' und Gut ist," betheuerte Dietrich jetzt. „Ueberzeugt Euch durchs Gefühl, daß unter dem Linnenumschlag nur eitel Pergament ist, und öffnet es nicht hier, wo Ihr Siegel und Unterschrift leicht verletzen und dadurch die Urkunde werthlos machen könnt. Ich bitte Euch, gebt her!"

„Auf wen ist denn die Schuldverschreibung ausgestellt?" fragte der Stadtsöldner weiter.

„Auf den edlen Herrn von Köckeritz auf Schönwalde," erwiederte Dietrich unbedenklich. „Wenn Ihr mir erlaubt, den Umschlag zu öffnen, so will ich Euch Siegel und Unterschrift des Ritters zeigen."

„Auf den Köckeritz also!" sagte der Söldner mit besonderer Betonung. „Hört, die Sache wird sich bald ausweisen. Zwar kann ich nicht lesen, und mein Begleiter hier wird auch nicht so gelehrt sein; aber hier in der Nähe ist Jemand, der's sicher versteht, und ist Eure Angabe richtig, so mögt Ihr ruhig Eures Weges ziehen. Von dieser meiner Forderung aber weiche ich kein Haar breit ab. Kommt denn!"

„Es wird gut sein, wenn wir noch nichts von der Unglücksgeschichte mit der Anna verlauten lassen," sagte jetzt der Begleiter des Stadtsöldners zu diesem. „Bei Mutter Wanka wollen wir zuförderst nähere Kunde einziehen;

sie wird uns überhaupt mit Rath und That beistehen."

„Ihr habt ganz Recht," erwiederte der Söldner. „Ueberhaupt werden sie's Beide noch leider zu früh erfahren. Der arme Herr Sträuber, er würde jetzt den Augenblick nicht überleben, der ihm so traurige Nachricht brächte."

„Geduld, Geduld, Freund!" sagte der Andere wieder. „So Gott will, soll sich seine Trauer bald wenden, denn wenn der von der alten Wanka gesendete Bote wahr gesprochen, — wenn das Fräulein — —"

Er hielt inne, als fürchte er, zu viel gesprochen zu haben. Mit mißtrauischem Blicke betrachtete er den vermeintlichen Handelsmann, der nicht von der Seite des Söldners weichen durfte, und sagte zu Letzterem:

„Thut mir den Gefallen, Freund, und laßt den Kerl jetzt laufen. Hat er gerechte Sache, so mag er sich morgen Abend bei anbrechender Dunkelheit an diesem Orte wieder einfinden und die Urkunde in Empfang nehmen. Hat er aber Schelmerei im Sinne gehabt — nun, was schiert's uns; er wird seiner Strafe auch ohne uns nicht entlaufen."

„Wenn Ihr meint, daß es so besser ist," entgegnete der Söldner, „so habe ich nichts dagegen... Habt Ihr verstanden, Mensch? wandte er sich dann an Dietrich. „Ihr sollt Euch morgen Abend wieder auf derselben Stelle einfinden, um Eure Urkunde in Empfang zu nehmen. Mit ehrlichen Leuten habt Ihrs zu thun, das seht Ihr an meiner Amtstracht, und damit Ihr noch

mehr wißt: ich bin der Stadtsöldner Mengler, an den Ihr Euch zu halten habt wegen Eures Eigenthums, wenns sich nach Eurer Behauptung verhalten sollte. Jetzt geht, und laßt es Euch nicht einfallen, zu forschen, wohin wir gehen; sonst — —"

Eine drohende Geberde ergänzte den nicht vollendeten Satz, und Dietrich, herzlich froh, seinen Peinigern zu entrinnen, machte sich flugs auf den Weg. Was ging es ihn an, wenn Köckeritz durch seine Urkunde verrathen zu werden drohte; war er doch außer Gefahr. —

„Wenn der Bursche ein gut Gewissen hätte, würde er nicht so eilig sich aus dem Staube machen," sagte Mengler jetzt zu seinem Begleiter, der ihm schon um einige Schritte vorauf war. „Doch Ihr hattet Recht, was geht's uns an! — Mir fiel's nur auf, als er des Köckeritz erwähnte, denn dem traue ich nicht sonderlich Gutes zu. Nun, der Junker und der arme Rottmeister können lesen; ist dies hier wirklich nur eine Schuldverschreibung des sauberen Ritters, so soll sie schon wieder in die rechten Hände kommen. Aber neugierig bin ich doch, was d'rauf steht."

Der Andere eilte inzwischen immer weiter durch die Felder, so daß der schwerfällige Söldner kaum zu folgen vermochte. Endlich sahe man einen Frachtkarren vor sich, der mitten auf dem Felde hielt, und dessen Bespannung ermattet am Erdboden lag, ohne Futter.

„Seid Ihr da, junger Herr?" rief Menglers Begleiter mit gedämpfter Stimme.

„Ja wohl," entgegnete eine Stimme aus dem Karren. „Eure Leuchte, die Ihr mitbringt, zeigte mir Eure Ankunft schon von ferne, und da ich daraus vermuthete, daß Ihr uns ein sicheres Obdach für diese Nacht geschafft, so erquickte ich unsern Verwundeten mit den letzten Tropfen Eures Weines . . ."

„Wir sind nur einen guten Bogenschuß von Berlin entfernt," sagte Mengler jetzt, während sein Begleiter in den Karren stieg. „Wie man sich doch bei Nacht und Nebel, zumal wenn man schon vorher jeden gebahnten Weg sorglich gemieden hat, sich irren kann!"

Er stieg ebenfalls in den Karren, wo er einem in demselben befindlichen jungen Mann, dessen Kleidung einen hohen Stand andeutete, das eben Erlebte umständlich berichtete, wobei er sich nur hin und wieder durch ein leises Stöhnen unterbrechen ließ, welches vom Hintergrunde des Karrens her ertönte. Doch ließ er kein Wörtlein von dem Geschicke der Thürmerstochter fallen.

Sein Begleiter von vorhin hatte inzwischen die Pferde angetrieben und die Zügel zur Hand genommen. Er lenkte den Karren der Richtung zu, wo die wendischen Hütten vor dem Oderberger Thore belegen waren.

10.

Es war am Abende des Tages, welcher den im vorigen Abschnitte erzählten Begebenheiten folgte, als Martin, der Gehülfe des Thürmers, durch das bekannte Zeichen Einlaß in den Thurm von St. Marien begehrte. Der wendische Bursche,

welcher während seiner Abwesenheit dem alten Sträuber zur Hand gegangen war, kam alsbald herab und öffnete die Pforte.

„Wie ergeht es dem armen Herrn?" fragte Martin den Knaben, indem er eintrat.

„Ach, leider gar traurig," erwiederte dieser; „das Herz im Leibe möchte sich Einem umkehren, wenn man ihn sieht, wie er so dasitzt, den Kopf mit den Händen gestützt, und dann und wann verstohlen eine Thräne abwischend, wenn er meint, er sei allein. Merkt er's aber, daß man's gesehen hat, so wird er unwirsch und fährt Einen so hart und rauh an, als hätte man ihm wer weiß was angethan ... Doch Ihr wißt vielleicht noch gar nicht, welch schweres Herzeleid ihm in diesen Tagen widerfahren?"...

„Ich weiß Alles," entgegnete Martin, die Stiegen hinaufschreitend. „Sage, ist der Herr schon zur Nachtruhe gegangen?"

„Daran hat er in dieser Unglückszeit noch nicht gedacht," berichtete der Knabe. „Wenn ich ihn erinnerte, daß es Schlafenszeit für ihn sei und ich die Wacht hätte, schickte er mich barsch hinaus. Auch jetzt sitzt er noch an derselben Stelle, wo er gerade weilte, als ihm der geschwätzige Kirchendiener die Schreckensmähr hinterbrachte. Fast scheint es, als gräme er sich nicht so sehr wegen des Sohnes, den die vermaledeiten Stellmeiser erschlagen, als vielmehr — — Doch Ihr wißt wohl, was ich meine; es ist gar zu traurig, davon zu sprechen."

Martin erwiederte nichts; in düsterem Schweigen langten Beide oben an.

„Ich werde nun nicht wieder aus der Stadt kommen können, da die Thore der Seuche wegen gesperrt sind —" begann hier der Knabe wieder.

„Du mußt auch noch ferner auf dem Thurme bleiben," unterbrach ihn Martin. „Ich bin nur gekommen, um nach dem Herrn zu sehen, und gehe noch in dieser Nacht wieder fort."

„Aber wie mögt Ihr nur hereingekommen sein — und wie wollt Ihr es anfangen, wieder aus der Stadt zu gelangen?" fragte der Knabe neugierig.

Martin bedeutete ihm, zu schweigen, und öffnete leise die Thür zum Gemach des Thürmers.

Der Knabe hatte wahrlich nicht übertrieben in Dem, was er vom alten Sträuber gesagt. Da saß er im Lehnstuhle, der arme, so schwer heimgesuchte Mann; seine Gestalt, vor wenig Tagen noch so stolz und trotzig aufgerichtet, war siech und welk worden durch das Uebermaaß des Jammers, der sein graues Haupt so jäh getroffen; das Feuer seines lebhaften Auges war erloschen in den ungewohnten heißen Thränen, die selbst sein eiserner Wille nicht zurückzuhalten vermocht hatte, und neue, tiefere Furchen hatte der nagende Schmerz auf der hohen Stirn gezogen. Einen flüchtigen, brennenden Blick richtete er auf den Eintretenden; dann sah er starr vor sich nieder und summte leise und in abgebrochenen Sätzen die Melodie eines Liedes, zu welcher er auf den Seitenlehnen des Stuhles mit den Fingern den Takt trommelte. Sein ganzes Wesen zeugte von

einem, dem Kummer und Gram, mit dem er so lange gekämpft, endlich erlegenen Geiste.

Martin wäre schier in lautes Wehklagen ausgebrochen, als er seinen armen Herrn so vor sich sahe; nur schwer vermochte er sich so weit zu fassen, um mit zitternder Stimme den gewohnten Gruß zu stammeln. Der Thürmer erwiederte denselben durch eine stumme Bewegung des Hauptes.

Erst nach einer längeren Pause wagte der redliche Diener die im Gemach herrschende Stille zu unterbrechen. Er bat seinen Herrn, sich die Ruhe zu gönnen, deren er so sehr bedürftig schien.

„Ruhe?!" unterbrach ihn Sträuber mit bitterem Lächeln. „Wo sollte ich die anders finden, als im Grabe! — Dort unten nur kann mir Ruhe werden, wo die Verwesung, barmherziger als Gott und Menschen, aller Qual dieses Erdenlebens durch ihre Umarmung ein Ende macht!"

„O, sprecht nicht also, lieber Herr!" bat Martin wieder. „Bedenkt, daß alles Leid sich wenden kann zur Freude, wie denn auch Gott Keinem mehr auferlegt, als er zu tragen vermag."

„Kennst Du mein Leid, Bursche und vermagst dennoch von Freude zu sprechen?" fuhr der Thürmer auf. Doch plötzlich, als besinne er sich eines Anderen, setzte er hastig hinzu: „Aber nein, nein; ich gräme mich ja nicht! Weshalb sollte ich auch?" . . .

„O Herr, verleugnet Euren Schmerz nicht," entgegnete Martin. „Ihr habt Euch dessen wahrlich nicht zu schämen, denn tiefe Ursach habt Ihr

dazu. Drum aber bitte ich Euch, schüttet Euer Herz aus vor dem treuen Diener, daß es sich entledige des bittern Harmes und Ihr so geneigter werdet, meinen Worten Euer Ohr zu leihen... Bin ich doch jetzt der Einzige, Nächste, dem Ihr Euch anvertrauen könnt."

Der Thürmer sah ihn mit wehmüthig freundlichem Blicke an. „Glaub's wohl, daß Du jetzt auf Gottes weiter Erde der Einzige sein magst, der Theil an mir nimmt," sagte er; „denn ein wackerer Bursche warst Du von jeher. Doch sprich: hast Du mir Etwas zu sagen? Mir schien's, als deutete Deine Rede darauf hin."

„So ist's, mein guter, lieber Herr," sprach Martin mit gerührter Stimme. „Ich habe eine Bitte an Euch zu richten, von deren Erfüllung Leben und Tod abhängen kann."

„So sprich, wenn Du meinst, daß ich's gewähren kann," sagte Sträuber. „Wenn man selber unglücklich ist, dients ordentlich zum Trost, Andern helfen zu können."

„O, ich wußte wohl, daß das schwere Geschick Euer edles Herz nicht verhärtet haben würde!" rief Martin in freudiger Bewegung. „Sicherlich könnt und werdet Ihr meine Bitte erfüllen, wenn ich's auch nicht gerade bin, für den ich Euch flehe."

„Du sprichst von einem Andern?" sagte der Thürmer finster. „Wen könnte es noch außer Dir geben in der Welt, der sich um mich kümmerte?!..."

„O Herr," rief Martin schluchzend, „wie

mögt Ihr also sprechen! . . . Gedenkt Ihr denn nicht Eurer Tochter — —"

„Ha! soll's da hinaus?!" rief Sträuber wild, während seine Augen zornig blitzten und er heftig vom Sessel auffuhr. „Das war vergebene Mühe, Bursche; und wenn Du willst, daß wir Freunde bleiben, so wage es nie mehr, mich daran zu erinnern, weder im Guten noch im Bösen!"

„Herr, Herr, laßt den bösen Geist nicht Ueberhand über Euch gewinnen!" rief Martin wieder, zu den Füßen des Thürmers stürzend und diese mit seinen Armen umklammernd. „Wollt Ihr Euer Kind umkommen lassen in Verzweiflung und Jammer, wenn ein winzig Wörtlein von Euch es retten kann?! Nur sagen sollt Ihr, daß Ihr Anna verziehen habt; aber zögert nicht damit, denn leicht möglich ist's, daß ihr schon morgen vor dem Throne des himmlischen Vaters und des gerechtesten Richters zu Theil wird, um was sie den leiblichen Vater in der Stunde der letzten Noth vergebens gefleht! . . . Seht, bei der alten Mutter Wanka liegt sie auf dem Krankenlager, ein hitziges Fieber durchglüht ihren Körper und verwirrt ihre Sinne; aber inmitten der wilden Träume, welche die Krankheit durch ihr gemartertes Gehirn jagt, behält der Gedanke an Euch die Oberhand. Beständig steht Ihr vor ihrer Seele, und gar herzzerreißend ist's anzuhören, wenn sie Euch flehentlich bittet, Euren Fluch, von dem sie sich getroffen wähnt, zu wenden und in Segen zu kehren, des Kindes wegen, das unter ihrem Herzen ruht — —"

„Ha, woran erinnerst Du mich!" rief Sträuber, der sich bisher vergebens gemüht, von dem Diener los und zu Worte zu kommen. „Wahrlich, dieser Mahnung bedurfte es, um die in mir aufsteigende Schwachheit wieder zu besiegen... Ihr Kind — ha, wessen Kind ist's! Schon dieser eine Gedanke macht mich rasend!..."

„So wollt Ihr nicht Eurem Kinde den letzten Trost gönnen?!" sprach Martin wieder, als die Erregtheit des Thürmers diesen nicht weiter reden ließ. „O, könntet Ihr sie nur einmal sehen, wie sie daliegt in ihrer Krankheit; ihr irrendes Auge sucht das Eure, ihre zitternden Lippen stammeln Euren Namen, ihre matten Arme strecken sich aus nach Euch, wenn sie Euch zu sehen wähnt, und mit Worten, die nicht zu beschreiben, fleht sie Euch an um Verzeihung — wahrlich, wär's nur blos ein Fremder, ja, wär's selbst Euer Todfeind, Ihr könntet nicht so hart bleiben bei diesem Anblick, Ihr würdet vergebend und segnend die Hand nach ihm ausstrecken. Wollt Ihr nun gegen Euer Kind so grausam sein?!... O, ich sehe es Euch an, Ihr werdet weich; Ihr könnt, Ihr dürft nicht widerstehen! Sprecht nur ein Wort, und ich eile hinaus. Wenns dann nicht anders sein kann, sollt Ihr nie wieder von Anna hören; nur jetzt sprecht das Verzeihungswort aus, daß ich's ihr bringen kann, bevor des Todes Hand Euer Kind hinwegnimmt. Nicht eher gehe ich von dannen, bis Ihr mir gewillfahrt habt. O Gott, wenn es dann schon zu spät wäre!..."

Sträuber war sichtlich erschüttert durch sei-

nes Dieners beredte Worte. Er warf sich nieder in den Lehnstuhl, und eine große Thräne rollte über die Hand, mit der er sein Haupt stützte.

„Du weißt nicht, um was Du bittest, Martin," sprach er nach einer Pause, während welcher dieser den flehenden Blick nicht von ihm abgelassen hatte. „Ich habe ja keine Kinder mehr — was gehen mich die Fremden an; sie mögen sehen, wie sie in der Sterbestunde mit ihrem Gewissen und mit dem Richter dort oben fertig werden, ich habe keine Trostworte für sie . . ."

Martin trat dicht heran zu dem Thürmer. „Ihr habt keine Kinder mehr?!" sprach er mit tiefem Ernst. „Herr, Herr — o besinnet Euch! . . . Es könnte eine Stunde kommen, wo Eure matten Arme sich vergebens nach Euren Kindern ausstrecken werden, wo Euer halbgebrochenes Auge sich an ihrem Anblicke weiden möchte, und Euer Herz nicht sterben kann, ohne sie gesegnet und sie um Verzeihung gebeten zu haben; dann, Herr, würde eine Donnerstimme, die Stimme Eures Gewissens, Euch zurufen: — Du hast keine Kinder mehr!!"

„Martin!!" fuhr der Thürmer auf, und Zorn und Schmerz belebten seine Augen mit mattem Glanze; „Du wagst, mich meistern zu wollen? Wer bist Du und wer bin ich, daß Du so mit mir reden darfst!"

„Ihr seid mein gütiger Herr, und ich bin Euer treuer Diener," entgegnete Martin; „und eben weil ich das bin, mußte ich Euch sagen, wie großen Frevel Ihr begehet, wenn Ihr Euch

Eures Kindes entäußert. Bin ich doch der Einzige auf der weiten Erde, der's Euch sagen kann ... Ich bitte Euch, Herr, weiset meine mahnende Stimme nicht trotzig ab, sie kommt wahrlich aus treuem Freundesherzen; sagt nicht ferner, Ihr hättet keine Kinder mehr!"

Abermals trat nach diesen Worten ein Schweigen ein, welches der Thürmer erst nach längerer Pause unterbrach.

„Höre mir zu, Martin," begann er in ernstem, doch milderem Tone; „ich will mich rechtfertigen gegen Dich, da Du meinst, ich beginge schweren Frevel durch die Behauptung, keine Kinder mehr zu haben... Unterbrich mich nicht; ich spreche jetzt nicht zu Dir, wie der Herr zum Diener, sondern wie der Mensch zum Menschen, da Du, wie Du selber sagst, der Einzige bist, mit dem ich darüber sprechen kann... Siehe, Valentin ist dahin; ich betraure ihn schmerzlich, und dennoch freue ich mich ob seines Todes, es ist ihm Schande und Schmach erspart. Nur von Anna also kann noch die Rede sein — weißt Du wohl, daß sie selber sich von meinem Herzen gerissen hat?! Wäre ihr Buhle der niedrigste Knecht, wahrlich, sie wäre meiner Verzeihung gewiß trotz ihres großen Fehltritts. Doch in dem Augenblicke, wo sie einem Lindstädt ihre Liebe und Gunst schenkte, sagte sie sich freiwillig und mit Vorbedacht los von mir, zerriß sie das Band der Natur, das uns verbunden, sprach sie es aus, nicht mehr mein Kind, nicht mehr Valentins Schwester sein zu wollen — sie ist daher Beides nicht mehr. Was könnte ich also für die

Fremde thun? . . . Um die Wahrheit meiner Worte zu prüfen und einzusehen, sollst Du auch erfahren, welche Bewandtniß es mit mir und den Lindstädt's hat; mag's doch jetzt alle Welt wissen — —"

„Laßt Das jetzt, Herr," unterbrach Martin den Thürmer. „Ich weiß bereits Alles; nicht das Kleinste Eurer Vergangenheit ist mir jetzt mehr verborgen."

„So hat Anna selbst Dir gesagt?" fragte Sträuber sichtlich überrascht. „Nun wohl," fuhr er fort, „wenn Du denn Alles weißt: wie magst Du dann noch ferner von mir verlangen, was doch unmöglich ist?!"

„Eben, weil ich das Alles wußte, drang ich so in Euch," entgegnete Martin. „Herr, Ihr wißt nicht, wie's Alles gekommen und was in jüngster Zeit sich ereignet; leider darf ich Euch jetzt nicht mehr sagen, als daß zwischen dem Gestern und dem Heute ein unermeßliches Meer liegt, und daß durch wahre, aufrichtige Reue auch das schwerste Verbrechen gesühnt wird. — — Doch, die Zeit verrinnt, — vielleicht kehre ich schon zu spät zurück . . . Noch einmal erwägt es, Herr, ob Eure Vaterliebe, ob Euer Haß größer sei — o, vergebens ringt Ihr mit Eurem edlen Herzen — die Liebe ist's, die ihre Macht behauptet . . ."

„Du hast mich ganz weich gemacht, Martin," sagte Sträuber, „und dennoch kann ich nicht thun, was Du von mir verlangst!"

Abermals trat Martin dicht vor den Thürmer. „Hört noch Eins, Herr," sprach er.

„Eure Tochter Anna liegt auf dem Siechbette; sie muß sterben, wenn Ihr ihrer verzweifelnden Seele nicht den Trost gewährt, nach dem sie verlangt: Eure Verzeihung und Euren Seegen. Umsonst ist alle Kunst der alten Wanka, wenn die Kranke nicht im Innern ruhiger wird . . . Ihr begeht einen Mord, Herr, an dem eigenen Kinde, und am Enkel zugleich, wenn Ihr nicht thut, um was ich Euch bitte! . . . Das war mein letztes Wort; ich muß jetzt fort von hier, denn mehr Verrichtungen liegen mir noch ob in dieser Nacht."

Sträuber ging mit heftigen Schritten auf und nieder. „Ich will sie sehen, will hören, was sie mir zu sagen hat, und darnach mein Thun oder Lassen einrichten," sprach er nach kurzer Pause, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen. „Auf, Martin, such' meinen alten Mantel hervor, und mein Barett; es ist lange her, daß ich die Sachen gebraucht."

Einen Augenblick zögerte Martin, und schien zu überlegen, ob er dem Gebot Folge leisten oder seinen Herrn von dem Vorhaben abrathen sollte. Doch ward er schnell mit sich einig; er stieg in ein höher gelegenes Gemach, wo er aus einem alten Schrein Mantel und Barett für seinen Herrn nahm. „Es ist vielleicht das Beste, was er thun konnte," sprach er für sich; „nur ist die größte Vorsicht dabei von nöthen."

Nachdem der Wendenknabe, der jetzt des Thürmers Stelle vertreten sollte, von allen seinen Obliegenheiten aufs Sorgsamste unterrichtet

worden, machte sich Sträuber, durch Martin unterstützt, auf den Weg.

Als sich die Pforte des Thurmes hinter ihnen geschlossen, bemerkte Martin in einiger Entfernung einen Mann, der unsicheren Schrittes dem Thurme zuwankte, und bei dem Anblick der Beiden betroffen stehen blieb.

„Sicher ist dieser Mensch der einzige trunkene Nachtschwärmer in so schwerer Zeit," murmelte Martin für sich. „Hätte nicht gedacht, einem Menschen auf den Gassen zu begegnen, doch wird uns dieser nicht schaden, seine vom Weindunst umnebelten Augen werden uns nicht erkennen."

Eine etwas veränderte Richtung einschlagend, um nicht zu nahe bei dem Fremden vorüber zu kommen, wollte er seinen Herrn so schnell, als es dessen Kräfte gestatteten, der Heiligengeistgasse zu führen, als der Fremde näher zu ihnen trat. Jetzt erst sahe Martin, daß Jener nur mit einem Hauskleide angethan, und auch ohne Kopfbedeckung war; ängstliche Scheu sprach sich in seinem ganzen Wesen aus, obgleich man bei der Finsterniß sein Antlitz nicht erkennen konnte.

„Was wollt Ihr von uns?!" fragte Martin in barschem Tone, als der seltsame Nachtwandler dicht vor ihnen stehen blieb.

„Verzeiht, Ihr Herren," erwiederte der Fremde mit unsicherer Stimme, „mir ist, als wäret Ihr aus dem Thurme gekommen, denn ich hörte die Pforte desselben knarren ... Könntet Ihr mich wohl zum Thürmer führen? Ein Goldgülden ist Euer, wenn Ihr dies vermögt!"

Ehe Martin es zu hindern vermochte, rief

Sträuber: „Ich bin der Thürmer! Was wollt Ihr von mir?!"

„Ihr, Ihr seid Johannes, der Sohn Heinrichs von Wolpersberg?" fragte der Fremde, zagend den Blick auf den Thürmer richtend. „Ja, Du bist's!" fuhr er fort; „es ist Deine Gestalt, selbst Deine Stimme erkenne ich; ja, Du bist Johannes von Wolpersberg! . . ."

„Wer kennt mich hier?!" rief der Thürmer abermals. „Bist Du ein Wesen der Hölle, daß Dir mein Geheimniß offenbar ist? . . ."

„Ich bin Balthasar von Lindstädt," erwiederte der Fremde in klagendem Tone; „und bin meinen Wächtern entsprungen, um fußfällig Deine Verzeihung zu erflehen! . . ."

„Ha, Teufel!" rief der Thürmer; „ist Dir mein Leiden noch nicht groß genug — mußt Du mich auch noch mit Deiner verpestenden Gegenwart quälen?! . . . Fahre zur Hölle, wohin Du gehörst, oder ich zermalme Deinen Kopf mit meinen Füßen!"

„Gnade, Gnade!" stöhnte der Rentmeister, die Kniee seines Vetters umklammernd. „Denk an unsere Kindesfreundschaft, Johannes, wo wir so glücklich waren, und vergiß, welche Vergangenheit seit jenen Tagen und heute hinter uns liegt . . ."

„Vergessen soll ich?!" rief Sträuber hohnlachend. „O, könnte ich's nur," fuhr er mit plötzlich zitternder Stimme fort, „wie so gern wollte ich's thun! Aber heißet dem Strom, zur Quelle zurückzufließen; es wird dies immer noch eher geschehen können, als die Erinnerung aus meiner

Brust zu reißen, so lange ich athme ... Hinweg, ich vermag Dein Begehr nicht zu erfüllen ..."

„Du stößt mich hinweg von Dir, Johannes," sprach der Rentmeister, „und Du hast ein Recht dazu ... Verfluche mich hier auf Erden, verfolge mich mit Deiner Rache, denn bald, glaube ich, wirst Du die Macht dazu haben; — nur das Eine versprich mir: klage mich nicht dereinst vor Gottes Throne an! Hier, hier auf Erden laß mich büßen und leiden; doch wenn ich einst vollendet habe, dann laß mir Verzeihung angedeihen, und gebiete für das Jenseits Deiner Rache Schweigen ... Ich stehe nicht auf von dieser Stelle, Du erhörtest denn mein Flehen!"

„Glaubst Du, mich durch Deine gleißnerischen Worte täuschen zu können?" sagte der Thürmer bitter. „Die Schlange bittet das von ihrem Giftstachel tödtlich verwundete Thier um Verzeihung und Freundschaft, weil sie des Jägers Pfeil auf sich gerichtet sieht — ha, ha, ha! ... Denkst Du, Deine Schandthaten, Deinen schwarzen Verrath auf so leichte Weise ungeschehen zu machen? ..."

Martin war während dieses unvermutheten Zwischenfalls mit sich zu Rathe gegangen, was jetzt zu thun sei. Ein rascher Entschluß war nöthig, sollte nicht durch den lauten Wortwechsel in der Nacht auf dem Markte irgend ein Neugieriger herbeigelockt werden, und dadurch großes Unheil entstehen. Noch ehe der Thürmer seine letzten Worte beendet, ergriff er den knieenden Rentmeister mit kräftigen Armen und zog ihn empor. „Folgt uns, Herr," sagte er zu ihm, „und

gebt weiter keinen Laut von Euch, oder Ihr seid des Todes! . . . Und Ihr, edler Herr," wandte er sich an den Thürmer, „laßt es geschehen, daß der Rentmeister uns begleitet; vertraut meinem Worte, welches Euch versichert, daß Euch dies nicht gereuen soll. Ihr könnt ja doch thun und lassen mit ihm, was Ihr wollt . . . Um des Himmels willen aber beschwöre ich Euch, macht jetzt kein Aufsehen, damit sich nicht noch unberufene und unwillkommene Zeugen anfinden."

„Ich muß mich wohl Deinem Willen fügen, Martin," sagte Sträuber mit einem Seufzer; „bin ich nicht gänzlich in Deiner Gewalt?!"

„Und ich weiche nicht von meines Vetters Seite!" versicherte Lindstädt. „Auch werde ich schweigen, wie das Grab, bis Ihr mir zu reden erlaubt, damit ich nur nicht wieder zur Gefangenschaft zurückkehren muß!"

Schweigend schritten die Drei jetzt unter Martins Führung durch die Gassen und am Tuchmachergarten vorüber dem Ufer des Flusses zu, wo in einem Nachen ein Mann ihrer zu warten schien. Man stieg hinein, und fuhr lautlos durch die Nacht.

11.

Wie im achten Abschnitt berichtet, war Anna in Folge ihrer geistigen und körperlichen Leiden in ein hitziges Fieber verfallen, welches fast beständig von Besinnungslosigkeit begleitet war. Vergebens versuchte die heilkundige Wanka den Sitz der Krankheit im Körper zu finden und diese daraus zu vertreiben; bald ward sie inne,

daß der Wurm, der Anna's früher so blühende Gesundheit gefräßig untergrub und des Mädchens Leben bedrohte, in der Seele der Leidenden sich eingenistet hatte, bis wohin die Macht ihrer Kunst nicht reichte. Das Entsetzen vor des Vaters Fluch und die Furcht, daß dieser das unschuldige Wesen unter ihrem Herzen ebenfalls treffen werde, machten alle angewandten Heilmittel der guten Wendin zu Schanden, da sie wohl den Körper kräftigen, aber nicht die ihn immer wieder mehr zerstörenden Seelenleiden unterdrücken konnte. Stundenlang lag die Unglückliche in wilden Fieberphantasieen, in denen sie verzweifelnd den Vater um Verzeihung und um Schonung ihres Kindes anrief, dem sie schon jetzt mit unbegrenzter Liebe zugethan war, und herzzerschneidend tönten ihre Klagen, wenn sie ihre heißen Bitten zurückgewiesen wähnte. Aber auch die wenigen lichten Augenblicke, die sie hatte, brachten ihr keine Linderung; da war es der Gram, den sie gewaltsam hatte unterdrücken wollen, der an ihrem Herzen zehrte, der Gram um ihr junges Leben, um ihr für immer verlorenes irdisches Glück; — denn wie sehr sich auch der Mensch mit jenem Leben trösten mag: so lange nur ein Fünkchen Lebenskraft noch in seinem Körper ist, wird er stets den Stachel empfinden, den der Verlust irdischen Glückes in seiner Seele zurückläßt.

Am Abende vor jener Nacht, in der Martin das Herz des Thürmers milder zu stimmen versuchte, war es, wo die Kranke aus einem starrkrampfartigen Schlafe erwachte, der sie schon

am gestrigen Tage befallen und der alten Wanka nicht geringe Besorgniß, daneben aber auch einige Hoffnung auf Besserung eingeflößt hatte. Das gute Weib hatte während dieser Zeit nur auf wenige Augenblicke das Gemach verlassen, ohne sich der Ruhe hinzugeben, und war daher aus Ermattung ein Wenig eingeschlummert, als Anna das Haupt nach jener Seite wandte, auf welcher die Wendin in einem alten Lehnsessel saß. Das durch diese Bewegung verursachte, kaum hörbare Geräusch weckte indeß die Wärterin, deren geübtem Ohre, durch das häufige Wachen bei Kranken geschärft, diese leise Bewegung nicht entgangen war, und die jetzt, eine mit grünem Lichtschirme versehene Kerze in der Hand, an das Krankenlager trat. Sanft lächelnd streckte ihr Anna die abgezehrten Arme entgegen.

„Wie ist Dir, meine arme Tochter?" fragte Wanka, aufmerksam den Puls der Kranken erforschend, und sich zu den Füßen des reinlichen Lagers niederlassend.

„Mir ist wohler als sonst," erwiederte Anna; „das will sagen: mir ist trotz aller Schwäche so leicht und frei in Kopf und Brust, wie zu jenen Zeiten, als ich noch mit Valentin die wilden Tauben auf dem Thurme fütterte. Von all' den wilden, brennenden Schmerzen, die sonst Gehirn und Herz zerfraßen, fühle ich nichts mehr. Gewiß, bald, sehr bald werde ich vollkommen genesen und glücklich sein!"

„Gott wird gnädiglich seinen Segen dazu geben!" sprach die Alte. „Jetzt aber, meine Tochter, bist Du noch sehr schwach, und das Spre-

chen greift Dich an; verhalte Dich daher ruhig, und hoffe auf den Herrn, von dem alle Hülfe kommt.“

„Der Herr hat sich meiner schon angenommen,“ entgegnete Anna, andächtig die Hände faltend, „und ich hoffe auch ferner auf ihn, daß Er, der in seiner unendlichen Güte mir die geringeren irdischen Wünsche meines Herzens gewährt hat, auch den größesten nicht unerfüllt lassen wird: mich nicht sterben zu lassen, ich habe denn das Verzeihungswort des Vaters empfangen . . .“

„Das wird Dir sicherlich werden,“ sagte die Wendin gerührt. „Doch immer wieder ermahne ich Dich, meine Tochter,“ fuhr sie fort, „nicht fortwährend Deinen Tod im Munde zu führen; das dünkt mich wie Frevel, denn nicht Du, nur Gott allein weiß und bestimmt, wann er Dich rufen wird, auch schadest Du dadurch Deiner Genesung . . . Auch bitte ich Dich, für heute nicht mehr zu sprechen, weil diese Anstrengung für Dich zu groß ist. Willst Du mir folgen, meine Tochter?!“

„Ja, meine theure zweite Mutter, in Allem, was Du verlangst, nur in dem Letzteren nicht,“ erwiederte Anna in freundlich bittendem Tone, die Hand ihrer Wärterin ergreifend und sie mit dankbaren Küssen bedeckend. „Glaubt mir, daß ich wohl weiß, wie Ihr nur mein Bestes wollt, und darum betheure ich Euch, daß das Reden jetzt, statt mich zu ermatten, mich noch wohler macht und meine Brust noch mehr erleichtert. Ich möchte ja so gern mit Euch ein Wenig plau-

dern, wenn Ihr selbst Euch nicht zu ermattet fühlt durch die lange Wacht an meinem Krankenlager . . ."

„Nun, so schwatze, Du gutes, eigensinnig Kind!" sagte die Alte gerührt, einen Kuß auf die blasse Stirn der Kranken drückend. „Erzähle mir von den geringeren Wünschen Deines Herzens, die Dir der Herr gewährte, wie Du sagst, unterdeß ich Dir einen stärkenden Trank bereite."

„Das war's eben, wovon ich mit Euch sprechen wollte, gute Mutter," entgegnete Anna. „Doch zuvor sagt mir: kann nicht Jemand stehenden Fußes nach der Stadt und zum Thurme eilen? Er mag denn meinem Vater sagen, daß seine Tochter sterbend um seine Verzeihung und seinen Segen bittet; er wird's nicht abschlagen, wenn er weiß, wie's mit mir steht . . . Wenn's angeht, Mutter Wanka, so sendet Einen; der Himmel wird's Euch und ihm vergelten!"

„Siehe, Kind, Dein Begehr ist erfüllt worden, bevor Du es aussprachest," versetzte die Wendin, „und Du magst hierin aufs Neue die Gnade Gottes erkennen, von dem Du Dich so oft in Deinen wilden Fieberträumen verstoßen wähntest . . . Einer der Unsrigen, der wichtiges Geschäft in der Stadt zu verrichten hat, ist jetzt, da wir davon sprechen, vielleicht schon bei Deinem Vater, der ihm das Tröstungswort nicht verweigern wird. Zwar ist es jetzt schwer in die Stadt hinein zu kommen; indessen kennt er einen außerhalb derselben wohnenden Fischer, den er sich zu Dank verpflichtet hat und der da-

her nicht anstehen wird, ihm seinen Nachen zu leihen. Wenn ihm sein zwiefaches Vorhaben glückt, kann er um Mitternacht zurück sein."

„O Dank, Dank!" lispelte Anna mit himmlischem, aufwärts gerichtetem Blick. „Jetzt weiß ich gewiß, daß mir der Vater im Himmel verziehen hat; er wird auch das Herz meines irdischen Vaters lenken und seinen Zorn wenden, daß ich beruhigt von hinnen gehen kann, wenn sein Engel mich ruft! ... Doch nun soll Eure Neugierde nicht länger der Befriedigung warten," wandte sie sich lächelnd jetzt zu Wanka; „ich werde nun um so ruhiger meine Erzählung vorbringen."

„Zuvor jedoch nimm diesen Trank, Tochter," sprach die Wendin, der Kranken die Schaale reichend; „sowie die Gnade des Herrn Deine Seele, so mag er Deinen Körper stärken, daß baldige Genesung Dich und Viele erfreue!"

„Bei Gott ist kein Ding unmöglich," erwiederte Anna, die Schaale nehmend; „sein heiliger Wille wird geschehen, und ich halte ihm still, sei's zur Genesung in dieser — oder in jener Welt."

„Amen!" setzte die Alte fromm hinzu, während Anna den Trank zu sich nahm.

„Und jetzt, gute Mutter, vernehmt, wie große Gnade der Herr mir Sünderin auf mein Flehen erwiesen," begann Anna ihre versprochene Erzählung. „... Wohl ist mir bewußt, daß während meiner Krankheit wilde Fieberträume mein Gehirn zermarterten; doch mehr als diese peinigte mich der nagende Schmerz in meiner Brust, der mir das Herz zerfraß: ich meine

den Gram, den ich schon gebannt wähnte durch meinen Willen, der mich aber auf dem Krankenlager mit erneuerter Wuth überfiel; oftmals bat ich Gott im Stillen, diesen Qualen ein Ende zu machen — habe ich Unrecht daran gethan, so hat er mir's schon verziehen ... Gestern gegen Abend nun war's mir, als sei mein letztes Stündlein erschienen. Todeskälte kam über mich und erstarrte mein Gebein, so daß ich keine Gewalt mehr über meine Glieder hatte; doch blieben mir die Sinne, ich sah und hörte Alles, was um mich vorging, denn meine Augen waren halb geöffnet und wie mit einem durchsichtigen Schleier überzogen. Da fiel es mir schwer auf's Herz, daß ich sterben müsse, und aus der Tiefe meiner Seele rief ich zu Gott, daß er mich nicht ohne den Segen meines Vaters von hinnen scheiden lassen möge. Eine himmlische Ruhe senkte sich nach diesem Gebet in meine Brust hernieder: mir zum Zeichen, daß mein Flehen erhört werden solle. Jetzt aber regten sich noch andere irdische Wünsche in meiner Brust, die ich bisher in lichten Augenblicken gewaltsam zurückgedrängt hatte, und die jetzt mit erneuerter Stärke erwachten. „Herr Gott im Himmel," betete es in mir, fast ohne daß ich's wollte, „der Du Wunder thust, würdige eine tief bereuende Sünderin eines solchen! Laß mich den theuren Bruder noch einmal sehen und von seinen Lippen vernehmen, daß er die Schwester nicht verachtet, noch ihr zürnt, — laß mich das Angesicht Dessen, den ich so heiß geliebt und der mich auch liebt, noch einmal schauen

und den Klang seiner Stimme hören, damit sich das irdische Herz noch einmal letzen kann an der Gegenwart der Theuern, bevor es bricht!" — Und siehe da, obwohl mein unsterblich Theil dieser Bitte fremd war, die nur mein irdisch Wesen emporgesendet hatte, so war's doch, als spräche eine Stimme in meinem Innern tröstend und verheißend zu mir ... So lag ich nun da auf diesem Lager, ohne Kraft, ein Zeichen des Lebens von mir zu geben, des Lebens, das in meiner Seele wogte, wenngleich der Körper todt und regungslos war. O, wohl sahe ich Euer trauerndes Antlitz, Mutter Wanka, als Ihr wähntet, ich sei schon heimgegangen, und fühlte Eure zitternde Hand, die den matten Schlag meines Herzens erforschte; und obwohl ich selbst glaubte, die Nacht nicht zu überleben, so konnte ich Euch doch kein Wörtlein des Dankes und des Abschieds zuflüstern, denn meine Zunge war gelähmt, wie alle Gliedmaßen meines Körpers...

„So lag ich, mit jeder Stunde den Tod erwartend, und dies um so sicherer, als mein Geist sich allgemach zu umnachten begann: alle Begebenheiten der Vergangenheit zeigten sich noch einmal wie durch den Nebelschleier eines Traumes meinem geistigen Blick, und ich folgte diesen Erinnerungen mit dem Bewußtsein, daß ich träumte, ohne mich diesem seltsamen Zustande entreißen zu können, immer mehr verwirrten sich meine Gedanken, immer bunter und bewegter wurden die sich mir zeigenden Bilder, ich sahe mich an entfernte Oerter versetzt, und dennoch erkannte ich deutlich alle Gegenstände in diesem

Gemach und hörte das leise Rollen der Kügelchen an Eurem Rosenkranz und das Murmeln Eurer betenden Lippen durch das Geräusch hindurch, welches ich in meinen Träumen, je nach den Bildern, die sich mir zeigten, zu vernehmen glaubte . . .

„Mitternacht mochte wohl längst vorüber sein — ich hatte zwar in jeder Stunde die dumpfen Schläge der Thurmuhr vernommen, ohne die Zeit darnach messen zu können — als ich plötzlich ein neues Traumbild durch meine erregten Sinne wahrnahm, welches sich von den früheren darin unterschied, daß es mich nicht, wie jene, auf einen entfernten Schauplatz und in eine vergangene Zeit versetzte, sondern so erschien, als geschehe Alles hier um mich herum in demselben Augenblicke, wo ich diesen seltsamen Träumen nachhing. Ich sah und hörte auch Alles viel deutlicher, als bei den vorangegangenen Bildern dieser Nacht. Gewiß, der Herr wollte mir seine unendliche Gnade und Güte recht eindringlich vorführen . . .

„Mir war, als hörte ich von fernher einen Karren mühsam dem Dorfe zufahren; immer deutlicher vernahm ich das Knarren der Räder und das Schnaufen der Rosse, die ihn zogen. Auch Ihr, Mutter Wanka, schienet aufzumerken auf das zu dieser Zeit seltsame Geräusch. Der Karren kam immer näher; endlich hielt er vor dieser Hütte an. Leise Stimmen und ein leises Klopfen ward ebenfalls hörbar, aber bald vom Gebell der wachsamen Rüden übertönt. Inzwischen waret Ihr aufgesprungen und hinausgeeilt,

und da Ihr den Rüden sogleich Stille gebotet, hörte ich, wie Ihr in der Thür der Hütte leise mit Jemand sprachet, dessen Stimme ich wohl zu kennen vermeinte, denn es war keine andere, als die Martins, des Gehülfen meines guten Vaters. Es schien mir, als ob Ihr mit ihm und noch Jemand, dessen Stimme sehr sanft und zart, gleich der eines Mädchens klang, Rath pflegtet, während Nicolas draußen die Rosse abschirrte. Nach kurzer Zeit ging die Thür dieses Gemaches auf, aber statt Eurer erschien ein wunderholdes Fräulein, dessen Antlitz, wie ich selbst im Traume zu mir sagte, ich jetzt nicht zum ersten Male sahe. Noch jetzt, Mutter Wanka, erinnere ich mich dieser holden Züge ganz deutlich . . .

„Die Fremde, welche zugleich freudig und schmerzlich bewegt schien, setzte sich an Eure Stelle und lauschte gespannt auf Alles, was außen vorging. Dies hinderte sie jedoch nicht, mich von Zeit zu Zeit mit liebender Besorgniß und zärtlicher Theilnahme zu betrachten und einen innigen Kuß auf meine geschlossenen Lippen zu hauchen. O, wie wohl that ihr schwesterliches Gebahren meinem armen Herzen, das sich von aller Welt verachtet und verstoßen wähnte!...

„Inzwischen waren mehrere Leute in die Hütte getreten, die Ihr nach dem großen, auf der anderen Seite gelegenen Gemach führtet, wie man aus dem Schall der Fußtritte vernahm. Als man bei der Thür dieses Gemaches vorüberging, preßte die Fremde beide Hände auf ihr Herz, als wolle sie es vor dem Zerspringen

bewahren; ihr schönes, glänzend-schwarzes Auge schwamm in Thränen . . .

„Nach längerer Zeit erst tratet Ihr wieder ein; auch Ihr waret sehr bewegt. Die Fremde erhob sich schnell und stürzte Euch entgegen. „Die Wunde ist zwar tief und schwer zu heilen," sagtet Ihr, „doch ist sie nicht gefährlich. Ich habe einen Heiltrank bereitet, den Ihr, edles Fräulein, ihm selbst reichen möget; Euer Anblick wird ihm sehr dienlich, wenigstens aber nicht schädlich sein, da ich ihn genugsam vorbereitet..." Die Fremde hörte Eure letzten Worte nicht mehr; mit einem Freudenruf war sie aus dem Gemach geeilt . . .

„Ihr, Mutter Wanka, knieetet jetzt nieder und sandtet ein lautes inbrünstiges Dankgebet gen Himmel, daß der Herr die Seinigen so gnädiglich beschirmet, und flehtet zuletzt, daß Er auch ferner seine Hand nicht abziehen und Alles wohl und gut zu Ende führen möge. In meinem Fiebertraume sprach ich ein andächtiges Amen, wenn auch meine Lippen sich nicht zu bewegen vermochten . . .

„Oefter noch kehrte die holde Fremde zurück, küßte mich und forschte bei Euch nach dem Stande meiner Krankheit, wobei sie mich ihre Schwester nannte, und versah dann, während Ihr auf kurze Zeit das Gemach verließet, Eure Stelle. Ach, es war ein schöner Traum — und doch habe ich Euch das Beste noch nicht erzählt, Mutter Wanka . . .

„So verging die Zeit, bis durch die Fugen der hölzernen Laden der neue Tag hereinschim-

merte. Ihr öffnetet diese, tratet dann dicht an mich heran, betrachtetet mich mit großer Aufmerksamkeit und riefet mich erst leise, dann immer lauter bei meinem Namen. Ich versuchte nicht, Euch zu antworten, selbst wenn ich nicht das Gefühl gänzlicher Regungslosigkeit aller meiner Gliedmaßen gehabt hätte, denn gab ich einen Laut oder ein Zeichen von mir, so mußte ich fürchten, der schöne Traum werde gleich den übrigen entschwinden, — und ich befand mich doch so unendlich wohl! . . .

„Jetzt verließet Ihr wieder das Gemach, doch bald öffnete sich die Thür desselben von Neuem . . . O Mutter, vernehmt Ihr nicht, wie mein mattes Herz lauter schlägt bei der Erinnerung dieses Augenblicks?! . . .

„Mehrere Leute traten ein; der Erste, den ich erkannte, o Himmel! es war mein Bruder Valentin! . . . Er war bleicher, als sonst, und sein Gang unsicher, wie der eines Kranken; dazu stütztet Ihr ihn zur Linken, während jene holde Fremde dies zu seiner Rechten that; als er näher kam, gewahrte ich, daß man ihm sein Haupt verbunden hatte . . .

„Jetzt hätte ich laut aufgeschrieen vor himmlischer Freude und tödtlichem Schreck, wäre meine Zunge nicht wie jeder Theil meines Körpers gelähmt gewesen. Trotz meines Fiebertraumes aber fühlte ich doch, wie des geliebten Bruders plötzliches Erscheinen mein Herz zu stärkeren Schwingungen trieb . . .

„Valentin trat dicht an mein Lager und betrachtete mich eine Zeit lang mit stummem

Schmerze; bald aber füllten sich seine Augen mit Thränen; er knieete nieder, legte sein Haupt an meine Brust und weinte bitterlich. „Arme, unglückliche Schwester," sprach er endlich schluchzend, „wie magst Du gelitten haben, während man mich verrätherisch fern hielt von Dir, und was hätte noch geschehen können, wenn nicht — —" Der heftige Bruderschmerz hinderte ihn am Weitersprechen; erst nachdem er sich gefaßt, setzte er in einem Tone, den ich nie von ihm gehört, hinzu: „Aber Du sollst gerächt werden; das Maaß des Frevels ist voll — —" Ihr aber unterbracht ihn . . .

„Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr!" sagtet Ihr zu ihm. „Ueberlaß die Ruchlosen der Strafe des Himmels, Sohn, der sich sichtlich Deiner und der Deinigeu angenommen; erzürne ihn nicht durch sündige Rachegedanken! Sieh, die arme Leidende hat bereits allen ihren Feinden vergeben!" . . . Eure christlichen Worte fielen nicht auf unfruchtbaren Boden, doch mehr als diese vermochte ein bittender Blick der edlen Jungfrau an seiner Seite. Er versprach, den düsteren Gedanken zu entsagen . . .

„Mein Bruder wandte sich um und schien Jemand zu suchen. „Er hat es noch nicht gewagt —" sagtet Ihr leise zu ihm. Auf Valentins Wink ginget Ihr hinaus und kehrtet bald darauf mit einem reichgekleideten jungen Manne zurück . . .

„An der Thür blieb dieser stehen — ich konnte ihn noch nicht erkennen . . .

„Tritt doch herzu, mein Bruder," wandte sich Valentin zu ihm; „ich weiß ja, daß Dein Herz seit unserer Ankunft hier weilte." Er trat am Arme der Fremden zurück, um dem scheuen Schrittes Herankommenden Raum zu geben . . .

„Was ich jetzt fühlte, Mutter Wanka, kann ich Euch nicht mit Worten beschreiben, denn ich erkannte — meinen Otto! . . . . Er war entsetzlich bleich; seine Lippen zitterten und seine Zähne klapperten wie im Fieber. Die sonst so feurigen Augen lagen, ihres Glanzes beraubt, tief in ihren Höhlen; ihre Blicke waren brennend, aber thränenleer und unstät. So stand er da, die Arme über einander geschlagen, mit gesenktem Haupte, während das schwarz gelockte Haar ihm wirr über die bleiche Stirn und Wangen fiel. Die fremde Jungfrau legte leise weinend ihr Haupt an meines Bruders Brust; sonst herrschte tiefe Stille im Gemach . . .

„Endlich bewegten sich Otto's Lippen zum Sprechen. „Verzeihe, Du Heilige," sagte er fast unhörbar, „daß der tief gefallene, elende Sünder es gewagt, in Deine reine Nähe zu kommen . . . O, könnte ich doch an dieser Stelle unter tausendfacher Marter mein Leben aushauchen, damit mein entsühnter Geist sich mit dem Deinigen emporschwingen könnte zum Throne des Höchsten, um durch Deine Fürbitte Gnade zu erlangen . . . Doch nein, nein, meine Gemeinschaft würde selbst das Heiligste beflecken . . . Ach, ich ewig Unglückseliger!" — Ein schwerer, schmerzlicher Seufzer entrang sich bei diesen Worten den Tiefen seiner Brust . . .

„Valentin ergriff seine Hand. „Muth, Muth, mein Bruder," tröstete er in bewegtem Tone; „was Du thatest, oder thun wolltest, geschah ja nur aus unsäglicher Liebe zu ihr, aus der Liebe, die stärker ist, als Alles in der irdischen Welt, weil sie göttlichen Ursprungs ist. Siehe, schon um deswillen würde Dir vergeben werden, wenn nicht auch schon Deine tiefe und bittere Reue Dich der Vergebung theilhaftig machte . . . Der Herr im Himmel, der sichtlich mit uns ist, wird die geliebte Kranke genesen lassen, und Du und sie, Ihr werdet glücklich sein, wie ich es schon bin!" — Auch die Jungfrau vereinigte ihre Trostworte mit den seinigen . . .

„Otto entgegnete nichts darauf, nur ein ungläubiges Lächeln glitt auf Augenblicke über sein Antlitz. „Sie hätte so glücklich sein können," sprach er nach einer Pause wieder, „hätte meine verruchte Hand nicht freventlich ihr Dasein vergiftet! Wie sollte ich das einst verantworten können?!" — Und Verzweiflung malte sich in seinen Zügen . . ."

Nach einer Pause, während welcher Anna ihre Erinnerungen sammelte, fuhr sie in ihrer Erzählung wieder fort:

„Mein Vetter," wandte sich die Jungfrau zu meinem Otto, „warum peinigt Ihr Euch so geflissentlich mit schwerer Selbstanklage?! Kennen wir doch Alle der Liebe Allgewalt, und haben an uns selbst erfahren, was sie vermag! Und wissen wir doch, daß eben nur die Liebe es war, die Euch zu dem Allen trieb! . . . Wahrlich, nicht Zufall, sondern Fügung des Himmels

war's, die mich den verborgenen Gang in der Mauer finden ließ, der von dem mir eingeräumten Schlafkämmerlein zu dem Gemach Eures Vaters führt, diesem selbst unbekannt. Hier war es, wo mir zuerst der Plan kund ward, den sie zum Untergang meines Geliebten geschmiedet, denn wohl hatte ich den Schreckensruf meines Vaters vernommen, als er ihn vom Fenster des Bankettsaales aus auf der Gasse gewahrte, und als die Drei heimlich sich davonschlichen, belauschte ich sie, nichts Gutes ahnend, in dem geheimen Versteck und konnte Valentin warnen, wenngleich ich fürchtete, daß sein Muth diese Warnung verschmähen würde; — hier war es aber auch, wo mir am folgenden Morgen Eure heiße Liebe zu Anna kund ward, und wo sich mir Euer innerstes Wesen offenbarte; deswegen weiß ich, daß eben nur diese Liebe Euch zu dem Verzweiflungsschritte trieb ... Wenn Euer Verbrechen so groß wäre, daß es nie gesühnt werden könnte: glaubt Ihr, daß mein Valentin Euch dann die Bruderhand gereicht haben würde?!" ... Ganz erschöpft hielt sie in ihrem Redeflusse inne ...

„Die letzten Worte der edlen Jungfrau schienen großen Eindruck auf Otto gemacht zu haben; langsam wandte er das Antlitz zu Valentin, und zwei Thränen glänzten in seinen Augen. So sahen sich die Beiden eine Zeit lang unverwandt an; als aber Valentin eine Bewegung machte, als wolle er seine Arme öffnen, da stürzte sich Otto, laut schluchzend, an seine Brust. Innig umschlungen hielten sich die Beiden ...

„Endlich begann Otto wieder zu sprechen. „Nein," rief er aus, „Gott kann mich noch nicht ganz verworfen haben, denn er führte mir einen Menschen zu, der Sein wahrhaftes Kind ist!... Er, der mit seinen Angehörigen durch meinen Vater so unendlich viel erdulden mußte; er, auf dessen Leben ich die wüthende Meute hetzte, ja auf den selbst meine verruchte Hand den Mordstahl zückte: — er selber reicht mir die Hand als Freund und Bruder! . . . Gott, Gott, hätte ich wirklich Gnade vor Deinen Augen gefunden?! . . ." Und auf's Neue flossen reichlich seine Thränen . . .

„Manches noch ward von den Anwesenden gesprochen, dessen Sinn ich im Traume nicht recht erfassen konnte, bis Ihr, Mutter Wanka, endlich zum Weggehen mahntet, da ich jeden Augenblick erwachen und die Ueberraschung mir schädlich sein könne. Alle gehorchten Eurer Mahnung, bis auf Einen, der sich bisher im Hintergrunde des Gemachs gehalten haben mußte, da ich ihn früher nicht gewahrte. Er trat jetzt vor, knieete ebenfalls an meinem Lager nieder und benetzte meine Hände mit Thränen. Nach kurzer Pause erhob er sich und verließ schweigend das Gemach, da er Eure Schritte draußen vernahm. Dieser Letzte war Martin, der wackere Diener meines guten Vaters. Mit seinem Verschwinden war auch der schöne Traum zu Ende, auf dessen Wiederkehr oder vielmehr Fortsetzung ich bisher vergebens gehofft, die aber wohl nicht ausbleiben wird, denn der Herr, der die minderen Wünsche meines Herzens erfüllte,

und mich den Bruder und den Geliebten sehen ließ, wird mir auch in seiner Gnade den höchsten nicht versagen: er wird mir des Vaters Anblick und Verzeihungswort schenken, und wäre es auch eben nur im Traume. Hat doch schon oft der Herr im Traume zu den Menschen gesprochen; warum sollte er nicht den Vater mir im Traume zuführen, wie er mir den Bruder und den Geliebten zugeführt hat?! ... Lieber wär's mir freilich, das Ganze wäre kein Traum, sondern Wirklichkeit gewesen; doch will ich gern zufrieden sein, um nicht durch gesteigerte Wünsche Gottes Güte und Langmuth zu ermüden ...

„Schon während dieses schönen Traumes, mehr noch aber nachher, und während tausend Gefühle, himmelhoch freudige und bitter schmerzliche, meine äußerlich so starre Brust durchwogten, gewahrte ich, wie eine wohlthuende Wärme sanft durch meine erstarrten Glieder zog, gleich dem milden Wehen des Frühlings nach der Erde langem Winterschlafe. Allmälig sank ich in festeren, erquickenden Schlummer, aus dem ich eben erwachte, als ich durch unvorsichtiges Geräusch den Eurigen unterbrach ...

„Jetzt aber, Mutter Wanka, solltet Ihr der Ruhe pflegen; ich fühle mich so leicht und so wohl, daß ich glaube, für diese Nacht keiner Hülfe bedürftig zu sein; zudem kann ich ja rufen, da Ihr Euer Lager in diesem Gemach aufzuschlagen pflegt ... Vielleicht träume ich wieder," setzte Anna lächelnd hinzu, „und dann nimmt jene holde Jungfrau vielleicht wieder Eure Stelle ein!" — —

Die alte Wendin hatte der Kranken Erzählung mit großer Aufmerksamkeit und Spannung zugehört; selbst in den Pausen, die Anna beim Sprechen machen mußte, war kein Wörtlein, kein Laut über ihre Lippen gekommen. Jetzt ergriff sie des Mädchens Hand und prüfte sorgsam den Pulsschlag.

Lächelnd ließ Anna sie gewähren. „Meine Erzählung klingt Euch seltsam, Mutter Wanka," sagte sie, „und Ihr wähnt, die Fieberhitze spreche aus mir. Dem ist aber nicht so; ich hab's in Wahrheit so geträumt, wie ich's Euch vorgebracht."

„Ich weiß es, Kind, ich weiß es," murmelte Wanka vor sich hin. Sie stützte tief sinnend ihr Haupt mit den Händen.

„Sagtest Du nicht, Tochter, nach Erfüllung Deiner Wünsche durch den seltsamen Traum sei Dir wohler und besser geworden?" fragte sie nach einiger Zeit.

„So ist es, Mutter Wanka," entgegnete Anna. „Schon beim Beginn dieses Halbschlafes ward mir leichter, wie ich Euch vorhin sagte; aber als ich während des Traumes inne ward, wie der Herr sich meiner annahm und meine Wünsche erhörte, da ward mir so sehr wohl und eine so freudige Zuversicht überkam mich, daß meine oftmals wankenden Hoffnungen auf baldige Befreiung von meinen Leiden und Uebergang zu neuem, glücklichem Leben jetzt zur Gewißheit geworden sind."

Wären Wanka's Augen, während Anna diese Antwort gab, auf die Kranke gerichtet gewesen,

so hätte sie an deren Blicken und dem Ausdrucke ihrer Züge wahrnehmen müssen, daß Anna's Hoffnung auf Befreiung von ihren Leiden und auf neues, glückliches Leben, etwas ganz Anderes zum Grunde lag, als baldige Genesung von der Krankheit ihres Körpers; aber sie war während Anna's Antwort aufgestanden und an den Arzneischrank getreten . . .

„Ein Wagestück ist's," murmelte sie hier wieder, sich mit den Gläsern und getrockneten Kräutern zu schaffen machend; „denn Tod oder Leben gilt der Wurf . . . Aber ihr Leiden ist ganz anderer Art, als gewöhnlicher Leute Krankheit, weil's bei ihr in der Seele sitzt, die erst den Leib angesteckt, und kein Kraut wird diesem helfen, bevor jene gesund ist . . . Wohlan denn, muthig und in Gottes Namen gewagt — aber fein vorsichtig dabei!"

Sie trat wieder zu Anna's Lager und erforschte abermals den Pulsschlag.

„Ihr könnt immerhin während der Nacht der Ruhe pflegen, gute Mutter," sagte die Kranke; „ich fühle mich so wohl, daß ich Eurer nicht bedürfen werde, und überdies müßt Ihr Euch durch ein wenig Schlaf stärken, um morgen Eure Kranken heimzusuchen, die ihr um meinetwillen versäumt habt. Vielleicht, daß ein ähnlicher Traum, wie jener — —"

„Meine Tochter," unterbrach Wanka sie in feierlichem Tone, „nicht ohne tiefere Absicht, als die wäre, Dein geistig Auge noch einmal den Bruder und den Geliebten erblicken zu lassen, hat Gott die Traumbilder der vergangenen Nacht

vor Deiner Seele vorüberziehen lassen: — Er wollte Dein kleingläubig zagendes Herz stärken, indem er Dir zeigte, was wirklich geschehen ist. Wisse denn: Dein Bruder Valentin hat in Wahrheit mit Otto von Lindstädt den Freundesbund geschlossen, er billigt nicht nur Deine Liebe zu Otto und verzeiht Deinen Fehltritt, sondern er sinnt auch auf Mittel, Dich mit dem Vater zu versöhnen . . . Hat also Gott das Herz des Bruders Dir erhalten, warum sollte Er nicht auch das Vaterherz, das Dich sicherlich nicht minder geliebt, Dir wieder zugethan machen?! . . . Um Dich zu stärken im Vertrauen zu Ihm und Seiner Vaterhuld, hat Er Dir also jene Bilder vorgeführt. Laß daher fahren die Furcht vor des leiblichen Vaters Fluch, die gleich einem gefräßigen Wurme an Deiner Seele nagt und die Gesundheit Deines Körpers zerrüttet, so wirst Du genesen an Leib und Seele . . ."

Begierig lauschte Anna auf jedes Wort, das über der Wendin Lippen kam; auch als diese schwieg, hielt sie ihr Auge forschend auf Wanka's Antlitz gerichtet, als wollte sie die geheimsten Gedanken der Alten erspähen. Eine kurze Zeit lang wartete sie, ob Wanka vielleicht weiter sprechen werde; als diese aber in ihrem Schweigen beharrte und, eine weibliche Arbeit zur Hand nehmend, nur hin und wieder einen beobachtenden Blick auf die Kranke warf, da konnte sie nicht länger geduldig an sich halten.

„Ihr wollt mir Etwas verschweigen, Mutter Wanka," sagte sie mit vor unruhiger Hast zitternder Stimme; „bei allen Heiligen beschwöre

ich Euch: sagt mir, was Ihr weiter von Valentin und Otto wißt, und spannt mich nicht länger auf die Folter marternder Ungewißheit! Sagt es gerade heraus, daß es kein Traum war, was ich in der vergangenen Nacht erlebt — sagt es, daß Otto und Valentin hier in der Hütte oder in deren Nähe weilen — und führt sie zu mir, daß ich sie auch einmal sehe! . . ."

Zu mehreren Malen hatte die erschreckte Wendin es versucht, den Redestrom der Kranken zu unterbrechen, deren plötzliche Röthe der Wangen und Glanz der Augen ihr nichts Gutes zu verkünden schienen; doch konnte sie erst zu Worte kommen, als Anna, einer Antwort gewärtig, inne hielt. — „Meine Tochter! . . ." war jedoch Alles, was sie, ihre vermeintliche Unvorsichtigkeit verwünschend, hervorstammeln konnte.

„O, suchet mich nicht zu täuschen, Mutter!" bat Anna in rührendem Tone. „Wisset, in meinem Zustande, wo der hinsterbende Körper des Geistes Bande gelockert hat, durchschaut man Vieles, was sonst unverständlich und verborgen geblieben wäre. Seht, nur eines Wortes von Euch bedurfte es, um den Wahn, es sei Alles nur ein Traum gewesen, gleich Schuppen von meinem geistigen Auge fallen zu lassen. Ihr selbst wißt am Besten, wie sehr Recht ich habe. Darum mögt Ihr auch meinen Worten Glauben schenken, wenn ich sage, daß Eure wohlgemeinte Vorsicht nicht ferner bei mir von nöthen ist! . . . Zaudert nicht länger, Mutter Wanka: ruft sie herbei, die Lieben! Wahrlich, ich sage Euch, ihr Anblick wird mich stärken und auf-

richten, statt mir zu schaden! Es giebt überhaupt nichts mehr, was mir auf Erden zum Schaden gereichen könnte! . . ."

Wanka machte noch fernere Einwendungen; aber in der Kunst des Leugnens nicht so erfahren, als in der Heilkunde, sahe sie bald ein, daß ferneres Weigern den Zustand der Kranken wieder verschlimmern müsse. Sie lenkte daher, doch nur allmälig, ein, um Anna's Gemüth vorzubereiten auf die Erschütterung, die unausbleiblich war, wenn sie die Bitten der Kranken erfüllte.

„So magst Du denn Alles wissen," sagte sie endlich. „Valentin und Otto weilen in Wahrheit in dieser Hütte, da ihnen der Eingang in die Stadt wegen der Pest verweigert werden würde, und sie auch für besser halten, diese nicht zu betreten, bis Alles sich zum Guten gewendet hat. Die holde Fremde, die Du gesehen, ist Agnes, des Ritters von Köckeritz Tochter und die Geliebte Deines Bruders . . ."

„Um Gott!" rief Anna erschreckt, „so hat auch mein Bruder dem Fluche des Vaters getrotzt, denn Agnes von Köckeritz — —"

„Auch ihm war, so wie Dir, die Abstammung des geliebten Wesens verborgen geblieben, bis vor wenigen Tagen," unterbrach sie die alte Wendin; „ist das nicht ein sichtlich Zeichen des Himmels, daß er den Haß und die Verbrechen der Väter durch die Liebe der Kinder tilgen und sühnen will?!"

Anna schwieg, andächtig die Hände auf ihrer Brust faltend. „Laßt sie jetzt kommen, die Lieben," bat sie nach einer Pause wieder. „Es

ist zwar noch Nacht, aber gewiß werden sie gern meiner Bitte willfahren, denn wer weiß, ob morgen noch mein Geist so frei ist, als in diesem Augenblicke."

„So bitte Du Gott, Tochter," entgegnete die Wendin, „daß Er Dir Stärke verleihen möge, damit die Freude des Wiedersehens Deinem schwachen Körper nicht Schaden thue. Ich gehe, die Freunde zu rufen." Sie verließ das Gemach.

„Wird mir dies Wiedersehen nicht den Abschied von dieser Welt erschweren?" sprach Anna zweifelnd jetzt zu sich selbst. „Doch nein — bin ich doch gewiß, daß Gott mich droben zu Gnaden annehmen wird!" Und ein gläubig Gebet stieg zum Himmel empor.

„Die gute Wanka hofft auf meine irdische Genesung," sprach sie nach einer Pause wieder; „aber was ihrem irdischen Blick und ihrer Kunst verborgen bleibt, das fühle ich deutlich und klar ohne den Grund dieses Gefühls angeben zu können: bald, bald wird meine Seele sich zu Gott emporschwingen! . . ."

Sie wandte sich jetzt dem Eingange des Gemaches zu. Nicht allzu lange währte es, bis die Ersehnten eintraten: Valentin, noch immer von Wanka und Agnes geführt, und hinter ihnen Otto.

Mit innigen, beredten Blicken hing sie an Valentin und Agnes, die an ihr Lager traten und vor tiefer Rührung nicht zu sprechen vermochten, und ihre Lippen stammelten leise Worte des Dankes, daß sie ihren Wunsch erfüllt hatten. Dann aber suchten ihre Augen den Ge-

liebten, der bisher im Hintergrunde des Gemaches geweilt, und ihre Arme streckten sich verlangend aus nach ihm. Einen Augenblick noch stand Otto bleich und regungslos, nur seine Lippen bewegten sich wie zum Sprechen; dann aber stürzte er hinzu, warf sich vor Anna's Lager nieder, und barg schluchzend sein Antlitz in die Kissen desselben.

„Otto, mein Geliebter," sprach die Kranke leise, indem ihre Hände die wirren schwarzen Locken seines Hauptes ordneten, „hast Du keinen Blick, kein Wort für Deine Anna?! Weißt Du nicht, daß es mich unendlich selig macht, Deine theuren Züge zu schauen und den Ton Deiner Stimme zu hören?! Ich habe mich ja so sehr nach diesem Augenblick gesehnt!..."

„O ich Elender!" schluchzte Otto; „ich darf es ja nicht wagen, meine Augen zu Dir, der Heiligen, zu erheben! Ich bin es ja nicht werth, in Deiner Nähe zu weilen, ich, der Verworfene, zur Hölle Verdammte!..."

„Frevle nicht, Otto!" sprach Anna ernst. „Wie magst Du mich eine Heilige nennen, während doch unsere Schuld gleich groß ist! Wie magst Du verzweifeln an der Gnade des Allgütigen, die unendlich ist! So wie mir, wird Er auch Dir verzeihen, wenn Du gläubig zu ihm flehst, statt Dich sündiger Verzweiflung hinzugeben! Richte Dich auf, Otto; blicke in Vertrauen auf zu dem Vater aller Gnade, und Dir wird gleich mir geholfen sein!..."

„Ha, Du würdest nicht so sprechen, wüßtest Du, was ich verbrochen!" rief Otto, der ge-

waltsam seine Bewegung unterdrückte. „Aber Du sollst es wissen; neues Verbrechen wäre es, würde ich meine Verbrechen wissentlich vor Dir verhüllen! . . . Dann magst Du mich fortweisen von Deinem Angesicht, wie es Einem meines Gelichters gebührt."

„Sprich, Geliebter, sprich," sagte Anna, „damit ich Dir Trost und Zuspruch widmen und Deinen verfinsterten Geist erleuchten kann mit dem ewigen Licht göttlicher Gnade. Sprich, Otto, ich höre . . ."

Otto erhob sich; mit ungewissen Blicken schaute er im Gemach umher, wie um einen Gegenstand zu finden, an dem seine Blicke, die er zu Anna nicht aufzuschlagen wagte, haften könnten. Valentin trat zu ihm und drückte schweigend seine Hand. Nach einem tiefen Seufzer begann er:

„Von meiner früheren Vergangenheit weiß jedes Kind in Berlin zu erzählen; ich spreche nicht von ihr, denn sie ist trotz meiner damaligen Verworfenheit dennoch ein Zustand der Unschuld gegen meine späteren Verbrechen. Auch will ich nicht davon reden, daß ich, — stolz über eine zufällig in guter Laune vollbrachte That, durch welche ich Anna den Händen roher, doch gegen mich tugendhaft zu nennender Leute entriß — daß ich in frevelnder Vermessenheit wähnte, der Herr habe sich meiner erbarmt und mir in Anna einen seiner Engel zugesendet, der mich wieder dem Himmel zuführe, und ich so mein Herz einer Leidenschaft öffnete, die, den Frieden des unschuldigen, engelreinen Mädchens

vergiftend, sich auch ihrem arglosen Herzen mittheilte, da ich kein Mittel scheute, dies zu bewerkstelligen. — Mit dem Augenblicke, wo ich ihr, der liebend Vertrauenden, Unschuld und Ehre, Glück und Zukunft, Vater und Heimath raubte: mit diesem Augenblicke begann die Reihe meiner größeren Verbrechen . . . Eine innere Stimme schien der Armen zu sagen, welch ein Teufel in mir wohne; sie bat, sie beschwor mich, abzulassen von ihr. Ich that es nicht. Ein begangenes Verbrechen, um das ich wußte, sollte mir zu dem Besitze dieser Reinen, Fleckenlosen verhelfen; nicht genug, daß ich sie zeitlich elend gemacht: meine Gemeinschaft, der des Aussätzigen gleich, sollte auch ihre Seele verunreinigen, sie mit hinabziehen in den Pfuhl meines Verderbens, und so ihr auch das himmlische Erbe rauben, wie's schon mit ihrem irdischen geschehen ist. Noch einmal warnte mich der Himmel, indem er meinen Plan scheitern ließ. Aber ich sank immer tiefer in den Abgrund des Verbrechens, oder stürzte mich vielmehr wild frevelnd hinein . . . Höre es, Anna, und zittere vor Abscheu und Entsetzen: durch einen Mord, ja, durch einen Mord wollte ich mir Dich erringen; ewig wollte ich Dich an einen Mörder fesseln! . . . Und ahnst Du wohl, wem dieser Mord galt?! Siehe, Deinem Bruder, Anna, Deinem Bruder Valentin! Der Preis dieses Mordes solltest Du sein! . . . Sieh Deinen Bruder an, Anna! Die Wunden, die seinen Körper bedecken, habe ich ihm geschlagen, oder die Meute, die ich auf ihn hetzte, wie man die Hunde auf den

Edelhirsch hetzt. Wähne nicht, daß die weltschwere Last meiner Schuld leichter werde durch den Umstand, daß er hier noch lebend steht; ich hätte ihn sicher gemordet, wenn nicht Gott, der das Maaß meines Frevels schon bis zum Rande gefüllt sahe, ihm im letzten entscheidenden Augenblicke den treuen Diener Deines Vaters mit etlichen wackeren Leuten dieser Hütten zur Hülfe gesendet hätte ... O, warum erschlug der treue Diener nicht auch mich im gerechten Grimme, wie er's mit meinen weniger schuldigen Helfershelfern gethan; warum ließ er das bereits erhobene Schwert sinken, als ich im Kampfe zu Boden stürzte und heller Fackelschein meinen Kopf beleuchtete, dem der Helm entfallen war?! ... O, er wußte es wohl: leben war für mich gleich schrecklich, wie sterben! ... Nun weißt Du Alles, Anna; ich wage nicht, Dich anzuschauen, um den tiefen Abscheu in Deinen Zügen nicht lesen zu müssen; denn immer noch — wehe mir, dem Frevler! — denn immer noch liebe ich Dich! Befreie Dich durch ein Wort von meiner verpestenden Gegenwart; doch glaube mir, ich wäre schon von selbst geflohen, wenn ich nicht dies Bekenntniß hätte vor Dir ablegen wollen; — ich habe Dir das Böse gestanden, und will Dir daher auch das einzige, winzige Gute, was noch an mir war, nicht verhehlen! — Jetzt aber sprich ..."

„Zuvor aber vergönnet mir ein Wort!" fiel Agnes mit edlem Unwillen ein, bevor die Kranke die Lippen zum Sprechen öffnen konnte. „Wisset, Vetter," wandte sie sich zu dem abgewendet

stehenden Otto, „in diesem Augenblicke habt Ihr das größte Verbrechen Eures Lebens begangen dadurch, daß Ihr die Arme fast getödtet habt durch Euren unwahren, entstellten Bericht. Wahrlich, nur die Zerrissenheit Eures Gemüths und die Krankheit Eurer Seele kann Euch entschuldigen, sonst verdientet Ihr es in der That, von dem Angesicht des edlen Mädchens verbannt zu werden . . . Du aber, Anna, meine geliebte Schwester, höre meinen Worten zu und glaube mir, daß Du nur lautere Wahrheit aus meinem Munde vernehmen wirst . . . Siehe, auch ich will der Vergangenheit Otto's nicht erwähnen, sie ist Allen kund; aber nicht er trägt die Schuld davon, sondern die Verbrechen seines Vaters. Trotz der lasterhaften Ausschweifungen, deren er sich scheinbar ergeben, blieb sein Herz dennoch edel und gut, ohne daß dies Einer von uns ahnte. Seine Liebe zu Dir war rein und hehr, und ohne den Fehltritt einer schwachen Stunde wärst Du vielleicht jetzt schon glücklich an der Seite des edlen jungen Mannes. Zu seinem wirklichen Verbrechen aber, zu dem Mordanschlag auf Valentin, trieb ihn nur — schaudere nicht, meine Schwester — eben die Liebe zu Dir. Er wollte gut machen, was er an Dir verbrochen; er wollte Deine Ehre, Dein Glück wiederherstellen, und Du solltest ja nicht ahnen, welch schweres Opfer er Dir gebracht; er wollte ja nicht glücklich werden durch das Verbrechen, nur Du solltest es sein. Es war die Verzweiflung, Dich elend, dem Verderben und der Schmach und Schande preisgegeben zu sehen, die ihn dazu

trieb ... O, Du hättest hören sollen sein Flehen um irgend einen anderen Ausweg, Dich zu retten: ein Stein mußte es sein, der unerweicht dabei blieb. Auch konnte er hoffen, daß es nicht zum Blutvergießen kommen würde; ferner ahnte er nicht, daß Der, zu dessen Verderben man ihn hinterlistig ersehen, Dein Bruder sei ... Siehe, ich weiß, daß dem Allen so ist, wie ich Dir sage, denn Gott ließ mich einen verborgenen Gang in dem Hause seines oder vielmehr Deines Vaters entdecken, der vom oberen Stockwerk, wo mein Kämmerlein mir angewiesen war, durch die Mauerwand auf schmaler Stiege hinab zu dem Gemache des Rentmeisters führt, wo ich hinter einer dünnen Thür jedes Wort verstehen konnte, was im Gemach gesprochen ward ... Siehe, Anna, das ist es, dessen er sich schuldig gemacht; ein Verbrechen zwar ist's vor den Menschen wie vor Gott; aber Gottes Gnade stößt keinen bereuenden Sünder zurück, und wahrlich, er hat bereut, wie's nur ein Mensch vermag, das zeigt Dir seine Jammergestalt, seine schwere Selbstanklage! ... Auch Du wirst ihm verzeihen, Schwester, wie's ja auch schon Dein edler Bruder, mein Valentin, gethan ..."

„Ich verzieh ihm," nahm Valentin das Wort, indem er zu Otto trat, „weil Martin, dessen Treue für uns längst Dein Geheimniß errathen und Deines Geliebten wahren Charakter erforscht hatte, ihn mir ziemlich ebenso schilderte, wie jetzt meine Agnes gethan; ich verzieh ihm, wegen seiner unendlichen Liebe zu Dir, Anna, wegen seiner bitteren, verzweiflungsvollen Reue, die sich

in jeder seiner Geberde kund gab; ich verzieh ihm, weil er mein, des Unbekannten, Leben, zu schützen suchte, indem er vor dem Kampfe uns fast flehend beschwor, von dem Gute zu lassen, das wir doch gegen die Ueberzahl nicht schützen könnten . . . Ich führe ihn Dir jetzt zu, Schwester, damit auch Du ihm verzeihest! . . ."

„Meint Ihr, ich habe bis jetzt geschwiegen, um zu hören, ob er wirklich nicht so schuldig sei, wie er sich selbst anklagt?!" sprach Anna mit himmlischem Ausdruck in Ton und Blick, während Otto wiederstrebend sich halb zu ihr gewandt hatte. „O, dann müßte ich ihn nicht lieben! . . . Mein Herz, die Stimme meines Innern, die Stimme des allwissenden Gottes hat ihn freigesprochen, noch ehe Ihr zu seiner Rechtfertigung die Lippen rührtet . . . Nur ließ ich Euch gewähren, um ihm zu zeigen, wie Unrecht er that, an seiner Geliebten Achtung zu zweifeln, da doch Andere diese ihm schon bezeugt hatten... Und dies eben ist das einzige Unrecht, dessen ich ihn wahrhaft schuldig fand, und das ich ihm auch bereits verziehen habe . . . Glaubt mir, in einem Zustande, wie der meine, wo der Körper nur noch am Irdischen klebt, während die Seele schon fast frei ist, in solchem Zustande sieht man klarer, als sonst es der Mensch vermag . . . Selbst der Flecken, den Deine liebevolle Rechtfertigung, Schwester, auf ihm gelassen, auch diesen Flecken sehe ich getilgt durch seine Reue; rein und licht sehe ich den Geliebten vor mir . . . Jetzt tritt herzu, mein Otto, daß ich Dich an mein Herz schließe; zu verzeihen blieb mir nichts! . . ."

„Anna, Du vernichtest mich, statt mich zu erheben!“ stöhnte Otto dumpf. „Deine heiße Liebe hat Dein schuldlos Herz berückt, daß es meine tiefe Verworfenheit nicht fassen kann und darum meint, es sei nicht wahr, daß es einem so Elenden, Unwürdigen schlägt. Siehe, ich gestand Dir Alles, damit Du mich verabscheuen und mich verstoßen solltest; wohl weiß ich, daß mir das Leben, mit Deinem Fluche beladen, ohne Hoffnung, Dir je wieder nahen zu dürfen, eine fortwährende bittere Qual sein würde: aber ich wollte ja dadurch einen Theil, wenn auch nur den kleinsten, meiner Schuld abwaschen, um die Hoffnung zu behalten, einst dort oben, wenn auch erst nach unermeßlichem Zeitraume höllischer Verdammniß im ewigen Feuer, mit Dir vereint zu werden, neben Gottes, auch Dein verklärtes Antlitz schauen zu dürfen! . . . Doch Gott hat es anders beschlossen . . .“

„Otto, mein Geliebter,“ begann Anna wieder, „inbrünstig habe ich Gott gebeten, Dich mir noch einmal zuzuführen; und nun, da der Himmlische meine Bitte erhört, willst Du es sein, der mir diese ersehnte Freude trübt?! . . . Höre mich an, Otto. Auch mich hatte, wie Dich, die Verzweiflung erfaßt ob des Geschehenen; da wandte ich mich in inbrünstigem Gebete an die gnadenreiche Mutter des Herrn, daß sie unsere Fürsprecherin sei bei ihrem Sohne — es war die letzte Nacht, die ich im Kerker zubrachte — und siehe da, noch während des Gebetes tönte es laut und vernehmlich in meinem Innern: Weil Ihr durch Liebe gefehlt, so sei Euch in Liebe

vergeben!... Wie Balsam heilte dies meine zagende Seele, und nur mein sich so schwer vom Irdischen losreißendes Herz und die Angst, mit dem Fluche meines Vaters belastet aus der Welt scheiden zu müssen, machten es, daß ich in den letzten Tagen nicht ebenso glücklich war, wie in der Zeit unserer aufblühenden Liebe. Willst Du weiter Zeugniß noch, Otto, daß Gott Dich nicht verstoßen hat?! Auch Du fehltest ja nur durch Liebe!... Otto, schon fühle ich mich schwächer, und wer weiß — — Soll ich denn wirklich Dich vergebens gerufen haben?!"

„Nein, das hast Du nicht!" rief Otto in höchster Leidenschaft, Anna zu sich emporziehend; „ich kann nicht ferner widerstehen; mein Herz muß noch einmal an dem Deinigen ruhen, und sollte ich in Ewigkeit verdammt sein! Du warst ja mein Weib vor Gott — —"

„Halt, Bube!" donnerte es in diesem Augenblicke im Gemach, selbst Otto's leidenschaftlich erhobene Stimme übertönend, und durch die aufgerissene Thür stürmte ein Mann auf das Lager der Kranken zu, ergriff Otto's Arm und schleuderte ihn mit Riesenkraft zur Seite. „Hinweg, elender Verführer, ehe meine rächende Hand sich mit Deinem ehrlosen Blute befleckt!"

„Um Gott! mein Vater!" rief Valentin, mehr erschreckt, als überrascht, und auch Anna hauchte leise: „Mein Vater!" — während Otto, bleicher als zuvor, zerknirscht und vernichtet, einem Sessel zu taumelte, auf den er wie bewußtlos niedersank. Agnes lehnte zitternd ihr Haupt an Valentins Brust.

Nach dem Thürmer waren noch zwei Männer eingetreten; diese blieben in dem dunkeln Hintergrunde des Gemaches stehen.

Anna war auf ihr Lager zurückgesunken. Mit dem Ausdruck unaussprechlichen Dankes richteten sich ihre Blicke auf zum Nachthimmel, an dem man durch die Fenstern des Gemaches hin und wieder ein Sternlein schimmern sahe; ihre Hände falteten sich gläubig fromm auf ihrer Brust. Schweigend betrachtete sie der Thürmer einige Augenblicke.

„Wie sie jetzt so daliegt," sagte er endlich kopfschüttelnd, „so sanft, so ruhig — so zeigte sie sich von jeher — und doch, und doch... O mein Gott! wer mir dies vor wenig Tagen noch gesagt hätte — — O, mein Sohn Valentin," wandte er sich zu diesem, „warum hat man Dich nicht sterben lassen, wie ich wähnte, bis vor wenig Minuten mir Martin die Kunde von Deinem Leben gab — Du hättest dann doch nicht die tiefe Schmach zu ertragen gehabt, die sie über uns gebracht!..."

„O, habt Mitleid mit der Armen, Vater!" bat Valentin. „Sie ist nur unglücklich, doch nicht so schuldig, wie Ihr wähnt. Gönnt ihr oder mir, sie vor Euren Augen zu rechtfertigen, bevor Ihr Euer hartes Urtheil fällt!"

Wie kannst Du nur so sprechen, Valentin!" entgegnete der Thürmer mit zürnendem Staunen. „Hast es ja auch mit angehört und gesehen, wie sie ihrem Buhlen sich selbst an den Hals warf. Schon reut mich mein Ungestüm, mit welchem ich ihre Liebkosungen verhinderte, nur mein het-

ßes Blut trägt die Schuld — denn was ging's mich an? — Eine reuige Sterbende dachte ich zu finden, und dieser wollte ich meinen Segen mitgeben in die Ewigkeit, und finde statt ihrer eine schaam- und sittenlose Dirne, die sich nicht scheut, vor fremden Leuten ihre unsaubern Gelüste zur Schau zu tragen! . . . Und Du, Valentin, der Tiefgekränkte, nimmst sie in Deinen Schutz?! . . ."

„O Gott! . . . Vater! . . ." preßte Valentin heraus. „Hört mich — ich . . ."

„Mein Sohn, die Wunden haben Deinen sonst so hellen Kopf verwirrt, daß er das Vorgefallene nicht zu fassen vermag," sagte der Thürmer mitleidig, als er das so verstörte Wesen seines Sohnes gewahrte. „Darum komm, verlaß mit mir den Schauplatz unserer tiefsten Erniedrigung, und folge mir in meine einsame Zelle; dort können wir unsern Schmerz um die Verlorene, für uns Gestorbene einander klagen; das wird unser Herz erleichtern. Komm, Valentin, mein Sohn; ich habe keine Tochter, Du keine Schwester mehr; wir haben nur noch uns einander . . . Du schweigst, senkst den Blick zu Boden — — Ha, die Jungfrau an Deiner Seite — gewiß ist sie die edle Fremde, die den Plan der Nichtswürdigen durchschaut und so Deine Rettung bewirkte; Martin hat mir etwas dergleichen gesagt . . . Nun wohl: hängt Dein Herz an ihr, so sei sie mir als Tochter willkommen; wir wollen ihr die edle That durch treue Liebe zu vergelten suchen . . . Kommt denn, meine Kinder . . ."

„Vater, mögest Du stets dieser Deiner Worte gedenken!“ sprach Anna, indem eine himmlische Freude ihr Antlitz verklärte.

„Du zögerst immer noch, mein Sohn?“ fuhr der Thürmer fort. „O edle Jungfrau, vereint Eure Bitten mit den meinen, damit er Euch zu Liebe thue, wozu ihn meine Worte, die sein kranker Verstand nicht begreift, nicht vermögen ... Sagt ihm, daß Ihr mit mir geht, so wird auch er folgen.“

„Nicht eher Vater, bis Ihr Alles wißt!“ rief Valentin entschlossen. „Nicht eher, bis Ihr Eurer unglücklichen, schuldlos leidenden Tochter Euren Segen ertheilt habt!“

„Nun, so muß ich allein zurückkehren, da auch der Mund jener holden Jungfrau schüchtern schweigt,“ sagte der Thürmer seufzend. „Euch, Mutter Wanka, wandte er sich an diese, die schweigend dieser Scene beigewohnt hatte, „Euch vertraue ich ihn an; Eure Kunst möge ihm mit Gottes Hülfe Gesundheit des Leibes und Licht des Geistes wiedergeben. Der Herr wird's Euch lohnen, da ich's nicht vermag!“

Valentin wollte noch einmal sprechen, aber ein bittender Blick Anna's hieß ihn schweigen. Erschüttert sank er auf einen Sessel, den Wanka ihm brachte.

Der Thürmer wollte zur Thür schreiten, als ihm plötzlich einer der beiden im Hintergrunde weilenden Männer den Weg vertrat.

„Ihr werdet nicht von hinnen gehen, edler Herr,“ sagte Martin in fast gebietendem Tone, „Ihr hättet denn Euer Wort gelöst. Ihr woll-

tet Eurer Tochter Rechtfertigung hören, sagtet Ihr, und deshalb führte ich Euch hinaus; nicht geschah's aber, um eine Sterbende zu schmähen. Den niedrigsten Verbrecher hört man vor dem Urtheil, und Ihr wollt dies Eurem leiblichen Kinde versagen?! Schwere Verantwortung würde Euch droben werden, deß seid gewiß! ..."

„Ich bin's seit heut Abend gewöhnt, Dich solche Sprache führen zu hören," sagte der Thürmer finster, doch nicht zornig; „zu jeder andern Zeit hätte ich Deine Vermessenheit schwer geahndet, doch jetzt mag's Dir verziehen sein, weil auch Du bei der Rettung meines Sohnes thätig warst. Aber wage nicht fürder ..."

„O Herr, rächt Euch in meinem Blute, wenn ich Euch beleidigt, aber thut nach meinen Worten!" rief Martin. „Wißt, Ihr müßt mich tödten, bevor Ihr das Gemach verlasset, ohne Anna gehört zu haben!"

„Eure Härte wird die Arme tödten, Herr!" fiel jetzt auch Wanka ein. „Und" — fuhr sie leise fort, „die Genesung Eures Sohnes hängt ab von Eurem Bleiben oder Gehen, das schwöre ich Euch zu Gott dem Allwissenden!"

Einen Augenblick sahe Sträuber die Sprechende starr an; dann flog ein bitteres Lächeln über sein Gesicht. „Ich muß mich ja fügen," sagte er in herbem Tone; „ich bin ja nichts mehr, als ein armer, von Gott und Menschen verlassener Greis! Wohl, so geschehe Euer Wille."

„Ich wußte es ja, daß Gott Dein Herz erweichen würde, mein Vater!" sprach Anna durch Thränen lächelnd, die ihr des Vaters herber

Gram auspreßte. „Gott wird mir auch die Kraft verleihen, Dir Alles, Alles, was ich gefühlt und gelitten, zu bekennen.“

Und mit rührender Einfachheit schilderte sie Freude und Leid ihres Herzens. Sie berichtete, wie ihre Liebe zu Otto entstanden und gewachsen, ohne daß sie seinen Namen kannte, suchte ihren Fehltritt nicht zu entschuldigen, verschwieg aber auch nicht die Qualen der Reue, die sie empfunden, das herbe Weh der Entsagung und ihren Entschluß, schon hier ihre Vergehen durch bittere Leiden zu büßen. Sie verhehlte nicht, daß sie ihre Liebe zu Otto mit ins Grab nehme, und daß es nächst dem Verlangen nach dem Segen des schwergekränkten Vaters ihr heißester Wunsch gewesen, den Geliebten vor ihrem Ende noch einmal zu sehen, um ihm Trost zuzusprechen, damit er nicht der finsteren Verzweiflung anheimfalle und sie droben wieder mit ihm vereint werde. Sie gestand zum Schlusse, daß ihr ohne die Erfüllung dieses Wunsches das Scheiden unendlich schwer geworden wäre, daß sie aber jetzt mit Freudigkeit dem Augenblicke entgegensehe, wo der Herr sie rufen würde.

Ihre ersten Worte verklangen machtlos vor dem ehernen Willen des Thürmers; als sie aber von ihren Leiden sprach, fühlte er, daß seine unnatürliche Kraft wanke. Er war im Innersten von der Wahrheit ihrer Worte überzeugt, und als sie geendet, hatte das Vaterherz den Sieg davongetragen. Hatte er doch selbst so viel gelitten im Leben, wie sollte er gegen den Schmerz des Kindes unempfindlich bleiben! Dennoch aber

war er weit davon entfernt, sie von aller Schuld freizusprechen; in seinen Augen hatte sie gefehlt, schwer gefehlt, und das tiefe Mitgefühl vermochte nicht ganz den Stachel zu tilgen, den die Erfahrungen der letzten Tage in seine wunde Brust gepflanzt hatten.

Schluchzend knieeten Valentin und Agnes an Anna's Lager; Mutter Wanka machte sich am Arzneischranke zu schaffen, um ihre Thränen zu verbergen; Martin machte seinem Mitgefühl durch lautes Weinen Luft; Otto's krampfhaft wogende Brust und die thränenlosen, unheimlich blitzenden Augen deuteten eine furchtbare Aufregung an; aus dem Hintergrunde des Gemaches ward ein dumpfes Stöhnen und Aechzen hörbar; nur Anna blickte mit verklärtem, seligem Lächeln um sich, als wolle sie sagen: „Weinet nicht um mich, Ihr Lieben; ich habe ausgelitten und gehe ein zu des Herrn Freude!" — Da trat der Thürmer nach kurzem Kampfe mit sich selbst zu der Wendin.

„Mutter Wanka," sprach er mit leiser, vor innerer Bewegung zitternder Stimme, „Ihr kennt den Zustand der Kranken; sagt mir: wird Anna genesen? . . . Aber, bei dem allwissenden und allgegenwärtigen Gotte über uns — sprecht die lautere Wahrheit, wie Ihr sie dermaleinst verantworten könnt!"

Die heilkundige Frau zögerte betroffen mit der Antwort. „Bei Gott ist kein Ding unmöglich," sagte sie endlich eben so leise; „aber menschliche Hülfe vermag hier nichts mehr auszurichten. Noch vor wenigen Stunden hegte ich Hoff-

nung, aber während der Erlebnisse dieser Nacht bin ich zu der Erkenntniß gekommen, daß die Stärke des Geistes, die sich in diesem schwachen Körper offenbart, daß diese erhabene Kraft der Seele, die sich über alles Irdische erhebt, nicht mehr von dieser Welt ist; ihr unsterblich Theil gehört schon den lichten Räumen an, und befördert durch seinen überirdischen Flug die Auflösung des sterblichen Leibes, die nun nicht mehr lange auf sich warten lassen wird ..."

Langsam und feierlich schritt der Thürmer zu seiner Tochter. „Anna von Wolpersberg," begann er, „Du hast schwer gefehlt, aber auch schwer gebüßt... Der Lebenden, die das graue Haupt des Vaters mit Schmach bedeckte, ward sein Fluch; der Sterbenden, deren Schuld durch bittere Reue und Leid gesühnt, wird sein Segen ... Hier auf Erden mußte ich Dich verleugnen; an der Pforte des Jenseits aber, vor der Du stehst, weicht der Groll der milden Versöhnung ... Anna, unglücklich Kind eines unglücklichen Vaters, Anna, meine Tochter, Du Aermste Deines Geschlechts, — Dein Vater segnet Dich! ... Mögest Du droben glücklich sein, wie Du hier unten elend warst! ... Fahre wohl, Anna, meine Tochter! ..."

Er beugte sich über sie, und drückte den Abschiedskuß auf ihre Stirn. Jetzt aber verließ ihn die bisher behauptete Standhaftigkeit, Thränen entstürzten seinen Augen und benetzten Anna's Wangen; sprachlos hielten Vater und Tochter sich umschlungen.

Endlich riß er sich los. „Wir müssen uns

jetzt für dieses Leben trennen," sagte er in gebrochenem Tone; „und selbst, wenn der Himmel Dich wieder genesen läßt, bleiben wir uns doch fortan fern; nur der Tod vereint uns wieder... Sage Deiner Mutter droben, meiner theuren Barbara, daß auch ich bald ausgelitten haben werde, um für immer mit ihr vereint zu sein..."

„Mein letztes Gebet wird Eurem Glücke gelten, mein theurer Vater!" sprach Anna, noch einmal des Vaters Hand mit dankbaren Küssen bedeckend. „Nun, mein Bruder Valentin," wandte sie sich dann mit himmlischem Lächeln zu diesem, „nimm dieses heiligen Augenblickes wahr, öffne Dein Herz dem Vater, daß Du glücklicher werdest, als ich es war.... Gern würde ich es für Dich thun — aber, ich bin zu matt — meine Kräfte fliehen — ich bedarf der Ruhe — Ruhe..."

„O Gott!" rief Agnes schmerzbebend. „Anna, meine theure Schwester, stirb uns nicht — jetzt nicht... Mutter Wanka, helft doch, sie stirbt..."

„Nein, nein!" sprach Anna matt. „Noch ruft der Herr mich nicht — nur Ruhe — ein wenig Schlaf..."

„Die Kranke hat Recht," sagte die Wendin nach kurzer Prüfung; „noch wohnt so viel Lebenskraft im Körper, daß der schon entfesselte Geist sich seinem Bedürfnisse fügen muß. Ein wenig Schlummer wird sie stärken..."

Anna's Augen hatten sich schon geschlossen; die ruhigen und regelmäßigen Athemzüge ihrer Brust deuteten auf einen erquickenden Schlaf.

„Sie ruhet so sanft nach ihren schweren

Leiden," sagte die Wendin, „daß es Sünde wäre, sie zu erwecken. Gehet daher Alle hinüber ins andere Gemach, da Ihr Euch noch viel zu sagen haben werdet, indeß ich ihren Schlummer bewache. Seht, wie süßes Lächeln ihre Züge verklärt; gewiß zeigt ihr ein sanfter Traum die offenen Pforten des Himmels, dem sie schon jetzt angehört . . ."

Noch einen Scheideblick warf der Thürmer auf die Schlummernde, dann gab er Valentins Bitten nach und folgte ihm und Agnes in das andere Gemach.

„Unvorsichtiger," wandte sich jetzt Wanka zu Martin, der nebst Lindstädt und Otto im Gemach zurückgeblieben war; „wie konntest Du den Greis — —"

„Ich weiß, was Ihr sagen wollt, Mutter Wanka," erwiederte dieser. „Hört aber, wie's zuging: Anfangs schienen alle meine Bitten fruchtlos zu sein; endlich entschloß er sich urplötzlich, hierher zu gehen und die Rechtfertigung der Tochter zu hören. Ich mußte ihm Folge leisten, und schob daher die Forschung, wie's im Hause des Rentmeisters zugehe, bis morgen auf. Doch wenige Schritte vom Thurme kam dieser selbst, wie Ihr ihn jetzt seht; er war seinen Wächtern entsprungen, um seines Vetters Verzeihung zu erflehen. Am Besten war's, wenn ich ihn mitnahm. Ich wollte Beide nach Nikolas Hütte bringen, bis ich Euch benachrichtigt hatte; doch dieser war nicht anwesend, und bei den andern Hütten hätten uns die Hunde, die mich nicht kennen, in Stücke zerrissen. So mußte ich also

die Beiden hierherführen. Nichts ahnend trat ich leise ein, um die Andern nicht zu wecken, die ich schlafend wähnte, aber der Thürmer folgt mir auf dem Fuße, hört draußen Anna's laute Rede, lauscht, und ehe ich's verhindern konnte, drang er ein . . . Gott sei gelobt, daß es noch solche Wendung genommen!"

„Es war Gottes sichtlicher Wille!" sprach die Wendin, und setzte sich mit ihrem Rosenkranz an das Lager der Schlafenden. —

„Otto, kannst Du mir verzeihen?" wandte sich jetzt der Rentmeister mit leiser, bittender Stimme an seinen Sohn.

Otto fuhr aus seinem finstern Brüten auf. „Ha, hinweg von mir, Satan!" sprach er schaudernd, eine abwehrende Bewegung mit den Händen machend, als er seinen Vater erblickte, auf den er bisher nicht geachtet. „Verfolgst Du mich auch bis hierher?!"

„Mein Sohn, hat Dir Agnes, deren Stimme ich für die eines Engels hielt, nicht gesagt von meiner tiefen Reue?" fuhr Lindstädt fort.

„Kann Deine Reue die Arme ins Leben zurückrufen?!" entgegnete Otto dumpf. „Hat sie weniger gelitten, hat sie Schimpf und Schmach minder gefühlt, sind ihre Verzweiflungsthränen süßer gewesen, weil Du, der Anstifter alles Dessen, von dem Gewichte Deiner Blutschuld zermalmt wirst?! . . . Hättest Du nicht jenen ersten, ungeheuren Frevel begangen — o Gott, wie glücklich hätte sie, wie glücklich ich sein können! Wir wären mitsammen aufgewachsen, unsere Liebe hätte einem sanften Bache gleich zwischen

blumigen Auen uns zum Paradiese geführt — — Und jetzt?! ha, mich treibt's fast zu neuem Verbrechen, wenn ich daran denke!" Unheimliche Blitze schossen bei diesen Worten auf den Rentmeister. „Doch nein," fuhr er nach einer Pause fort, „kein neues Verbrechen soll das Andenken der Edlen beflecken . . . Gott, Gott, dieser Gedanke kommt von Dir, durch Anna's Fürbitte... Bestätigt nicht jene von dem Stadtsöldner in der gestrigen Nacht jenem Elenden abgenommene Urkunde, daß der Köckeritz mit den Stellmeisern sich verbunden habe, um irgend einen teuflischen Anschlag auszuführen?! . . . Ha, nicht umsonst soll mir diese Kunde geworden sein; vielleicht gelingt es mir, Leben und Eigenthum vieler Leute zu retten! . . Hinaus denn, — fort — vielleicht — vielleicht — Gottes Gnade ist ja groß!" Er verließ eilig das Gemach.

Die Wendin folgte ihm. „Was soll ich der Armen sagen, wenn sie Euch nicht mehr sieht?" fragte sie.

„Sagt Ihr, gute Mutter," entgegnete er, „daß ich durch ein gutes Werk einen Theil meiner Schuld sühnen will, damit mir die Hoffnung bleibt, einst mit ihr vereint zu werden... Sagt Ihr, sie möge für mich beten, daß mein Vorhaben gelinge . . . Sagt Ihr aber auch, daß ich, wie sie, meine Liebe mit in's Grab nehme! . . . Lebt wohl, Mutter Wanka; ich muß fort!"

Schnellen Schrittes ging er durch die Nacht dahin. Wanka kehrte in das Gemach zurück.

„Er ist fort, ohne ein Wort des Trostes für seinen Vater!" sagte der Rentmeister klagend.

„Doch warum folge ich ihm nicht?! Er sprach von einer guten That — wohlan, ich will ihm zur Seite stehen, ich will —"

„Ihr könnt jetzt nicht hinaus," sagte die Wendin, „denn Ihr seid krank und bedürft der Pflege; ich darf Euch nicht von hinnen lassen. Sobald es angeht, werde ich Euch ein Lager bereiten. Inzwischen vertrauet auf Gottes Sohn, Er verzieh dem Schächer am Kreuze."

„O, wer mir die Gewißheit geben könnte, daß ich einst Gnade zu erwarten hätte!" sprach der Rentmeister wie mit sich selbst. „Ach, ich bin ja nicht von Anfang so verworfen gewesen; mein erster Fehl war gering, und doch entsprang aus ihm die Quelle aller meiner Schuld . . ."

„Ein aufrichtiges Bekenntniß würde gewiß Euer belastetes Herz erleichtern," sprach Wanka tröstend. „Vielleicht auch könntet Ihr dadurch wieder gut machen, was Ihr verbrachet . . ."

Lindstädt schüttelte traurig das Haupt. „Ich nenne ja nichts mehr mein von dem Raube," wehklagte er; „mit Freuden wollte ich's ihm überantworten. Aber ich will mein Herz ausschütten vor Euch — der Tiefgekränkte wird mich nicht anhören wollen, und Ihr könnt's ihm dann ein ander Mal sagen, daß ich nicht so schuldig bin, wie er wähnt . . . Wollt Ihr mir Gehör leihen?"

Wanka gewährte ihm dies um so lieber, als sie hoffte, bei seiner Erzählung ihrer Ermüdung besser widerstehen zu können; denn auch bei ihr machte jetzt nach mehr denn zwei durchwachten Nächten die Natur ihr Recht geltend, und doch

mochte sie nicht von dem Krankenlager weichen. Lindstädt begann also:

„Lange Jahre hindurch hatte mein Ohm, Heinrich von Wolpersberg, in ehelosem Stande gelebt. Er hatte sich in mehreren Kriegen viel Gut und Geld erworben, während meine Mutter, seine Schwester, ihr ganzes Erbtheil hergeben mußte, um den Hausstand ihres Gatten, meines Vaters, zu unterhalten, der als ein nachgeborner Sohn nur geringes Gut besaß und außerdem öfter vom Unglück heimgesucht ward. Er starb, als ich kaum geboren war. Mein Ohm nahm die Wittwe mit ihrem Kinde in sein Haus auf, und da er weiter keine Erben hatte, so priesen mich die Leute glücklich als künftigen Herrn seiner großen Reichthümer. Mein ehrgeiziges Herz war gegen diese Schmeichelworte nicht gleichgültig, welche ich bis zu meinem siebenten Jahre von Jedermann hörte, und ich wiegte mich in zwar kindische, doch stolze Träume, als eines Tages dies Alles wie eine Seifenblase zerplatzte. Mein Ohm hatte in einer Fehde gegen den Pommernherzog gefochten, während wir schon bei ihm waren, und als er aus dem Felde heimkehrte, fand ihn Jedermann gänzlich verändert. Nachdem Frieden geschlossen war, trat er sofort eine Reise an, und das Gerücht nannte Pommern als das Ziel derselben. War er schon niedergeschlagen, als er aus dem Felde heimkehrte, so war er es noch mehr nach seiner Rückkehr von dieser Reise, und Niemand vermochte den Grund seiner Traurigkeit zu entdecken. So trieb er es wohl an sechs Jahre lang; er ver-

ließ zu mehreren Malen die Mark und kam wieder, ohne daß sich sein Gemüth erheiterte. — Plötzlich langte in einer Nacht ein Bote auf schäumendem Rosse an, mit dem er sich in sein Gemach verschloß. Kaum aber graute der Tag, als er befahl, sein Roß zu satteln, und meine Mutter zu sich entbieten ließ. Seine Augen strahlten in Freude, als diese zu ihm kam. „Freue Dich mit mir, liebe Schwester!“ rief er ihr entgegen. „Endlich bin ich am Ziel aller meiner Wünsche; meine bisherige Traurigkeit hat sich in Jubel und Lust gekehrt! . . . Doch sage ich Dir jetzt noch nichts; ich will Dich mit meinem Glücke, das auch das Deinige sein wird, überraschen! . . . Lebe wohl, bald bin ich wieder hier!“ — Er sprengte fort, und kehrte nach einigen Tagen mit einer jungen Frau und einem fünfjährigen Knaben zurück, in denen er meiner bestürzten Mutter seine Gattin und seinen Sohn vorstellte. Er berichtete auch zugleich, daß er die Frau, welche die Tochter eines pommerschen Ritters sei, während des Krieges kennen gelernt habe. Noch ehe der Krieg beendet, habe er beim Vater um sie geworben, dieser aber ihm ihre Hand verweigert, da er ihr schon einen anderen Gatten bestimmt hatte. Noch einmal versuchte er es nach dem Frieden, das Herz des Vaters zu erweichen; doch vergebens. Da ergriff ihn die Verzweiflung, und er sann darauf, die Geliebte zu entführen. Endlich willigte diese ein; aber bevor sie die Grenzen der Mark erreichten, holte man sie ein, und nach verzweifelter Gegenwehr ward ihm die Gattin — in

einem pommerschen Dorfe hatte ein Priester in der Nacht ihre Ehe eingesegnet — entrissen und auf dem Schlosse ihres Vaters in strengem Gewahrsam gehalten, wo sie später eines Söhnleins genaß. „Dies Alles erfuhr ich," fuhr mein Ohm in seinem Berichte fort, „und machte noch manche vergebliche Versuche, die Gattin durch Güte oder Gewalt zu erlangen. Neulich endlich brachte mir ein Bote die Kunde, daß der Vater gestorben und sein Erbe — die Tochter hatte er enterbt — dieser die Freiheit geschenkt habe, um so mehr, da der ihr bestimmte Gatte sich bereits mit einer Andern vermählt hatte. Ich flog hin zu ihr und bringe sie jetzt in Deine Arme, liebe Schwester. Ihr werdet Euch kennen und lieben lernen." — Dahin war jetzt meine stolze Hoffnung einer großen Zukunft, denn Jedermann sagte mir jetzt, daß ich arm sei, während Johannes von Allen als künftiger Erbe geehrt ward. Obgleich mein Ohm und seine Gattin mich erzogen, wie ihr leiblich Kind, und Johannes selbst große Zuneigung zu mir hegte, so blieb doch immer der Stachel getäuschter Hoffnung in meinem Herzen zurück, und ich betrachtete den jungen Vetter als den Zerstörer meines Glückes; doch hütete ich mich wohl, dies laut werden zu lassen. So wuchsen wir mitsammen auf, und je mehr Beweise mir Johannes von seiner Freundschaft gab, um so bitterer ward das Gefühl, von ihm Wohlthaten annehmen zu müssen. Erst als ich das Jünglingsalter erreicht hatte, schien dieser heimliche Groll aus meinem Herzen zu schwinden, denn wirklich

machte Johannes treue Freundschaft, die ihn sogar manche meiner Jugendvergehen auf sich nehmen ließ, Eindruck auf mein Herz. — Inzwischen war meine Mutter gestorben, und auch mein Ohm freute sich seines Glückes nicht lange; die Gattin sank wenige Monden nach dem Tode seiner Schwester in's Grab. — Um meine Zukunft sicher zu stellen, verschaffte mir der Ohm durch seine Fürsprache ein Amt bei Hofe und sicherte mir schon bei seinen Lebzeiten ein hinreichend Erbtheil zu, welches er später auf seines Sohnes Bitten noch verdoppelte. Ich hätte hiernach vollkommen glücklich sein können!... Außer meinem Vetter hatte ich noch Umgang mit dem Schwestersohn meines Vaters, dem Köckeritz, der auf Schönwalde wohnte, und später nahm der Ohm noch den Sohn eines armen Freundes, des Edlen von Schöneck, in sein Haus, um diesen sorgsam unterrichten zu lassen, damit er später ein Amt bekleiden könne, was ihn bei seiner Armuth nähre, und diese Beiden sind's, die mich in den Abgrund stürzten, aus dem ich mich nicht wieder erheben kann; ihnen gelang es, den fast schon ertödteten Wurm des Neides in meinem Innern wieder zu erwecken und meine Hoffnungen auf den Besitz des großen Reichthums meines Ohms auf's Neue zu beleben, indem sie mir in's Ohr zischelten, daß man sich erzähle, mein Ohm sei nicht ehelich verbunden gewesen mit jener Fremden, auch sei diese keineswegs die Tochter eines Edelmanns, sondern das Kind eines gewöhnlichen Bürgers; mithin sei Johannes ein Bastard, und ich der recht-

mäßige Erbe. Anfangs achtete ich nicht auf diese Reden, aber als sie immer häufiger wiederholt wurden, machte ich mich immer mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut, nach dem Tode des Ohms meinen Vetter aus dem Besitze zu vertreiben. Inzwischen hatte Johannes sowohl, als ich mich vermählt, denn mein Amt als Rentmeister warf genug ab, um einen Hausstand zu erhalten. — Nach ungefähr drei Jahren erkrankte mein Ohm, und kein Arzt vermochte ihm zu helfen. Als er seinen Tod herannahen fühlte, sandte er einen Diener zum Probst von St. Marien, um das Trauzeugniß herbeizuholen, welches dieser im Archive der Kirche aufbewahrte, damit es nicht verloren gehen sollte. Köckeritz, der vor einigen Tagen in's Haus gekommen und sich gerade im Nebengemache befand, vernahm diesen Auftritt; er ging dem Diener entgegen, und dieser, ein schurkischer Bösewicht, verkaufte ihm die Urkunde, und gab dann vor, der Probst sei ebenfalls krank und habe ihm nicht willfahren können. An demselben Abend starb der Ohm; am folgenden Tage auch der Probst an einem Schlagfluß, wie es hieß . . . Hier versichere ich vor Gott dem Allwissenden, und schwöre den heiligsten Eid, daß ich von dem Vorhandensein und dem Verschwinden jener Urkunde keine Ahnung hatte! Das Bubenstück war zwischen dem Köckeritz und dem Schöneck verabredet worden, damit sie durch mich in den Besitz der Reichthümer gelangten, und Dietrich, den Diener, der beständig um meinen Ohm war, hatten sie zu dem Verbrechen erkauft, denn

erkannte alle Verhältnisse des Hauses und hatte oft an den Probst Botschaften ausrichten müssen, von seinem Herrn, der dessen Freund war; ich fürchte auch, daß die beiden plötzlichen Sterbefälle nicht von ungefähr gekommen waren! . . . Wie dem auch nun gewesen sein möge: es gelang ihnen, mich in die Falle zu locken. Alle Wohlthaten vergessend, begann ich den Prozeß, den Schöneck als Rechtsgelehrter führte, die Urkunde ward natürlich nicht gefunden, und ich kam in den Besitz aller Güter meines Ohms, mit Ausnahme derjenigen, welche die kurfürstliche Kämmerei und die Stadt einzogen. Natürlich belohnte ich fürstlich Diejenigen, die mir bei Erlangung des Erbes geholfen hatten. Damit aber war ihr Eigennutz noch lange nicht befriedigt, und als ich mich weigerte, ferner zu geben, zeigten sie mir die Urkunde und drohten, diese den Gerichten zu übergeben. Erst jetzt also — ich schwöre es — erfuhr ich den wahren Zusammenhang der Sache, als es zu spät war, das Geschehene gut zu machen, denn es ging überall das Gerede, daß Johannes mit Weib und Kind umgekommen sei. Leider, ach, scheute ich mich, offen das Bubenstück, das man gespielt, zu bekennen, weil ich fürchtete, man werde mich für einen Mitschuldigen halten; auch drohten die Beiden, im Falle ich einen solchen Schritt thun würde, mit falscher Aussage, zumal Schöneck inzwischen bei der Stadt zu einem Amte gelangt war . . . Ungeachtet ich mir einzureden suchte, daß ich ja unschuldig an der Sache sei, sprach dennoch mein Gewissen das Schuldig aus, wenn ich

länger fremdes Gut behalte; aber statt ihm zu folgen, ging ich heimlichen Ausschweifungen nach, bis die Stimme in meinem Innern nach und nach betäubt ward. Unrecht Gut gedeiht jedoch nicht; was meine habsüchtigen Genossen mir ließen, rafften mir Unglücksfälle hinweg, so daß ich bald von Schöneck Geld leihen mußte, um nur meinen Hausstand bestreiten zu können. So kam ich ganz in die Gewalt des späteren Bürgermeisters, der mich von Verbrechen zu Verbrechen trieb, bis ich ihm endlich den eigenen Sohn zum Opfer bringen mußte, um nicht mit Schimpf und Schande mein Leben zu beschließen . . . O, wäre ich noch im Besitze der Reichthümer: mit Freuden wollte ich sie hergeben, um mein Gewissen zu erleichtern; aber ach! ich bin ja selbst ein Bettler jetzt! . . ."

Tief seufzend stützte er jetzt den Kopf in beide Hände, sein Wesen drückte die höchste Verzweiflung aus.

„Wie können nur die Menschen so schlecht sein gegen einander, um der vergänglichen irdischen Habe willen!" sagte Wanka schaudernd.

„Ihr könntet dennoch dem Beraubten zu einem Theile seiner Habe verhelfen," sagte Martin, der auch der Erzählung aufmerksam zugehört, nach kurzem Sinnen. „Landesherr und Stadt haben noch einen Theil der Güter inne, wie Ihr sagt; wohlan, entdeckt den teuflischen Betrug, und diese Güter müssen dem rechtmäßigen Erben werden . . ."

„Leider habe ich vor einigen Tagen, ehe die Reue über mich kam, jene Urkunde, den einzigen

Beweis, vernichtet," sagte Lindstädt traurig. „Wird man auf ein bloßes Wort von mir, der ich vielleicht bald als Verbrecher vor aller Welt dastehe, jene Güter herausgeben?! Nimmermehr wird sich Kurfürst Otto, der des Geldes so viel braucht, dazu verstehen; und an der Spitze der Stadt steht Schöneck als Bürgermeister, dem es ein Kleines wäre, mich stumm zu machen..."

„Ihr habt des schurkischen Dieners, des Dietrich, nicht wieder erwähnt," fuhr Martin nach einer Pause wieder fort; „habt Ihr nie wieder von ihm vernommen?"

„Er blieb seinem Charakter getreu und ward später ein Dieb," entgegnete der Rentmeister; „da er unter unserem Schutze zu stehen meinte, trieb er sein schändlich Handwerk so dreist, daß er öfter in Berlin eingefangen ward, wo wir ihn dann mit großer Mühe befreien mußten. Vor zehn Jahren, als wir ihm das letzte Mal durchhalfen, sollte er gehängt werden. Später sah ich ihn nicht mehr." — —

Martin schienen wichtige Gedanken zu beschäftigen; er versank in tiefes Nachsinnen, aus dem er erst erweckt wurde, als der Thürmer wieder eintrat, dem Valentin und Agnes folgten. Alle Drei waren tief bewegt.

„Gebt mir meinen Mantel, Wanka," sprach Sträuber, und seine Stimme klang traurig wie noch nie; „ich will zurück zu meiner Einsamkeit, wo ich wenigstens ruhig werde sterben können."

„Mein Vater," sagte Valentin schüchtern, „wenn Ihr denn nicht wollt, daß meine Agnes und ich Euch in Eurer Einsamkeit heim-

suchen, so werdet Ihr diese doch einst verlassen, wenn — —"

„Wenn man mich zu Grabe trägt," fiel der Thürmer ein, doch ohne Bitterkeit. „Dringt nicht weiter in mich," fuhr er fort, „ich kann nicht anders. Du hast meinen Segen, Valentin; möge es Dir wohlergehen auf Erden, bis wir uns droben wiederfinden . . . Sage Anna, sie möge mir verzeihen, was ich Hartes gegen sie gesprochen; ich hatte ja nicht bedacht, daß Kinder anders fühlen und denken können, als die Eltern; ich hatte nicht bedacht, daß Ihr kein Rachegelübde gethan . . . Lebe wohl, Valentin; ich werde stets in Liebe Deiner gedenken, wenn Dich auch meine Augen nicht mehr schauen; hatte ich mich doch schon gewöhnt an den Gedanken, Dich zu missen, als die Kunde von Deinem Tode kam . . ."

Er trat noch einmal an Anna's Lager. „Wie gleicht sie meiner theuren Barbara!" sprach er. „Ich werde nun ganz einsam und verlassen sein," fuhr er nach kurzer Pause fort; „doch wird's nicht lange mehr dauern, bis der entlaubte, morsche Stamm zerfällt, und ein Leben beschließt voller bitterer Leiden und getäuschter Hoffnungen. Dann aber werde ich sie wieder finden; dann werde ich nicht mehr verlassen sein.„

„Ihr werdet auch hienieden nicht verlassen sein," sprach Martin; „denn ich gehe mit Euch..."

„Valentin wird Deiner nöthiger gebrauchen und Du es bei ihm besser haben, als bei mir," wandte der Thürmer ein.

„O nein, mein theurer Herr!" versicherte

der Diener. „Ich diene Eurem Sohne, wenn ich bei Euch bleibe; und ich werde glücklich sein, wenn ich Euren Gram und Kummer mit Euch theile, wie Ihr bisher Euer kärglich Brot mit mir getheilt . . ."

„Nun, so sei's!" sprach Sträuber, ihm gerührt die Hand reichend. „Du magst mir denn die Grillen vertreiben mit Erzählungen von Valentin und Anna!"

Noch einmal trat er zu Anna, als wollte er ihr Bild tief in seine Seele drücken, während Martin den Rentmeister in eine dunkle Ecke des Gemaches zog. „Wenn's Euch Ernst ist, Euer Vergehen wieder gut zu machen," sagte er leise zu diesem, „so verweilt hier, bis ich Euch Nachricht bringe."

„Jetzt komm, Martin!" sagte der Thürmer wieder, rief Valentin und Agnes ein letztes Lebewohl zu und schritt schnell hinaus. Martin drückte den Liebenden so wie der Wendin stumm die Hand, knieete an Anna's Lager nieder, ein still Gebet verrichtend, und folgte dann seinem Herrn. — Tiefe Stille herrschte eine Zeitlang im Gemach. — —

„Valentin, mein Geliebter, werden wir denn auch glücklich sein?!" begann Agnes endlich mit thränenfeuchten Augen zu dem jungen Manne aufblickend. „Wodurch haben wir es verdient, unter so vielem Jammer die Einzigen zu sein, die ihrem Glücke entgegensehen?!"

„So lange Du mich liebst," entgegnete Valentin innig, „kann kein Schicksalsschlag unser Glück zertrümmern, denn unsere Liebe ist's ja

eben, die uns selbst über die Schrecken der Gegenwart zu einem Himmel nie geahnter Seligkeit führt!"

„O, ich werde Dich ewig lieben!" rief die Jungfrau. „Nie kann ich den Augenblick vergessen, als ich zum ersten Male die Blicke zu Dir erhob, und in Dir das Ideal fand, das längst meiner Seele vorgeschwebt hatte von dem Manne, dem ich einst angehören könnte. „Er ist's!" tönte es in mir, und alle meine Empfindungen jauchzten wieder: „Er ist's!" — Welch stolzes Gefühl durchwogte mich bei dem Gedanken: „Er hat sein Leben für Dich eingesetzt, er, der Held Deiner stillen Träume! . . . Und als ich aus Deiner Verwirrung schloß, daß auch Du Aehnliches fühltest — wir Frauen haben einen scharfen Blick bei Dergleichen — da mußte ich mit Gewalt mein Entzücken bergen in Gegenwart meines Vaters . . . So, Geliebter, fühle ich noch jetzt, — so werde ich fühlen, so lange das Herz mir schlägt . . ."

Valentin schloß sie zärtlich an seine Brust. „Wie wunderbar oft des Himmels Wege sind!" sagte er nach einer Weile. „Ich mußte Dich den Wogen des See's entreißen, damit Du mich später aus den Händen der Knechte Deines Vaters retten konntest. Denn hättest Du mich nicht in jener Nacht, obwohl vergeblich, gewarnt, so wäre der wackere Martin nicht auf den Einfall gekommen, mit seinen wendischen Freunden mir in jenem Karren heimlich zu folgen und den Anschlag zu vereiteln. So wollen

wir auch ferner der Fügung Gottes vertrauen; Er wird's wohl mit uns machen ..."

„Ja, das wollen wir, Geliebter," sprach Agnes. „Wir wollen aber auch seines Gebotes eingedenk sein, das da Liebe und Versöhnung gebietet ... Siehe, Valentin, hier ist ein tief bereuender Sünder, der sich nach Deiner Verzeihung sehnt; laß mich nicht umsonst seine Fürsprecherin sein."

Sie führte den Geliebten zu Lindstädt, welchem Valentin mit milden Worten Friede und Versöhnung bot. Thränen dankbarer Freude erleichterten die gequälte Brust des Rentmeisters. „O, wie schön ist's doch unter guten Menschen!" rief er aus; „und ich Thor, — wie habe ich dies hohe Glück verkannt und von mir gestoßen! ... O Agnes, Ihr seid wahrlich der Engel des Lichts, für den ich Euch hielt, als ich in jener Nacht Eure warnende und tröstende Stimme vernahm und Ihr meinen Siegelring fordertet, damit mein Otto durch ihn erkenne, daß es mein Wille sei, jene That nicht auszuführen ... Und ich habe Euch so arg verkannt ..."

Der geräuschvolle Eintritt Menglers, des Stadtsöldners, unterbrach seine Rede. Der wackere Bursche, der seinen todtgeglaubten Vorgesetzten so tapfer vertheidigt, bis Martins und seiner Genossen Erscheinung auf dem Kampfplatze der Sache eine andere Wendung gab, hatte diesen nicht verlassen wollen, zumal er erfuhr, welche Bewandtniß es mit jener Sendung nach Tangermünde hatte. Er war Valentin, der sich bald von seiner Betäubung erholte, ge-

folgt, und hatte in einer der wendischen Hütten vorläufig Unterkommen gefunden.

„Herr Rottmeister, oder vielmehr Herr Junker von Wolpersberg," redete er Valentin an, „wollet mir verzeihen, daß ich in Gegenwart des edlen Fräuleins und — —"

Er hielt befremdet inne, als er den Rentmeister erkannte, von dessen Hiersein er noch nichts wußte.

„Was bringst Du mir, mein wackerer Freund?" fragte Valentin. „Sprich frei heraus, was Du mir zu sagen hast."

Trotz dieser Aufforderung zog Mengler den jungen Mann in einen Winkel des Gemachs und sprach leise und eifrig zu ihm. Immer aufmerksamer hörte Valentin ihm zu.

„Das ist wahrlich seltsam," sagte Letzterer endlich; „und doch, wenn ich's recht bedenke —" Nach einigem Nachsinnen wandte er sich zu Wanka. „Könnte meine Verwundung wohl auf etliche Tage Eurer Pflege entbehren, gute Mutter?" fragte er.

„Wenn Du selbst sorgsam Acht geben willst auf Alles, was ich verordne, so mag's drum sein, wenn's sein muß," entgegnete diese. „Mit jeder Stunde ist Deine Genesung sichtlich fortgeschritten."

„Was hast Du im Sinne, Geliebter?" fragte Agnes besorgt.

„Ich muß Dich auf kurze Zeit verlassen, Theure," erwiederte Valentin; „mich ruft die Pflicht von hinnen, denn bis ich irgendwo ein Amt erhalte, das uns Beide ernährt, stehe ich

noch im Dienste der Stadt Berlin. Doch zage nicht, Agnes; der Gott, der uns bisher so gnädiglich beschützt, wird uns auch ferner nicht verlassen, deß sei gewiß . . . Vielleicht ist es mir vergönnt, ab und zu Dich und Anna zu sehen, die ich der Fürsorge der guten Mutter Wanka zurücklassen muß . . ."

„Ich werde ihr Schützer sein, soweit mein Arm es vermag," sagte der Rentmeister; „meine Körperkrankheit wird in der Noth meinem Willen weichen . . ."

Valentin reichte ihm dankend die Hand. „Wo ist Otto?" fragte er dann.

Die Wendin berichtete, was dieser beim Weggehen gesagt.

„So werde ich mit ihm vereint handeln," sprach Valentin weiter. „Doch es ist hohe Zeit; schon beginnen die Hähne den neuen Tag zu verkünden."

Er nahm herzlichen Abschied von Agnes, die still ergeben sich Dem fügte, was der Geliebte als seine Pflicht erkannte. Mutter Wanka brachte ein Barett herbei, da Valentins blutige Kopfbedeckung im Karren zurückgeblieben war; er selbst umgürtete sich mit seinem Schwerte und verließ mit Mengler die Hütte.

12.

Mehrere Tage waren verflossen. Die Pest wüthete in Berlin, wie überhaupt in der ganzen Mark. Unter solchen Umständen hielten die Raubritter für's Beste, ihre Absicht gegen die Stadt Berlin vorläufig aufzugeben, bis ein der-

artiges Unternehmen mit weniger Gefahr ausgeführt werden konnte, und stellten deshalb die bereits begonnenen Vorbereitungen zur Eroberung der Stadt wieder ein. Nicht so jedoch dachte Dietrich, der gerade den jetzigen Zeitpunkt am geeignetsten hielt, auf eigene Hand sich aus den Seckeln der Berliner Bürger zu bereichern. Er verband sich daher mit mehreren seines Gelichters, die man zu jener Zeit schaarenweise auf den unbewachten Landstraßen fand, und setzte sich auch wieder mit dem Ritter von Köckeritz in Einvernehmen, der bei seinen zerrütteten Vermögensumständen und bei der fast entschwundenen Aussicht auf die Erbschaft seiner Tochter sich wohl oder übel dem räuberischen Plane seines früheren Dieners anschließen mußte. Besonders kam dabei dem saubern Bunde der Umstand zu Statten, daß fast sämmtliche Stadtsöldner den Dienst bei der Stadt aufgesagt hatten, und daß Berlin daher in kurzer Zeit auf die Vertheidigung seiner Bürger beschränkt sein mußte, die aber eben nicht sehr zu fürchten waren, wenn es den Stellmeisern gelang, in die Stadt zu dringen und diese theilweise in Brand zu stecken. Das Erstere war wiederum bei der immer mangelhafter werdenden und hin und wieder in dem allgemein zunehmenden Schrecken vor der Pest ganz unterlassenen Bewachung der Thore ein Leichtes, und das Letztere war bei den vielen mit Stroh gedeckten Häusern der Stadt ebenfalls nicht schwer auszuführen. Köckeritz war dazu ersehen, die etwa zur Vertheidigung herbeieilen-

den Bürger irre zu führen, während die Andern ungestört rauben und plündern konnten.

Schon vor einigen Tagen hatte Dietrich Gelegenheit gefunden, den Ritter von Köckeritz zu einer nächtlichen Zusammenkunft entbieten zu lassen, um das Weitere zu verabreden. Diese fand in der Nähe der wendischen Hütten statt und wurde in ihr der ganze Plan festgestellt, dessen Ausführung in den nachstehenden Tagen stattfinden sollte, bis zu welcher Zeit sich die Stellmeiser, welche in den Wäldern umher sich versteckt hielten, hinreichend verstärkt zu haben meinten. Zweien oder Dreien von ihnen war es bereits gelungen, Pechkränze und andere leicht entzündliche Stoffe in das Haus des Kronenwirths zu schaffen. — Unter so bewandten Umständen war natürlich auf ein erfolgreiches Gelingen des verbrecherischen Unternehmens zu rechnen. —

So standen die Sachen, als Abends Köckeritz einen Boten entließ, der ihn benachrichtigt hatte, daß die Stellmeiser willens seien, in der kommenden Nacht den Streich zu vollführen. Da ihre Kundschafter aber wider Erwarten sämmtliche Thore gut bewacht gefunden, so habe man den Plan dahin abgeändert, daß erst von den in Trautmanns Hause verborgenen Genossen einige Häuser in Brand gesteckt werden sollten, damit der große Haufe der Stellmeiser in der dadurch veranlaßten Verwirrung leichter in die Stadt dringen könnte. Um Mitternacht sollten die Flammen dann das Zeichen geben, daß Alles bereit sei.

Eifrig machte sich jetzt Köckeritz daran, sich für die Thaten der Nacht zu rüsten. Dann ging er, da noch eine gute Zeit hin war, ehe das Werk beginnen sollte, in dem hohen Gemache auf und nieder, daß seine klirrenden Tritte dröhnend wiederhallten. Es war dies das einzige Geräusch, welches sich in dem einsamen Hause vernehmen ließ, denn alle Diener hatten seit der Flucht des Rentmeisters dasselbe verlassen.

Plötzlich vernahm er Schritte in dem Gange, der zu seinem Gemache führte, und bevor er seine Absicht, das Gemach zu verschließen, ausführen konnte, öffnete sich die Thür desselben, und ein durch einen Mantel verhüllter Mann trat herein.

„Um Gott, Ihr seid's, Herr von Schöneck?!" rief Köckeritz, als der Fremde sich seiner Hülle entledigt. „Wahrlich, ich hätte Euch zu so später Zeit in diesem Hause nicht vermuthet . . ."

„Muß ich denn nicht zu Euch kommen, da Ihr Euch nicht bei mir blicken laßt?!" entgegnete der Bürgermeister, sich auf einen Sessel werfend. „O, was sind das für Zeiten," seufzte er; „ich, der Regierende der Stadt, muß wie ein Gespenst zu nächtlicher Zeit durch die Gassen schleichen, um eines Freundes Rath und Trost zu erholen! Wer hätte dies noch vor wenig Tagen gedacht! . . ."

„Sagt, was ist Euch widerfahren, Freund?!" fragte Köckeritz, selbst geänstigt durch des Bürgermeisters verstörtes Aussehen. „Ihr seid so bleich, Euer Wesen so zagend wie noch nie . . .

Sprecht, droht irgend eine Gefahr, bricht ein Unheil herein, oder was ist's sonst, das Euch mit Schrecken erfüllt?! . . . Die Furcht vor der Pest kann's doch nicht sein, sonst wäret Ihr sicher lieber in Euren vier Pfählen geblieben."

Der Bürgermeister verharrte eine Zeit lang im Schweigen, als scheue er sich, dem Genossen gegenüber, von seinem Zustande zu sprechen. Als aber Köckeritz Miene machte, sich gänzlich von ihm abzuwenden und das Gemach zu verlassen, bezwang er sich.

„Sagt mir, werther Freund, habt Ihr noch nichts von dem Rentmeister vernommen?" fragte er mit halb unterdrücktem Seufzer.

„Was schiert mich der entlaufene Narr!" entgegnete Köckeritz rauh. „Er hat den Augenblick wahrgenommen, wo die faulen Diener schliefen und mich ein wichtiges Geschäft aus dem Hause entfernt hielt, um das Weite zu suchen. Quält Euch seine Flucht, so seid auch Ihr ein Narr, der nicht bedenkt, daß er in jetziger Zeit, wo die Städte verschlossen und die Dörfer verlassen sind, nicht weit gekommen sein kann und vermuthlich im Flusse oder auf dem Felde ein Ende genommen hat . . . Ueberhaupt muß ich Euch bitten, der Geschichte nicht weiter zu erwähnen und Eure etwaigen Scrupel für Euch zu behalten; ich habe an wichtigere Dinge zu denken. Thätet wahrlich besser, wenn Ihr meine Agnes erkundschaftet; ihr Verschwinden ist der einzige Gegenstand, der mich noch beunruhigt . . ."

„Was Eure Tochter betrifft, so gebt Ihr Euch meines Erachtens sehr unnöthiger Sorge

hin," erwiederte Schöneck trocken; „die Freunde, zu denen sie sich aller Wahrscheinlichkeit nach begeben hat, würden Euch schlechten Gefallen zu erweisen glauben, wenn sie das Mädel jetzt von sich ließen; und Euch Nachricht geben zu können, geht nicht an, wie Ihr wißt. Was jedoch Eure Vermuthung anlangt, daß ich weibische Scrupel ob des Geschehenen hegen könnte, so seid Ihr in argem Irrthum befangen ... Nimmer, nimmer werde ich meine Thaten bereuen!" rief er heftig. „Was ich gethan, that ich, weil ich's mußte, weil's das einzige Mittel war, mich aus meiner Armuth zu erheben! Wahrlich, noch jetzt in dieser Stunde bin ich bereit, noch viel mehr zu thun, wenn's mein Vortheil erheischt, deß seid gewiß, Herr Ritter von Köckeritz!" ...

Eine wilde Gluth leuchtete bei diesen Worten aus seinen Augen, die seinen Zuhörer betroffen machte. Als aber Schöneck wieder in sein voriges Schweigen versank, verschwand auch dieser Ausdruck wieder und machte von Neuem jenem ungewissen, zaghaften Wesen Platz.

„Beliebt es Euch endlich, Herr Bürgermeister, Euer Anliegen vorzubringen?" nahm Köckeritz wieder das Wort, als er sahe, wie Jener immer mehr von seiner so eben gezeigten muthigen Willenskraft verlor. „Mir däucht, Ihr verlangtet Rath und Trost von mir. Als Euer Freund will ich Euch gewähren, so viel ich kann; aber Ihr müßt eilen mit Eurem Gesuch, denn seht, ich bin gerüstet, um binnen dieser Nacht noch die Stadt zu verlassen."

„Ich hätte nicht übel Lust, mit Euch zu gehen!“ rief Schöneck lebhaft. „Wenn ich nur wüßte, mein Gold und Gut in Sicherheit zu bringen, so würde ich nicht anstehen — —“

„So flieht ohne dasselbe,“ unterbrach ihn Köckeritz begehrlichen Blickes. „Euer liegendes Gut könnt Ihr später verkaufen, wie sich auch Gelegenheit finden wird, Euer Gold an sicherem Verstecke zu bergen, bis Ihr einst . . .“

Schöneck lachte auf. „Ohne mein Gold sollte ich gehen?“ rief er. „Lieber wollte ich auf meinen Seckeln und Truhen sterben . . . Ja, lieber will ich auf Schätzen todt sein, als in Armuth leben!“

„Ihr könnt ja vorläufig einen Theil Eurer Schätze, so viel Ihr zu tragen vermögt, mit Euch nehmen, bis Ihr später den Rest ohne Gefahr nachholen könnt,“ wandte Köckeritz wieder ein, dessen Habgier hell aufloderte bei der Vorstellung von den Reichthümern seines Genossen, die er sich während der Nacht ohne große Mühe zueignen konnte, wenn dieser seinem Rathe folgte. „Da ihr doch einmal fliehen müßt — —“

„Fliehen?! — Wer spricht von Fliehen!“ fuhr Schöneck auf. „Von Verlassen der Stadt ist hier nur die Rede, versteht Ihr? Von Verlassen der Stadt am hellen, lichten Tage, mit Karren, wohl bepackt mit meinem Eigenthum und in hinreichender Reisiger Begleitung. Lieber freilich möchte ich hierbleiben, meiner liegenden Habe wegen, die sich in dieser Zeit nicht ohne großen Schaden verkaufen läßt . . . Deshalb eben, was besser sei: Gehen oder Bleiben,

möchte ich Euren Rath hören, da Ihr der Einzige seid, den ich darüber fragen kann . . ."

„So wollet mir kurz mittheilen, was Euch zum Gehen bewegen würde," sagte Köckeritz ungeduldig, obgleich er sehr begierig war, zu hören, was seinem Genossen widerfahren.

„Hört, Köckeritz, eine Frage beantwortet mir zuvor," begann Schöneck, indem seine Mienen wieder jene zaghafte Scheu ausdrückten. „Sprecht: glaubt Ihr an ein Auferstehen, oder vielmehr an ein Erscheinen der Todten hier auf dieser Erde — glaubt Ihr, daß die Todten die Macht haben, aus ihrem Grabe hervorzukommen und sich zu rächen an Denen, die ihnen Leids zugefügt?! . . ."

Betroffen zuckte Köckeritz zusammen bei dieser unheimlichen Frage. Doch beherrschte er sich und sagte mit gezwungenem Lachen: „Hat der gestrenge Herr eine Erscheinung gehabt, die ihn schreckt?! Nun, da lohnte es sich wahrlich nicht der Mühe, mich gegen Mitternacht aufzusuchen, um eine Antwort zu erhalten, für die's morgen immer noch Zeit genug war. . . Doch sagt, wer war's denn, der Euch mit seiner Rache bedrohte?! Wenn's ein Todter ist, so habt keine Furcht; mit einem Lebendigen fertig zu werden, ist schon viel mißlicher . . ."

„Gegen Lebende aber, die Fleisch und Bein haben, kann man sich schützen," sagte Schöneck; „ein bloßer Schatten jedoch dringt durch die wohlverwahrteste Thür und tödtet trotz Wachen und Panzer durch seine eisige Umarmung . . . Hu, und jetzt zu sterben, inmitten meines Reich-

thums, ohne denselben genossen zu haben — nein, nein, das darf und wird nicht geschehen! ... Lieber wandere ich dann morgen am Tage mit meinen Schätzen, die sich fortbringen lassen, in die weite Welt; schon habe ich einen Karren bepackt, nachdem ich heute früh die Diener fortgeschickt, damit Niemand weiß, was in demselben ist, der reisefertig auf meinem Hofe steht. Die Todten können mir doch nicht folgen, da sie mit jedem Morgen in ihre Gruft zurück müssen, wie man sagt ... Wenn's aber wirklich Lebende sind, die mich bedrohen, so möchte ich wieder um Alles in der Welt nicht meine liegende Habe verlassen, denn sie beträgt den größten Theil meines so sauer erworbenen Eigenthums. Meine Feinde mit Fleisch und Bein brauchte ich nicht zu fürchten ... Nun rathet mir, Köckeritz: auf der einen Seite droht meinem Leben Gefahr durch die Rachegeister Valentins und Otto's; auf der andern wieder muß ich empfindlichen Verlust erleiden an Einkommen, Haus, Hof und anderem Gute — was meint Ihr, das ich thun soll? ..."

Köckeritz ging mit sich zu Rathe. So sehr auch die unheimlichen Reden des Bürgermeisters sein Grauen erregten, so ward doch seine Habsucht mächtig angeregt durch die leichte und reiche Beute, die sich ihm in dem bepackten Karren auf dem Hofe seines Genossen darbot, selbst wenn der Anschlag der Stellmeiser mißglücken sollte. Bald war sein Plan gemacht ...

„Ihr mögt immerhin Recht haben mit Euren Befürchtungen wegen der Todten," sagte er

nach einer Pause; „schon Viel und Mancherlei hat man von dergleichen gehört, und wenn ich Euch vorhin widersprach, geschah's nur, weil ich Euch meine Furcht nicht gleich eingestehen mochte . . . Doch sagt mir, woran habt Ihr ersehen, daß die Geister der Todten Euch verfolgen, und wie kommt Ihr dazu, auch von Otto's Rachegeist zu sprechen, der doch meines Wissens noch zu den Lebenden gehört? Sprecht dreist; sind wir doch unserer Zwei hier, und noch ist Mitternacht, die Stunde der Geister, nicht heran . . ."

„Einen Becher starken Weines gebt mir zuvor, wenn Ihr dergleichen zur Hand habt," sagte Schöneck, der ein inneres Grauen in Mienen und Stimme zur Schau trug. Begierig stürzte er das Getränk hinunter. „Habt Ihr noch nie erfahren," hob er dann an, „das oftmals plötzlich ein Gerücht von einem begangenen Verbrechen auftauchte, von dem man bisher keine Ahnung hatte, und wobei Niemand wußte, von wannen das Gerücht entstanden, das sich dann jedes Mal als wahr erwies? Seht, das sind die rächenden Todten, die theilen's dem Winde, der Luft, den Bäumen mit, und die sagen's wieder den Menschen, welche dann plötzlich die Kunde besitzen, Hunderte von Menschen auf einmal, ohne daß Einer weiß, wer's eigentlich zuerst ausgesprochen. So geht seit etlichen Tagen, trotz der Pest, das Gerücht von Mund zu Munde von der Geschichte mit dem Wolpersberg, dessen sich viele Leute noch entsinnen können. Meine Späher, die ich mir beständig meines

Amtes wegen, um das mich Viele beneiden, unter Rath und Bürgerschaft erhalten muß, brachten mir gar bald die Kunde von der allgemeinen Sage, aber Keiner wußte, wer die alte Geschichte ans Licht gezogen. Wie von Geistern getragen nahm das Gerücht zu an Verbreitung; bald sprach man auch davon, daß der junge, von den Stellmeisern erschlagene Valentin Sträuber der eigentliche Erbe sei. Seit zwei Tagen heißt's nun, daß der Gemordete zu nächtlicher Zeit umgehe, um die Räuber seines Erbes zu strafen; Viele wollen ihn gesehen, Andere seine Stimme vernommen haben; selbst einer meiner besten Späher ist ihm um Mitternacht auf der Gasse begegnet und hat seine Augen gleich zwei feurigen Kohlen glühen sehen. Zu gleicher Zeit geht auch das Gerede unter den Leuten, daß Otto, der Sohn des Rentmeisters, todt sein müsse, denn auch seinen Geist habe man Nachts gesehen bei der Brücke über den Fluß nach Kölln, und Andere noch behaupten gar, daß die Beiden auf der Brücke sich begegnet, einander kurze Zeit gegenüber gestanden hätten und dann Jeder auf einem anderen Wege verschwunden wäre. Seht, Köckeritz, bedarf es da noch weiteren Beweises, wenn's so Viele von ihren Häusern aus gesehen und gehört haben? Glaubt's, meine Späher sind furchtlose Bursche; aber Keiner wollte diese Nacht hinaus, um Euch zu mir zu bescheiden, so dringend ich sie vor einer Stunde unter Androhung schwerer Ahndung durch meine alte Ausgeberin zu mir entbieten ließ ... Und irgend was Seltsames muß noch in der Luft schwe-

ben; ich habe selbst gesehen, wie in der Georgengasse die jungen Bürger und Bürgerssöhne, die in den ersten Tagen der Pest um Alles in der Welt nicht auf die Gasse gegangen wären, seit gestern Einer zum Andern laufen und auf der Gasse die Köpfe zusammenstecken; auch sind die Stadtsöldner, die aus Furcht vor der Pest den Dienst weigerten, jetzt wieder anderer Meinung und verrichten nach wie vor, was ihres Amtes ist, ohne daß man wüßte, wer sie befehligt, denn unser Freund, der Stadthauptmann, ist sehr krank und kann mit keinem Schritte aus seinem Hause gehen... Nun sagt mir, Köckeritz, ob Ihr nicht auch meiner Meinung seid, daß dies Alles nicht auf natürlichem Wege zugehe?..."

Aufmerksam hatte Köckeritz der Erzählung seines Gefährten gelauscht, anfangs mit gleichgültigeren Mienen, später aber, als Schöneck von den Stadtsöldnern sprach, mit sichtlichem Schrecken. Er war nicht frei vom Aberglauben seiner Zeit, aber die häufigen Fehden, die er mit andern Raubrittern durchgekämpft, und die reich an Mordscenen waren, hatten ihn für dergleichen Sagen von Erscheinungen, deren er selbst noch keine gesehen, unzugänglicher gemacht, als dies mit dem Bürgermeister der Fall war. Er war keineswegs geneigt, die plötzliche, seinem Vorhaben so ungelegene Wachsamkeit der Stadtsöldner und die Zusammenkünfte der jungen Bürger den Geistererscheinungen beizumessen, sondern war im Gegentheil fest überzeugt, daß die Absicht der Stellmeiser gegen die Stadt verrathen sein müßte. Mißlang dieser Plan, so war er

verloren, denn wenn er auch seinen Kopf aus der Schlinge gezogen hätte, was ihm mit des Bürgermeisters Hülfe leicht geworden wäre, so stand er dennoch am Rande des Abgrunds, da er keinen Gulden fast mehr sein nennen konnte, und die Hoffnung auf das durch Otto's und seiner Tochter Heirath zu erlangende Erbe bereits entschwunden war. Er mußte sich daher für alle Fälle zu sichern suchen. Gern hätte er seinen Bundesgenossen die Kunde von dem wahrscheinlichen Verrath zukommen lassen; allein dies wäre nicht mehr angegangen, denn jeden Augenblick konnte die Flamme aus den Häusern das verabredete Zeichen geben. Sinnend schritt er im Gemach auf und nieder, hin und wieder verstohlen die schweren Fenstervorhänge lüftend, um zu sehen, ob der Himmel noch nicht den Feuerschein wiedergebe.

„Ich bin ganz Eurer Meinung, Freund," sagte er endlich auf Schönecks wiederholtes Andringen. „Ihr thut recht daran, die Stadt zu verlassen, wo die Todten nicht ruhen würden, bis sie sich an Euch gerächt. — Euer Gold, sagt Ihr, ist schon auf dem Karren, der auf Eurem Hofe steht?"

„So ist's," entgegnete der Bürgermeister. „Ich selbst hab's in die alten Truhen eingezählt, denen Niemand ansieht, was sie enthalten. Der Fuhrmann, der jenen Karren nach Tangermünde geführt, ist schon zu morgen bestellt, und einer meiner ergebenen Späher hat Etliche zum Geleit aufgetrieben. Jeder meint, ich ziehe der

Pest wegen aus der Stadt und der Karren enthalte nur nothdürftigen Reisekram."

„Und Diener habt Ihr nicht weiter im Hause, als Eure Ausgeberin?" fragte Köckeritz weiter.

„Die Schelme haben mich theils freiwillig verlassen, theils habe ich sie weggeschickt," entgegnete Schöneck, „denn wie leicht konnten ihre lauschenden Ohren den Klang des Goldes beim Einpacken vernehmen?! Von der alten Hausunke habe ich das nicht zu fürchten, denn die ist fast taub."

Der Bürgermeister hatte inzwischen fleißig dem Becher zugesprochen, der von seinem Genossen zu wiederholten Malen gefüllt worden. Er bemerkte nicht, mit welch seltsamen Blicken dieser seinen Antworten zuhörte.

Köckeritz sann wieder eine Zeit lang nach. „So wird es gehen," sagte er endlich halblaut für sich. „Gelingt der Streich mit den Stellmeisern, so bin ich so wie so geborgen; können diese nicht in die Stadt herein, so werden sie sicher nicht säumen, ihr Heil in der Flucht zu suchen, und Niemand wird es wagen, mich des Einverständnisses mit ihnen zu zeihen. Ehe man ihn hier findet, hat mir sein Siegelring Thür und Thor geöffnet und ich habe die Beute in Sicherheit. Zu den Leuten sage ich, er sei schon voraus gereist und habe mir aufgetragen, den Karren nachzuführen; auch die Wahrheit Dessen verbürgt sein Siegelring . . . So muß es gelingen . . ."

„Was meint Ihr da, Ritter?" fragte Schöneck, der sich vergebens bemühte, die halblauten Worte

seines Gefährten zu verstehen. „Was soll gelingen?"

„Deine Höllenfahrt, wucherischer Gauner!" rief Köckeritz, indem er sich mit Blitzesschnelle auf den Bürgermeister stürzte und ihm seinen Dolch bis ans Heft in den Leib stieß. „Hast auch mich um Hab' und Gut geprellt! . . ."

Mit einem leisen Schrei sank der Getroffene in den Lehnsessel zurück. Köckeritz zog ihm hastig den Siegelring vom Finger, ergriff Mantel und Barett, verließ eilig das Gemach, welches er von außen verschloß, und stürzte aus dem Hause, in welchem er den bisherigen Genossen ganz allein zurückließ.

Eine Viertelstunde blieb Schöneck regungslos. Der Dolch saß noch in der Wunde, aus der das Blut nur tropfenweise quoll. Jetzt kehrte dem Verwundeten das Bewußtsein zurück. Mit zitternder Hand versuchte er das Mordinstrument herauszuziehen. Ein Strom Blutes schoß jetzt aus der Oeffnung.

Die verzweiflungsvolle Todesangst ersetzte die schwindenden Kräfte. Er riß ein Stück Tuch aus seinem Mantel und suchte durch Verstopfung der Wunde das Blut zu stillen. Es gelang, doch litt er jetzt grimmige Schmerzen.

„Entsetzlich, wenn ich hier sterben müßte!" ächzte er dumpf und schwer. „Und all' meinen Reichthum muß ich zurücklassen, um den ich so viel gewagt . . . Nein — ich will nicht sterben, will leben, damit ich die Früchte meiner Anstrengungen koste . . . Ha, wie glühend Blei rinnt's durch meine Adern, aber mein Gebein, in mir

ist eisige Kälte! Ist das der Tod?! Nein, nein, nein! Und wenn er's wäre?! Hu, welcher Gedanke! Ich kann nicht sterben, ich habe ja noch so viel zu bereuen! Wenn ich nur beten könnte! Ha, welcher Schmerz! Dabei beten?! Nein, nein! Ich kann nicht beten, mag nicht bereuen! Leben will ich, meine Schätze genießen, noch lange! Gott würde mich nicht hören, wenn ich ihn rufe; aber Satan, der muß mich hören; kann ich doch noch viel thun für sein Reich!... Laß mich leben, Höllenfürst; nur noch zehn Jahre, fünf nur noch! Sei barmherzig, laß mich leben!... Vielleicht hilfts bei Gott, wenn ich den zehnten Theil meines Gutes an die Kirche — ja, ich wills geloben — nur leben, leben noch... Auch Messen will ich lesen lassen für die Todten — hört Ihr's?! Laßt ab, laßt ab von mir!..."

Immer mehr nahmen die Schmerzen zu, wie seine Kräfte schwanden. Verzweiflungsvoll wehrte sich sein Geist gegen die hereinbrechende Todesnacht.

„Wenn nur Jemand da wäre, der mir beispringen könnte!" ächzte er in abgebrochenen Pausen. „Aber dies Haus ist öde, wie ein Todtenhaus! Doch vielleicht finde ich auf der Gasse Einen — will's versuchen..."

Mit unsäglicher Anstrengung erhob er sich und schleppte sich bis zur Thür. Ein dumpfes Wuthgebrüll entrang sich seiner Brust, als er diese verschlossen fand. Kraftlos sank er zu Boden. Sich und der ganzen Welt fluchend, raufte er sich in ohnmächtigem Grimme das Haar aus.

Da dämmerte wieder ein Hoffnungsstrahl

in seiner angstgequälten Seele auf. „Ha, jenes Fenster! Ich kann ja um Hülfe rufen! . . .“

Auf allen Vieren kroch er zu dem Fenster des Gemaches, an dessen Vorhängen er sich nach vielen vergeblichen Versuchen in die Höhe richtete. Er starrte hinaus.

„Finstre Nacht ist's da unten!“ stöhnte der Bürgermeister. „Ich glaube auch, das ist der Hofraum, nicht die Gasse . . . Weh mir! . . . Ich kann nicht mehr laut rufen, daß man's im Nachbarhause hörte! . . . Umkommen muß ich — und will doch leben! . . . Ha! was sehe ich — die Hölle, sie thut sich auf mit den schwarzen Teufeln! . . . Wehe! wehe! . . .“

Eine sprühende Feuergarbe, blutroth zum Himmel leckend, blendete plötzlich seinen Blick. Schwarze Dampfwolken umwogten sie.

Fast zu gleicher Zeit tönte der durchdringende Ruf der Sturmglocke von St. Marien herüber durch die Stille der Nacht. Bald mischten sich die langgezogenen Töne des Feuerhorns in ihren mächtigen Klang.

Mit wirrem Sinn sahe und hörte Schöneck, aber sein umnachteter Geist vermochte das schrekkenerregende Ereigniß nicht mehr zu fassen. „Ja, die Hölle ist's, die sich aufthut,“ stöhnte er, „und da drüben ruft mich Johannes zum Gericht! . . . Aber ich komme nicht, ich will nicht, jetzt noch nicht, denn ich lebe ja noch lange!“ kreischte er mit letzter Kraft seiner Brust. „Erst, wenn ich genug gelebt, wenn ich meine Schätze — —“

In diesem Augenblicke, durch die krampfhafte Anstrengung seiner Brust gedrängt, machte sich

das zurückgehaltene Blut durch den leichten Verband seiner Wunde Luft. Ein starker Strahl dieses Lebensstoffes benetzte die Fensterbrüstung. Mit einem erstickten Schrei brach Schöneck zusammen.

Krampfhaft wälzte er sich noch kurze Zeit in seinem Blute, bis er mit einem letzten Röcheln seine schwarze Seele aushauchte. — —

Inzwischen war es auf den Gassen lebendig geworden. Bewaffnete Bürger stürzten aus den Häusern und eilten einem bestimmten Sammelplatze zu. „Die Stellmeiser sind da!" rief man hier. „Nehmt Euch vor dem Köckeritz in Acht, Ihr wißt, daß er uns irre führen will!" warnte man dort. „Haut ihn in Stücke, wenn er sich blicken läßt!" tönte es wieder. „Jeder kennt ja unsere Anführer für diese Nacht!" — Durch das Geschrei und Getöse lassen die Thürme von St. Marien und St. Nicolai ihre ehernen Zungen erschallen, als wollten sie die Todten erwecken.

Die hölzerne Brücke, die über die Spree nach Kölln führt, erdröhnt von den Tritten einer bewaffneten, mit Fackeln versehenen Männerschaar, die von einem jungen, bleichen Reiter geführt wird. „Die Köllner kommen zur Hülfe!" jubelt man ihnen entgegen, und Viele schließen sich dieser Schaar an, die den Weg zum Oderberger Thor einschlägt. Vergessen ist die Furcht vor der ansteckenden Seuche, vergessen die Zwietracht zwischen den beiden Schwesterstädten, die ihren Grund in der gegenseitigen Eifersucht hatte: es gilt ja, den gemeinsamen Feind aller fleißigen Bürger damaliger Zeit, die verhaßten

Raubritter und Stellmeiser, zu bekämpfen, die schon so manche blühende Stadt in Asche gelegt hatten! — Da gilt kein Zaudern, nur gemeinsames Handeln kann retten.

Sich mit jedem Schritte vermehrend, hat die Schaar bald das Oderberger Thor erreicht, wo eine starke Abtheilung Stadtsöldner und Bürger Wacht hält. Der Führer gebietet Halt. Einer der Stadtsöldner tritt ehrerbietig an ihn heran.

„Wie ist das Gesindel in die Stadt gekommen, Mengler?" fragte der junge Mann.

„Hier bei uns ist nicht eine Maus durchgelassen worden, Herr Junker von Lindstädt," entgegnet der Stadtsöldner. „Herr Valentin von Wolpersberg hat sich beim ersten Lärmen zu Roß gesetzt, um an den andern Thoren nachzusehen . . . Ha, die Hunde scheinens gewußt zu haben, wer hier den Befehl hat; sie waren bange um ihre ganzen Schädel und haben sich eine andere Stelle ersehen . . ."

Das Herankommen eines Reiters unterbrach ihn. „Beruhigt Euch, Freunde," rief dieser den Bürgern zu; „noch sind die Räuber nicht in die Stadt gedrungen bis auf Etliche, die sich schon früher eingeschlichen haben mögen, um die Brandfackel zu entzünden. Sicher haben sie ihren früheren Plan geändert, und denken jetzt, während des Feuerschreckens gefahrloser die Thore einzunehmen. Wir Stadtsöldner werden ihnen, wo sie auch immer kommen mögen, das Handwerk legen und sie mit blutigen Köpfen zurückweisen. Ihr Andern aber eilt schnell zu den brennenden Häusern und sucht zu löschen, damit das Feuer bei dem

starken Winde nicht auch die noch verschonten Strohdächer erreiche. Der Junker von Lindstädt wird dabei auf Ordnung halten, und nichtswürdige Diebe bestrafen ... Eilt, Freunde; unser größter Feind ist das Feuer, den müßt Ihr besiegen; wir im Dienste der Stadt sichern Euch gegen den Ueberfall von außen."

Die Schaar wandte sich gehorsam den Brandstätten zu; nur Otto schien einige Augenblicke zu zögern. „Ich hätte so gern mit Dir den Schwerterkampf aufgesucht!" sagte er zu Valentin.

„Dort ist eine größere Pflicht zu erfüllen, mein Bruder," entgegnete dieser. „Dort gilt es: zu retten, hier aber: zu tödten; jenes ist edler und verdienstlicher. Mein Platz ist bei den Stadtsöldnern, der Deine bei den Bürgern. Sollten wir aber hier der Hülfe bedürftig werden, so rechnen wir auf Dich ... Jetzt Gott befohlen, Otto!"

Die beiden jungen Männer drückten sich die Hand zum Abschiede. Otto sprengte seiner Schaar nach.

„Hätt's traun von den Köllnern nicht geglaubt, daß sie so flink zur Hand sein würden nach den ewigen Zwistigkeiten zwischen den beiden Städten," wandte sich Mengler jetzt zu Valentin. „Aber freilich, wenn heut Berlin geplündert wurde, konnt's Kölln morgen treffen! ... Der Köckeritz hat sich noch nicht blicken lassen — vielleicht hat er den Braten gerochen, und zieht es vor, unbemerkt zu entfliehen; nun, ob wir oder die Andern ihn henken, bleibt sich gleich. Nur thut's mir um Fräulein Agnes leid ...

Ja, ja, es war gut, daß ich auf nächtliche Kundschaft ausging, als wir aus jenem dem Galgenvogel am Spandower Thore abgenommenen Pergament ersahen, wie's mit dem Köckeritz und den Stellmeisern steht ... Habe die Kerls doch hübsch belauschen können, wie ich's bei den Welschen gelernt habe. Ich will nicht ruhmredig sein, aber gut war's doch, daß ich's that. Freilich, ohne Euch und Herrn Otto hätt's wenig genutzt; wenn Ihr nicht die Stadtsöldner und die jungen Bürger von Kölln und Berlin auf Eure Seite gebracht hättet, so säße das Raubgesindel vielleicht schon drin im warmen Nest. Fein schlau habt Ihr's aber auch angefangen; Ihr sagtet es in jeder Gasse Einem, und der mußte es den wackersten Burschen wiedersagen, damit nichts vor der Zeit verrathen wurde, denn man kann nicht wissen, wer Alles noch dahinter steckt. Ebenso hat's Herr Otto drüben in Kölln gemacht. Auch war's gut, daß Ihr die furchtsamen Klatschmäuler bei dem Glauben ließet, Ihr ginget als Geist um; konntet Ihr doch nun Nachts unangefochten durch die Gassen gehen und Euch mit Herrn Otto ungehindert besprechen ... Ja, ja, die Stadt ist Euch großen Dank schuldig!"

„Das Feuer greift mit entsetzlicher Schnelligkeit um sich," sagte Valentin, der wenig auf jene Reden Acht gegeben, mit banger Befürchtung. „Der Wind treibt die Flammen von einem Strohdach zum andern. Der Himmel wolle gnädig großes Unheil verhüten!"

„Wenn wir nur erst die Stellmeiser zu Paa-

ren getrieben hätten!" fügte Mengler hinzu. „Dann könnten wir dort noch Hülfe leisten... Aber die Halunken zögern heut so, wie neulich ... Muß doch mal ein wenig nach ihnen auslugen."

Er erstieg den Wall und blickte scharf, aber vorsichtig über das Feld, auf welchem beim Scheine der Feuersbrunst ziemlich deutlich jeder Gegenstand wahrgenommen werden konnte. Etwas seitwärts vom Thor befand sich ein dichtes, meist nur aus jungen Tannen bestehendes Gebüsch, welches sich ungefähr tausend Schritte in's Feld hinausstreckte. Hinter diesem Gebüsch war das Feld hügelig.

Auch Valentin hatte den Wall erstiegen und über die Brustwehr hinweg eine Weile das Gebüsch mit großer Aufmerksamkeit beobachtet. Er ließ sich dann eine Armbrust reichen, legte das Geschoß an, und im nächsten Augenblicke schwirrte der Bolzen dem Gebüsch zu, von woher zu gleicher Zeit ein unterdrückter Schmerzruf und ein wirres Geräusch hörbar ward, wie wenn Bewaffnete, die an der Erde liegen, sich erheben und vorsichtig durch dichtes Gebüsch sich drängen.

„Da also sitzen die Schurken drin," sagte Mengler, der ebenfalls die Wirkung des Schusses beobachtet hatte. „Sie lauern, daß die überhand nehmende Feuersbrunst uns von hier weg rufen soll, um dann mit leichter Mühe in die Stadt zu dringen, oder daß der Köckeritz uns verlocken werde, das Thor zu verlassen. Könnte man nur den Wald anzünden, daß die Höllenbrut zu Tode bratet!"

Valentin, der im Gebüsche verdächtige Bewegungen wahrgenommen, und deshalb den Bolzen dorthin entsendet hatte, war ebenfalls überzeugt, daß jenes Gebüsch die Hauptrotte der Stellmeiser berge, die, wie er wußte, durch dasselbe Thor eindringen wollte, welches er mit zehn bis zwölf Stadtsöldnern vertheidigte. Er überlegte, ob es räthlich sei, die Räuber draußen im Freien anzugreifen, und inzwischen die Stadt dem Köckeritz und seinem Anhang preiszugeben, von dem man nicht wissen konnte, wie groß er war. Gern wäre er mit den Söldnern und den bewaffneten jungen Bürgern hinausgezogen, denn er brannte vor Begierde, einen Theil des räuberischen Gesindels, die härteste Landplage damaliger Zeit, zu vernichten. Doch durfte er die nöthige Vorsicht nicht außer Acht lassen, und beschloß daher, sich vorläufig auf die Vertheidigung der Stadt zu beschränken, und auf Befehle vom Rathhause zu warten. Er wußte freilich nicht, daß dort nur wenige Rathsherren versammelt waren, da die meisten auf Rettung ihres Eigenthums vor dem Feuer bedacht waren, und daß die Anwesenden die Zeit verwandten, den Bürgermeister aufsuchen zu lassen, der nirgend zu finden war. Auch hatte er vorher nur die zuverlässigen Bürger mit dem Plane der Stellmeiser vertraut gemacht, ohne den Rath davon in Kenntniß zu setzen, denn er mußte von dem Einfluß des Köckeritz auf den Bürgermeister das Schlimmste erwarten sowohl für die Stadt, als auch für sich, da er wußte, daß nur sein vermeintlicher Tod ihn gegen die Bosheit und die Macht dieser Männer schützte,

und daß, wenn man ihn beseitigte, die Stellmeiser sehr leichtes Spiel haben würden. — Jetzt jedoch sandte er einen Söldner mit der Meldung von der Nähe und großen Zahl der Stellmeiser nach dem Rathhause, wo man aber, statt zu berathen, was zu thun sei, und dann kräftig zu handeln, nur in größeren Schrecken gerieth und keinen Entschluß zu fassen vermochte. Valentin sahe ein, daß von ihm jetzt das Schicksal der Stadt abhing. — —

Wohl über eine Stunde hatten Sträuber und Martin den Glockenstrang in Bewegung gesetzt, um durch den Ruf der Sturmglocken die Bürger zu immer größerer Thätigkeit gegen die mit großer Schnelligkeit um sich greifende Feuersbrunst aufzufordern. Jetzt hielt der Thürmer inne und überschaute einige Augenblicke das Flammenmeer zu seinen Füßen.

„Höre, Martin," wandte er sich dann zu diesem, „ich glaube, wir sind da unten mehr an unserem Platze, als hier oben. Der Feuersbrunst kann zwar Gottes Macht allein nur Stillstand gebieten; indessen giebts doch noch genug zu thun, um zu retten, wo's noch angeht. Laß uns zuvor die Betglocke ziehen, damit das Volk sich erinnert, von wem allein Hülfe in dieser Noth zu erwarten ist, und dann laß uns hinunter eilen, unsere Schuldigkeit zu thun."

„Hab' auch schon so gedacht, lieber Herr," entgegnete Martin, sich den Schweiß von der Stirn wischend. „Aber laßt mich für Euch mit unten arbeiten, denn Eure geschwächten Kräfte — —"

„Werden noch genug des Guten thun kön-

nen," unterbrach ihn der Thürmer, den Strang zur Betglocke ergreifend. Mahnend erscholl ihr Ruf in feierlichem Klange durch die Luft.

Das Volk verstand dies Zeichen. Jeder sandte ein kurzes Gebet zum Herrn der Welt, und begann dann wieder neu gestärkt den Kampf mit dem entfesselten Elemente.

Als die Beiden unten im Thurme anlangten, wurden sie zu ihrem Schrecken gewahr, daß vom Schiffe der Kirche her heller Feuerschein durch die Fugen der Thür drang. Das Feuer mußte angelegt sein, denn noch waren die Flammen der brennenden Häuser der Kirche nicht so nahe, daß auf eine Selbstentzündung zu schließen war. Jeder von ihnen hatte sich oben, um wirksamere Hülfe leisten zu können, mit einer Art bewaffnet, und schnell entschlossen sprengte der Thürmer mit einem gewaltigen Hiebe die verschlossene Thür zur eigentlichen Kirche.

Im ersten Augenblicke entdeckten sie, daß einige zwischen die Chorstühle geworfene brennende Pechkränze die Ursache des Brandes waren; rasch aber züngelte die Flamme an dem trockenen Holze entlang, und keine Hoffnung blieb, das Feuer zu dämpfen, das schnell um sich griff. „Hier waren Mordbrenner!" rief Sträuber. „Laß uns nach der Sakristei eilen, Martin, um zu sehen, ob's da noch was zu retten giebt!"

Die Sakristei hatte zwei Eingänge, einen vom Schiffe der Kirche, den zweiten vom Neuen Markte aus. Als sie zu ersterem durch Qualm und Rauch gelangten, fanden sie diesen von innen verriegelt. Zeit zu langem Besinnen war

nicht vorhanden; zwei zu gleicher Zeit geführte kräftige Streiche sprengten auch diese Thür, daß sie aufsprang.

Ein entsetzlicher Anblick bot sich jetzt beim Scheine einer Leuchte ihren Blicken. Am Boden lag der Sakristan, mit Wunden bedeckt, in seinem Blute schwimmend. Zwei wild aussehende Männer waren eben damit beschäftigt, die goldenen und silbernen Geräthe und Kleinodien der Kirche in eine Lade zu packen.

„Ha, Mordbrenner und Kirchenräuber!“ donnerte der Thürmer ihnen zu, „so leicht soll der Frevel Euch nicht gelingen! ... Nur über meine Leiche geht der Weg mit dem heiligen Gute!“ ...

Zu gleicher Zeit war er zu dem Ausgange geeilt, der auf den Markt führte, um den Räubern die Flucht abzuschneiden, während Martin mit erhobener Axt ihnen den Ausgang in das Schiff der Kirche verwehrte.

Im ersten Augenblick stutzten die Frevler; als sie aber gewahrten, daß die so plötzlich Eingedrungenen ihnen an Zahl nicht überlegen waren, zogen sie ihre Dolche aus den Gürteln und stürzten sich wüthend auf den Thürmer und seinen Gehülfen.

Es entstand ein erbitterter Kampf. Martin, der wohl einsahe, daß seine einzige Waffe, die Axt, ihn in diesem engen Raum nur hinderlich sein konnte, wich, diese von sich werfend, geschickt dem Stoße seines Gegners aus und unterlief ihn dabei so hart, daß dieser zu Boden fiel, aber im Niederstürzen Martin mit sich zog, der indeß oben zu liegen kam. Noch aber besaß der Räu-

der den Dolch; Martin umklammerte mit eiserner Gewalt die Hand, welche die Waffe hielt, damit der Gegner diese nicht gebrauchen könne, während seine Kniee mit centnerschwerer Last die Brust des Räubers preßten, der mit krampfhafter Anstrengung sich von dem Gegner zu befreien suchte. Jeder der Kämpfenden suchte seine freie Hand in den Besitz des Dolches zu setzen; wer diesen erlangte, war Sieger, doch vermochte Martin mit dem ganzen Aufwand seiner Kräfte nicht, dem Räuber die Waffe zu entreißen, die dieser in seiner nervigen Faust ebenso fest umklammert hielt, als Jener mit der seinigen den Arm fesselte, der die Waffe hielt. Sobald des Einen oder des Andern Arm erlahmte, war der Kampf entschieden.

Auf andere Art hatte der Thürmer seinen Feind empfangen. Er führte einen gewaltigen Hieb auf den Angreifenden, der diesem den Kopf gespalten hätte, wenn er nicht schnell zurückgesprungen wäre. Ehe Sträuber aber zu einem zweiten Hiebe ausholen konnte, war der Gegner an ihn heran und zückte den Dolch auf des Thürmers Brust. In demselben Augenblick aber ließ Sträuber die erhobenen Arme mit der Axt zum Streiche auf seinen Feind herniederfallen, so daß dessen Dolchstoß seinen linken Arm traf, während die scharfe Schneide der Axt in des Räubers Rücken drang, daß dieser, den Dolch fallen lassend, rücklings gegen einen Tisch taumelte, auf dem die Leuchte stand, und mit demselben zugleich niederstürzte. Die Leuchte verlöschte zwar, doch das Feuer in der Kirche warf

ein grelles Licht auf den Kampfplatz an der heiligen Stätte.

„Muth, Muth, Martin, ich komme Dir zur Hülfe!" rief der Thürmer jetzt, indem er sich bückte, um den Dolch des Räubers vom Boden aufzunehmen, da diese Waffe ihm nützlicher schien, als seine frühere. „Nur einen Augenblick noch, bis ich diesen Elenden vollends zur Hölle geschickt, wohin er gehört!"

„Du aber fährst mit mir!" kreischte der verwundete Bandit, indem er mit Verzweiflungskraft die Leuchte dem Thürmer ins Gesicht schleuderte, daß die Glassplitter darin sitzen blieben. Zugleich raffte er sich auf und umspannte mit beiden Händen den Hals des Thürmers, um ihn zu erdrosseln. Zwar stieß ihm Sträuber den Dolch bis an das Heft in die Brust, doch konnte er sich dadurch des Feindes nicht erwehren, der sterbend ihn mit sich niederriß und dessen Fingern die Todesangst eiserne Kraft verlieh. Umsonst versuchte Sträuber, mit seiner rechten Hand sich los zu machen aus der tödtenden Umschlingung: der obwohl nur kurze Kampf und der Blutverlust seines verwundeten linken Armes hatten ihn zu sehr erschöpft.

Schon war er dem Ersticken nahe, als es ihm schien, daß der Druck des Banditen schwächer werde. Noch eine letzte Anstrengung versuchte er, und siehe, die Hände seines Gegners fielen kraftlos herab. Er hörte Martin dumpf stöhnen, wollte sich schnell erheben, um auch diesen zu befreien, aber es war ihm, als hingen große bleierne Gewichte an seinen Gliedern.

Zugleich empfand er einen stechenden Schmerz in seinen Augen, so wie eine quälende Uebelkeit im ganzen Körper; er vermochte kaum zu athmen. „Ha — der Rauch — das Feuer —“ murmelte er, seine Augen schließend. „Martin — hilf — ich ersticke!“

Martin gab keine Antwort mehr. Noch einmal athmete der Thürmer tief auf, da war ihm, als ob ein frischer Luftzug über sein Antlitz strich; doch mit diesem Athemzuge schwand sein Bewußtsein. — —

Otto hatte inzwischen mit der größten Anstrengung der Feuersbrunst Einhalt zu thun gesucht; er ging überall den Bürgern mit seinem Beispiele voran, setzte sich der größten Gefahr aus, und leitete und ordnete an, wo es nöthig war. Zwar folgten ihm die Bürger willig und arbeiteten im Schweiße ihres Angesichts; zwar hätte man einen ziemlich bedeutenden Teich anfüllen können mit dem Wasser, mit welchem man die vom Brande bedrohten Häuser überschwemmte, und das mühsam aus dem Flusse herangeschafft werden mußte; zwar suchte man durch Niederreißen einzelner Häuser dem entfesselten Element eine Grenze zu setzen: dennoch gelang es nicht, des Feuers Herr zu werden, das trotz aller Anstrengungen nur mit verdoppelter Wuth um sich griff. Dabei war die Hitze in der Nähe der Brandstätten unerträglich und lähmte die Kraft Derer, die mit unglaublicher Ausdauer mit den Flammen kämpften. Brennende Holzstücke und Strohbündel, von der Hitze emporgetrieben, warf der Wind auf die Strohdächer der noch ver-

schont gebliebenen Stadttheile, daß auch hier die rothe Lohe zum Himmel leckte und neuer Schrecken entstand. Die Stadt schien dem Untergange geweiht; gewiß ein Viertheil hatten die Flammen schon zerstört.

Da mußte sich Otto sagen, daß es thöricht sei, länger noch den erfolglosen Kampf gegen die mit jeder Minute wachsende Feuersbrunst fortzusetzen; jetzt galt nur, zu retten, was noch zu retten war, indem man es aus dem Bereiche der umsichgreifenden Flammen brachte. Er gebot daher, abzulassen von den nutzlosen Löschversuchen und sich rottenweise in die noch vom Feuer verschonten Häuser zu vertheilen, um aus ihnen Alles, was der Rettung werth und möglich sei, hinüber nach dem sichern Kölln zu schaffen, damit wenigstens von der beweglichen Habe der Bürger ein großer Theil in Sicherheit gebracht werde. Zugleich bedrohte er Jeden, der nachher überführt werde, fremdes Gut an sich behalten zu haben, mit dem schmählichsten Tode. Auch jetzt folgte Alles gehorsam dieser Anordnung, und ihr ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß sich Berlin verhältnißmäßig schnell von dem harten Unglück erholte.

Eben wollte er selbst thätig mit Hand anlegen, als man ihm berichtete, daß das Innere der Kirche von St. Marien in lichten Flammen stehe. „Um Gott — der Thürmer!" rief er entsetzt aus bei dem Gedanken, daß dieser unrettbar verloren sei, wenn er noch in seiner hohen Behausung weile. „Auf, laßt uns hin, zu sehen, ob wir noch retten können!" rief er den Um-

stehenden zu, und eilte nach dem Neuen Markte.

„Gott sei gelobt, die Thurmtreppen sind noch unversehrt!" sagte Otto mit erleichterter Brust, als er dort anlangte. „Steige schnell Einer hinauf und mache dem Thürmer die Gefahr kund, indeß wir Andern die Heiligthümer zu bergen suchen!"

In diesem Augenblicke trat ein Chorknabe zu ihm heran. „O Herr, helft vor Allem dem armen Sakristan!" bat er zitternd. Auf Otto's Fragen erzählte er dann, daß er mit dem Sakristan zur Kirche gegangen wäre, um die heiligen Geräthschaften in Sicherheit zu bringen. Kaum aber wären sie eingetreten in das Gotteshaus, als durch die offen gebliebene Thür zwei Männer auf den Sakristan zustürzten, ihm Dolche auf die Brust setzten und ihn so zwangen, ruhig zuzusehen, wie einer der Räuber den Altar entleerte. Damit aber seien sie noch nicht zufrieden gewesen, sondern hätten durch fürchterliche Drohungen den Diener der Kirche gezwungen, ihnen die Sakristei von innen zu öffnen. Kaum sei dies geschehen, als sie den Sakristan erdolchten, Feuer in die Kirche warfen und dann die Thür der Sakristei hinter sich verschlossen. Den Knaben selbst habe man ganz unbeachtet gelassen; er habe sich in einen Winkel der Kirche geflüchtet und nur noch wahrgenommen, daß gleich darauf zwei Männer vom Thurme aus in dieselbe eindrangen. Er sei nicht im Stande gewesen, einen Laut von sich zu geben, so habe ihn das Entsetzen ergriffen, und nur das schnell überhand nehmende Feuer habe ihn soweit zu Sin-

nen gebracht, daß er aus einer nur von innen verriegelten Seitenpforte der Kirche flüchtete.

Otto eilte sogleich mit mehreren Leuten zur äußern Thür der Sakristei, welche zwar von innen verriegelt war, aber der vereinten Anstrengung auf den ersten Stoß nachgab. Rauch und Qualm drang ihnen entgegen, doch der starke Luftzug der offenstehenden Thür zertheilte die erstickenden Dünste sogleich, und man konnte eintreten. Es geschah dies in demselben Augenblicke, wo der Thürmer das Bewußtsein verlor. Auch Martin lag ohne Besinnung auf seinem ebenfalls betäubten Gegner. Der andere Räuber, so wie der Sakristan gaben kein Lebenszeichen mehr von sich; sie waren bereits todt.

Otto lud den Thürmer auf seinen Arm und trug ihn hinaus an die Luft. Dasselbe thaten die andern Leute mit den übrigen, noch in der Sakristei Liegenden, wo man beim hellen Lichte der Feuersbrunst, Otto zu Liebe, mit ihnen die zu damaliger Zeit üblichen Wiederbelebungsversuche anstellte. Bei dem Thürmer und Martin hatten sie guten Erfolg; deutlich sahe man, wie sie sich allmälig erholten.

Nicht lange währte es, so jagte Valentin auf dampfendem Rosse an die Stelle heran. Auf die Kunde von dem Brande der St. Marien-Kirche hatte er Mengler den Befehl am Oderberger Thore anvertraut, da ihn die Angst um den Vater nicht länger weilen ließ. Er hatte einen großen Umweg nehmen müssen, da in vielen Gassen nicht mehr durchzukommen war.

„O, tausend Dank Dir, Otto!" rief er vom Rosse springend. „Aber sprich: lebt der Theure noch?"

„Er ist nur betäubt vom Blutverlust und vom Rauch," erwiederte Otto. „Doch ist die Wunde nur leicht, das sahe ich, als ich den Verband umlegte." Sanft ließ er den Thürmer in Valentins Arme gleiten.

Als hätte die Gegenwart seines Sohnes heilende Kraft geäußert, so schlug Sträuber die Augen auf, als Valentin kaum einen Kuß auf seine Stirn gedrückt. Er erkannte den jungen Mann sogleich. „Valentin, mein Sohn, Du hast mich gerettet?" fragte er gerührt.

„Nicht ich, mein Vater; ich kam zu spät!" entgegnete Valentin, indem er Otto's Hand ergriff und diesen wider dessen Willen näher zog. „Hier, theurer Vater, seht Ihr Euren Retter!"

Der Thürmer erhob seine Augen und zuckte merklich zusammen, als er Otto erblickte. Doch schon im nächsten Augenblicke bezwang er seinen heftigen Widerwillen und reichte dem Sohne des Todfeindes die Hand. „Ich danke Euch, junger Mann," sagte er. „Sollte ich Euch früher verkannt haben, so verzeiht das einem armen, vom Unglücke hart verfolgten Greise!"

„O, edler Herr!" rief Otto tief erregt, „könnte ich nur den hundertsten Theil der Leiden ungeschehen machen, die Euch durch uns — —"

„Nicht davon, Otto!" bat Valentin. „Seht, da kommt Martin, der gleichfalls zum Leben zurückgekehrt; laßt uns dem treuen Freund unsern Dank sagen."

„Das und noch mehr hat er verdient," sagte

der Thürmer, den hocherfreuten Martin in seine Arme schließend. — Trotz der sie umgebenden Schrecken schauten die Umstehenden theilnehmend dieser schönen Scene zu.

„Verzeiht, mein Vater, daß ich jetzt, wo ich Euch gerettet weiß, Euch wieder verlasse," sagte Valentin jetzt. „Die Pflicht ruft mich von hinnen, und da Martin bei Euch ist, weiß ich Euch ja in guten Händen!"

Er küßte dem Thürmer zum Abschiede ehrerbietig die Hand und jagte wieder dem Oderberger Thore zu, wo man noch immer einen Angriff der Stellmeiser erwarten mußte, die jenes Gebüsch noch nicht verlassen.

„Gestattet mir, edler Herr," nahm Otto jetzt ehrerbietig das Wort, „Euch hinüber nach Kölln in Sicherheit zu bringen, da Ihr hier doch nicht verweilen könnt."

„Ich nehme Euer Anerbieten an, junger Mann," erwiederte der Thürmer; „denn ich sehe wohl, ich kann doch nicht Hülfe leisten, wie ich wollte. Doch findet Ihr in der Sakristei in einer Lade die heiligen Geräthschaften, die Gott gegen die Kirchenräuber beschützt hat; wenn Ihr für diese sorgen wolltet . . ."

„Wir können die Lade mit uns nehmen," sagte Otto. „Unter diesen wackern Leuten hier sind wohl Etliche, die sie hinübertragen, während Ihr, durch Martin und mich unterstützt, den durch Euch geretteten Heiligthümern folgt."

„So sei es!" sprach der Thürmer gerührt, den Arm des jungen Mannes annehmend. Zu-

gleich fanden sich auch Träger für die Lade und langsam setzte sich der Zug in Bewegung.

„Sagt mir, Herr von Lindstädt," nahm der Thürmer nicht ohne einige Ueberwindung das Wort, „wißt Ihr vielleicht, wie's mit der Anna steht? . . . Ich und der Martin sind seit jener Nacht nicht wieder aus der Stadt gekommen . . ."

„Am gestrigen Abend lebte sie noch," entgegnete Otto mit bewegter Stimme. „Weiter aber kann ich Euch nichts sagen, edler Herr, denn ich habe Valentin, der allnächtlich einen Boten hinausgesandt, gebeten, nur wenn sie ausgelitten — — Verzeiht . . ."

Er konnte vor heftiger innerer Bewegung nicht weiter sprechen. Auch der Brust des Thürmers entrang sich ein schmerzlicher Seufzer, und Martin fuhr mit der Hand wiederholt über sein Gesicht. Schweigend setzte man den Weg fort; das herbe Leid im eigenen Herzen hatte für den Augenblick das Gefühl für das allgemeine sie umgebende Elend in den Hintergrund gedrängt. —

Inzwischen hatten sich vor der Pforte der Sakristei viele Menschen versammelt, denn mit Blitzesschnelle war das Gerücht von der Gefangennehmung der Brandstifter verbreitet worden, und Jeder brannte vor Begierde, sich an den Unholden zu rächen. Man bedauerte, daß der Tod Einen der Missethäter der Rache des Volkes entzogen; um so entsetzlicher sollte sie den Andern treffen, mit dem man sich alle nur erdenkliche Mühe gab, um ihn ins Leben zurückzurufen, und groß war die Freude, als einige Anzeichen verkündeten, daß der Wunsch der Um-

stehenden in Erfüllung gehe. Nur so lange mäßigte man den wilden Jubel, als Otto mit dem Thürmer in der Nähe war.

„Was sehe ich!" rief plötzlich Einer aus dem Haufen; „die beiden Hallunken sind ja die fremden Handelsleute, die im Hause meines armen Herrn sich seit etlichen Tagen eingenistet haben, und vor denen er immer so große Scheu hegte, als wären es wer weiß was für Leute! . . . Der wird schön erschrecken, wenn er erfährt, welch Gesindel er unter seinem Dache hatte!... Und am Ende stecken noch mehrere solcher Räuber drin!"

Es war Kurt, der Knecht des Kronenwirths vom Neuen Markt, der durch diese Worte seinem Erstaunen und zugleich Entsetzen Luft machte. Hatte ihm die aufgeregte Menge schon mit argwöhnischer Verwunderung zugehört, so machte die in seinen letzten Worten ausgesprochene Befürchtung vollends die Begierde nach mehr Opfern ihrer Rache rege. Da Kurt als des Kronenwirths Knecht bekannt war, so erscholl lautes Beifallsgeschrei, als Einer aus der Menge den Vorschlag machte, hinüber zu gehen und das Haus desselben zu durchsuchen; nur Einige sollten zur Bewachung des gefangenen Mordbrenners zurückbleiben. Kurt mußte den Führer im Hause seines Herrn spielen.

Meister Trautmann war eben in dem oberen, kleinen Gemach, in welchem er Dietrich beherbergt hatte, als plötzlich der Haufe in sein Haus eindrang und gleich darauf die verschlossene Thür des Gemaches sprengte. Rings um

ihn lagen Stroh= und Pechkränze, die er eben geformt zu haben schien, desgleichen Waffen und Rüststücke, deren Aussehen darauf schließen ließ, daß sie bisher im Gebrauch gewesen, und endlich auch Geldtruhen, Schmuckkästchen und andere Sachen, theilweise mit frischen Brandspuren versehen, also offenbar aus den brennenden Häusern entwendet. Sein Todesschrecken, als er sich überrascht sahe, die aschgraue Farbe seines sonst hochrothen Gesichts — dies Alles ließ die Eingedrungenen keinen Augenblick in Zweifel, daß er Theilnehmer, vielleicht gar Anstifter des Verbrechens sei, das die Stadt zu vernichten drohte. Man schleppte ihn auf den Markt, nicht achtend seiner Versicherungen, daß er Alles bekennen wolle, wenn man ihm das Leben ließe. Man band ihn mit dem todten und dem noch halb ohnmächtigen Stellmeiser zusammen, zerrte sie hin zu einem fast niedergebrannten Hause und warf sie in die Glut. Das Jubelgeschrei der Menge übertönte das entsetzliche Gebrüll, das aus den begierig züngelnden Flammen erscholl, bis es nach kurzer Zeit gänzlich aufhörte. — —

Otto, nachdem er den Thürmer sammt den Kleinodien aus der St. Marien=Kirche in Sicherheit gebracht, war in die brennende Stadt zurückgekehrt, um die Ordnung beim Räumen der unversehrten Häuser so viel als möglich aufrecht zu erhalten, wie er's vorhin schon beim Löschen gethan. Auch hierbei folgten die Bürger willig seinen Anordnungen.

Er verweilte eben beim Rathhause, aus welchem man die wichtigen Dokumente und Urkun=

den fortschaffte, da der Giebel des Gebäudes bereits Feuer gefaßt hatte, als Mengler, der ihn gesucht, zu ihm trat.

„Herr Valentin läßt Euch ersuchen," sagte er, „eiligst die Hälfte der an den Thoren vertheilten Stadtsöldner und so viel bewaffnete Bürger zusammen zu raffen, als sich Euch anschließen wollen; diese Mannschaft möchtet Ihr dann zum Spandower Thore hinaus durch die Felder dem wendischen Dorfe zuführen, denn das Diebsgesindel da draußen, wohl über hundert Mann stark, das seine räuberische Absicht auf die Stadt durch unsere Wachsamkeit vereitelt sieht, macht Anstalt, die wendischen Hütten zu plündern, um doch etwas Beute mit hinweg zu nehmen. Zugleich will Herr Valentin mit uns vom Oderberger Thore aus einen Angriff auf die Hallunken machen. Vielleicht gelingts so, das ganze Ungeziefer zur Hölle zu senden."

Eilig schwang sich Otto aufs Roß, und sprengte davon, Valentins Anordnungen auszuführen. Nach kurzer Zeit hatte er mit einem ungefähr fünfzig Bewaffnete starken Zug die Stadt verlassen.

Es war so, wie Mengler berichtet. Die Stellmeiser strömten in hellen Haufen den wendischen Hütten zu, und ihre Vordersten waren bercits im Kampfe mit den Einwohnern derselben begriffen, an deren Spitze man den Rentmeister tapfer streiten sahe. Wie der Blitz fuhr Valentin mit seinen Getreuen in die ungeregelten Rotten, vor sich niedermachend, was Stand zu halten versuchte. Die Räuber suchten end-

lich ihr Heil in der Flucht, aber da war es wieder Otto mit seiner Schaar, der wie ein rächender Gott in ihre Haufen brach, während Lindstädt mit den Wenden das eherne Netz vervollständigte, welches um die Buschklepper gezogen war. So zum Kämpfen genöthigt, vertheidigten sich die Stellmeiser auch mit der Verzweiflung, welche von der Gewißheit ihres unvermeidlichen Verderbens erzeugt ward. Mann gegen Mann wogte der Streit, und lange blieb er unentschieden, da sich die kämpfenden Theile an Zahl fast gleich waren. Schon dämmerte am entfernten Horizonte die Morgenröthe herauf und vereinte sich allmälig mit dem Widerschein der Feuersbrunst, als die letzten Stellmeiser die Waffen von sich warfen und winselnd um Gnade flehten, die ihnen auch von den Siegern, des Blutvergießens müde, gewährt ward. Sie wurden gefesselt und scharf bewacht.

Aber theuer war der Sieg erkauft worden; viele wackere Bürger und Stadtsöldner hatten ihn nicht mehr geschaut!

Kaum hatte Valentin sein bluttriefendes Schwert in die Scheide geworfen und Gott gedankt, daß er ihn in dem harten Kampfe unversehrt erhalten, so fragte er besorgt nach Otto, den er seit Beginn des Gefechtes nicht wieder gesehen. Man zeigte ihn nach einem unfern gelegenen Hügel. Banger Ahnung voll eilte er dorthin: da sahe er Otto in den Armen seines Vaters liegen, bleich, mit Blut gedeckt; von einer feindlichen Hellebarde getroffen, zog sich eine klaffende Wunde über seine Stirn, aber noch

lebte er, ja, ein Lächeln verklärte sein sonst so düsteres Antlitz. Er reichte dem bestürzten Freunde die matte Hand.

„Du wirst wieder genesen, Otto!" rief Valentin, neben dem Verwundeten niederknieend; doch der Schmerz, der in seiner Stimme lag, strafte diese Hoffnung Lügen.

„Für diese Welt ist's vorbei, Freund," entgegnete Otto mit schwacher Stimme, „und es ist gut, daß dem so ist . . . Mit Deinem Vater habe ich mich ausgesöhnt," fuhr er nach einer Pause fort; „sage dies Anna — wenn Du sie noch siehst — und sage ihr — daß ich sie auch wiedersehen werde — dort oben — — Grüße Deine Agnes — seid glücklicher — als ich! . . . Lebt wohl — Alle, Alle! . . ."

Er richtete das schon brechende Auge noch einmal auf seinen Vater, der in düsterem Schmerze auf den Sohn herniederblickte. „Vater, auch Du — wenn ich ungerecht — gegen Dich — —"

Die bleichen Lippen versagten ihm den Dienst. Noch einmal winkte er mit der Hand, wie zum Abschiede, — er war nicht mehr.

Jammernd warf sich der Rentmeister über den Leichnam, und aus Valentins Augen fielen zwei Thränen auf das Antlitz des Geliebten seiner Schwester. Dann aber gebot die Pflicht: er durfte sich nicht seinen stummen Betrachtungen überlassen.

„Bringt den Todten und seinen armen Vater in das Dorf," sagte er zu einigen wendischen Bewohnern desselben, die sich in seiner Nähe be-

fanden, „und meldet Wanka das Vorgefallene.“ Die Wenden vollzogen sein Gebot.

Er eilte jetzt zu den Gefangenen, um die Zahl derselben zu erforschen, damit er einen geeigneten Aufbewahrungsort für dieselben angeben könne. Zu seinem Erstaunen fand er Martin, den er in Kölln wähnte, in eifrigem Zwiegespräch mit einem Gefangenen begriffen. „Du hier, Martin?!“ fragte er überrascht, als er den Kleinen mit einer Hellebarde bewaffnet sahe.

„Euer Vater war in Sicherheit, als die Kunde von dem bevorstehenden Kampfe drüben in Kölln erscholl,“ entgegnete dieser; „und da litt's mich nicht im Orte, ich mußte sein, wo Euch Gefahren drohen . . .“

Valentin drückte dem Treuen gerührt die Hand. „Was ist's mit diesem Gefangenen?“ fragte er dann.

„Das ist der Diener, Herr, der dem Köckeritz damals das Trauzeugniß Eures edlen Großvaters überantwortete,“ sagte Martin. „Ich suchte ihn hier, da ich ihn hier vermuthen konnte, damit er Zeugniß ablege in der gerichtlichen Klage gegen die Erbschaftsräuber; hätte ihn schon dahin bringen wollen, die Wahrheit zu Tage zu fördern. Jetzt nun sagt mir der Mensch, daß ihm vom damaligen Probst zwei gleichlautende Urkunden über den Trauungsakt übergeben worden, da Euer Ahnherr das Dokument aus Vorsicht doppelt hatte ausfertigen lassen, und daß er eine Urkunde für sich behalten, um im äußersten Falle der Noth davon Gebrauch zu machen,

und er verspricht, das für Euch so wichtige Dokument herbeizuschaffen . . ."

„Dies Versprechen werde ich halten, wenn Ihr mir gelobt, mich nicht den Berliner Gerichten ausliefern zu wollen," setzte Dietrich hinzu; „auch will ich Euch noch andere wichtige Kunde mittheilen."

„Dich habe ich öfter gesehen, Bursche," sprach Valentin, den Gefangenen aufmerksam betrachtend.

„Ihr habt Recht, junger Herr," entgegnete der Stellmeiser; „nur ist's seit dem letzten Male wohl an zehn Jahre her. Es war in der Herberge zwischen Rathenow und Berlin, wo wir den Tuchmacher aus Rathenow trafen, der mit zweien solchen Kindern, wie Ihr und Eure Schwester damals waret, und mit einigem Gelde versehen, nach Berlin wandern wollte, um die Thürmerstelle auf St. Marien zu erlangen. Er ging mit Tages-Anbruch fort, und als wir nach zwei Stunden desselben Weges zogen, fanden wir ihn und seine zwei Kinder ermordet im Walde liegen. Das Geld war weg, aber seine Kundschafts-Pergamente als Rathenower Tuchmacher hatte man ihm gelassen. Wir begruben die Leichen gemeinschaftlich, Euer Vater nahm die Urkunden mit, und so erhielt Johannes von Wolpersberg als Tuchmacher Sträuber aus Rathenow das Amt des Thürmers . . ."

Valentins Blick verfinsterte sich bei dieser Erinnerung. Ohne darauf zu achten, fuhr der Stellmeiser fort:

„Schöneck ward durch das veränderte Ausse-

hen Eures Vaters getäuscht; ich aber, der ich ihm öfter auf meinen Hin- und Herzügen begegnet war, hatte ihn wiedererkannt, obwohl ich mir dies nicht merken ließ ... Seht, ich habe Euch damals einen wichtigen Dienst geleistet, daß ich dem Bürgermeister nicht Euren wahren Namen vertraute, denn Ihr wißt, mit welchen Strafen Ihr und die Eurigen bedroht waren, wenn Ihr Euch je innerhalb der Berliner Stadtmark blikken ließet. Ich hoffe zu Eurer Großmuth, daß Ihr mir jetzt diesen Dienst vergelten werdet, zumal Ihr nur durch mich in Eure Rechte eingesetzt werden könnt ..."

„Was Du da eben sagtest, ist freilich die Wahrheit," entgegnete Valentin nicht ohne Erröthen. „Diese Handlung meines Vaters habe ich selbst nie billigen können, aber sie ließ sich in seinen Verhältnissen sehr wohl entschuldigen. Was aber Deine Forderung betrifft, so widerstreitet sie meiner Pflicht, so gern ich auch die reine und makellose Ehre meiner Familie wiederhergestellt sehen möchte ..."

„Ueberlaßt den Gefangenen mir, lieber Herr," sagte Martin; „ich habe ein Recht auf ihn, denn er ist mein Gefangener, da ich es war, der ihm die Waffe aus der Hand wand, wie mehrere Bürger bezeugen können. Ich habe auch nicht im Dienste der Stadt gekämpft, und kann daher über ihn schalten nach Gutdünken. Erlaubt, daß ich ihn zu meinen wendischen Freunden in sichere Verwahrung bringe ... Herr, Ihr kennt mich und wißt, daß ich nichts thun kann, was Eurer Ehre und meinem Gewissen zuwider

wäre," fuhr er leise fort. „Vertraut mir nur dies eine Mal."

„So sei es denn," sagte Valentin nach einigem Zögern. „Da es Dein Gefangener ist, so habe ich nicht über ihn zu gebieten."

Er befahl jetzt, die übrigen Gefangenen nach Kölln zu führen, und sie in den dortigen Gefängnissen unterzubringen, bis Weiteres über sie beschlossen werde. Die todten Stellmeiser begrub man auf derselben Stelle, während die gefallenen Bürger und Stadtsöldner nebst den Verwundeten auf Tragbahren zur Stadt gebracht wurden.

Zu jeder anderen Zeit hätte der Einzug der wackeren Sieger unermeßlichen Jubel verbreitet; aber der Anblick der rauchenden Brandstätten des zum größten Theile niedergebrannten Berlins und die vielen, um Hab und Gut gekommenen Unglücklichen verwandelten die Freude in Klage und Traurigkeit.

In Kölln angelangt, ward Valentin eine neue, für sein Herz nicht erfreuliche Mähr hinterbracht. Man hatte den Ritter von Köckeritz in dem Angenblicke gefangen, als er, in bürgerliche Tracht gekleidet, mit einem Karren aus Kölln fahren wollte und von einigen Bürgern erkannt wurde. Er hatte zwar geleugnet, daß er der Ritter sei, sich vielmehr für einen fremden Fuhrmann ausgegeben, der die Habe des Bürgermeisters in Sicherheit bringen sollte, und zur Bestätigung seiner Aussage den Siegelring des Bürgermeisters vorgezeigt; allein man hatte inzwischen den Leichnam des Herrn von Schöneck, der mit einem Dolche erstochen war, auf dem

Gemache gefunden, welches der Ritter im Hause des Rentmeisters bewohnte, und es sei kein Zweifel, daß der Köckeritz der Mörder seines sonstigen Freundes sei, um sich mit dessen Gut zu bereichern; da auch dringender Verdacht vorhanden, daß er ein Mitschuldiger der Brandstifter sei, so habe man ihn in sichern Gewahrsam gebracht, um ihm den peinlichen Prozeß zu machen.

Mit heiligem Schauer vernahm Valentin diese Kunde; denn er vermochte den Zusammenhang mit dem Tode des Bürgermeisters und das darin enthaltene göttliche Strafgericht, welches das Verbrechen durch den Verbrecher rächt, wohl zu ahnen. Dennoch wäre es ihm lieber gewesen, wenn Köckeritz entkommen, denn gern hätte er Agnes den bittern Schmerz erspart. —

. . . .

13.

Anna harrte, seit sie den ersehnten Segen des Vaters empfangen, in stiller, seeliger Ruhe ihrem Ende entgegen. Körperliche Leiden empfand sie nicht mehr, und das heiße Verlangen ihrer Seele war ja gestillt worden! Ein heiteres Lächeln schwebte im Wachen wie im Schlummer auf ihrem Antlitz, und die christlichen Zwiegespräche, welche sie hin und wieder mit Wanka führte, gaben Zeugniß von dem himmlischen Frieden, der sich seit jener Nacht auf sie herniedergesenkt. Sie fragte weder nach ihrem Vater, noch nach Valentin oder Otto, doch sahe sie es gern, wenn Agnes sich zu ihrem Lager setzte und von ihrer Liebe sprach. „Euch wird es schon auf Erden

vergönnt, glücklich zu sein," sprach sie dann oft, die Hand der schwesterlichen Freundin ergreifend; „und Ihr verdient es auch, denn Euer Lebenswandel war rein vor Gott und Menschen, Ihr ließet Euch nicht von der bösen Leidenschaft hinreißen! . . . Wir werden auch glücklich werden, dort oben, denn wir haben unsere Schuld gebüßt. Gott sei gepriesen, daß wir dies schon hier thun konnten! . . ."

In der letzten Nacht aber, während des Brandes, ward ihr Schlummer sehr unruhig. Es schien, als wäre sie inmitten der gräßlichen Ereignisse versetzt, die in der Stadt Berlin sich zutrugen; beständig sprach sie im Traume mit den Lieben, die in der brennenden Stadt weilten. „Eile, eile, Otto, rette ihn, bevor er stirbt!" rief sie unter Anderem. „Ha! da ist er schon . . . Jetzt ist der theure Vater gerettet! . . . Er segnet ihn . . . Habe Dank! . . ." Dann lag sie ruhiger, bis zum Anbruch des Tages, wo sie mit Otto zu sprechen schien; dabei drückten Worte und Mienen eine hohe, himmlische Freude aus. In der folgenden Zeit des Tages schien sie einer süßen Ruhe theilhaftig zu sein, doch nahmen ihre Kräfte so sichtlich ab, daß Wanka mit Recht fürchtete, die Kranke werde die Nacht nicht überleben. Da hielt es die Wendin für Pflicht, Vater und Bruder von Anna's Zustand Kunde zu senden.

Schon nach einer Stunde trat der Thürmer am Arme seines Sohnes in das Gemach; in demselben Augenblicke erwachte Anna aus einem längeren Schlummer und lächelte den Eintreten-

den entgegen. Im Gemach waren noch Wanka, Agnes und Martin zugegen. Sie reichte Jedem wie zum Abschiede freundlich die Hand.

„Weinet nicht um mich, Ihr Lieben," sagte sie mit matter Stimme, als sie die Thränen der Umstehenden gewahrte; „ich gehe ja ein zu einer besseren Welt, wo mich nichts mehr von meinem mir vorangegangenen Otto zu trennen vermag! . . . Ich weiß Alles," fuhr sie lächelnd fort, „weiß auch, was er Dir beim Scheiden aufgetragen, mein Bruder; er hat mir das Alles schon selbst gesagt. Jetzt harret er mein — dort oben!"

Man vernahm im Gemach nur das leise Weinen der Trauernden und die immer schwächer werdenden Athemzüge der Sterbenden. Jeder fühlte mit heiligem Schauer die Gegenwart des Todesengels, der hier aber nicht als Vernichter, sondern als Engel der Vollendung erschien.

„Ist es vielleicht Dein Wunsch, Anna," nahm Valentin nach einer Pause das Wort, „den Geliebten, dessen Hinscheiden Du bereits erfahren, noch einmal zu sehen? Er fiel im Kampf für seine Vaterstadt, und man hat ihn hierher gebracht . . ."

„Wozu wäre das mein Bruder?!" entgegnete Anna sanft. „So herrlich und erhaben, wie er mir erschienen, so will ich sein Bild auch mit hinüber nehmen in jene Welt! Der irdische, zu Staub werdende Otto ist's ja nicht mehr, nach dem sich nächst meinem Erlöser meine Seele sehnt — es ist sein geläuterter, unsterblicher

Geist, der oben meiner verlangend harrt. Unsere Liebe erstirbt nicht mit dem Leibe zugleich; rein und hehr wird ihre Flamme uns in jener Welt beglücken! . . ."

Bald darauf erschien der Priester, welcher der Sterbenden die Tröstungen der Religion zu Theil werden ließ. Gläubig vernahm sie seine salbungsreichen Worte.

Dann sprach sie noch mit allen Anwesenden, und suchte sie über ihr Hinscheiden zu trösten. Allmälig ward ihre Stimme schwächer; um Mitternacht stieg ihre Seele auf den Flügeln des Gebetes zum Himmel empor.

„Sie hat ausgelitten!" sprach Wanka leise, der Hingeschiedenen die Augen zudrückend. „Groß und hart waren ihre Leiden hier auf Erden; möge ihr dort oben um so reichere Freude zu Theil werden!"

„Amen!" setzte Martin schluchzend hinzu.

Feierliches Schweigen herrschte im Gemach, nur hin und wieder unterbrochen durch die zur Erde fallenden Thränen Derer, die das Lager umstanden.

Da öffnet sich die Thür, und vier Männer tragen eine schwarze Bahre herein, über die eine Decke von gleicher Trauerfarbe ausgebreitet ist. Hinter ihnen folgt wankenden Schrittes der Rentmeister. Schweigend setzen die Träger die Bahre neben Anna's Lager nieder und entfernen sich.

Jetzt fällt des Thürmers umflorter Blick auf Balthasar von Lindstädt, der ihm gegenüber an der Bahre steht. Wort'os reicht er ihm seine Hand; über den Todtenlagern ihrer Kinder be-

kräftigt ein Händedruck, daß aller Haß aufgehört. — —

Wie sollte auch in diesem Augenblick noch Rachgefühl und Zwietracht das Herz des Thürmers erfüllen, wo Anna's verklärter Geist vielleicht herniederblickte zur Stätte der Trauer, und Friede und Versöhnung vom Allmächtigen erflehte für den Vater Dessen, den sie so sehr geliebt hatte! . . . Schien es doch Allen, als müßten sie das Halleluja der Engelschaaren erklingen hören, welche, der Verklärten die Palme des Friedens reichend, sie hinauftrugen zu ihres Herrn Freude . . .

Und ist dem nicht auch so? Vernimmt nicht jedes Ohr durch die Stille der Nacht den frommen leisen Chor? Die Töne kommen näher und näher; vernehmlicher wird der Gesang — es ist ein Trauerpsalm.

Trauern die Engel, daß Gott eines seiner ihnen ähnlichen Geschöpfe nach herbem Leiden zu sich berufen, oder beklagen sie die Welt, welche den reinen Lichtglanz solchen Wesens nicht erkennen und würdigen konnte?! . . .

Doch nein, die gläubig fromme Phantasie der Anwesenden hat sie irre geführt; täglich, stündlich sterben gute, reine Menschen, jeder eine Welt des Schmerzes zurücklassend, und die Natur geht ihren ewig ruhigen Gang; sie läßt ihre Grashälme sprießen auf den Grabhügeln der Guten wie der Schlechten.

Jetzt öffnet sich wieder die Thür, und der matte Schein der Ampel läßt erkennen, daß es Etliche von der Genossenschaft der Kalandsbrü-

der sind, der auch jener Priester angehört. Das Feuer hat auch ihre Zellen nicht verschont, sie sind geflüchtet vor dem entfesselten Element in das nahegelegene wendische Dorf, da alle noch wohnbaren Häuser in den beiden Städten mit Obdachslosen überfüllt sind. Sie kommen jetzt, ihre frommen Sterbegesänge ertönen zu lassen an der Bahre der todten Maid, die in ihrem Kloster den ersten heiligen Unterricht empfangen. Feierlich rührend erschallt ihr Trauergesang im ärmlichen Gemach, dazwischen murmelt der Priester seine Gebete für die Seelen der Verstorbenen. Nachdem sie das Gemach wieder verlassen, vernimmt man noch lange die sich langsam entfernenden Töne ihrer Klagelieder. — —

Die für Alles besorgte Wanka drang endlich in die Anwesenden, das Todtengemach zu verlassen, da in ihren Zügen die Ereignisse der letzten Nacht und die Trauer der vergangenen Stunden deutliche Spuren körperlicher wie Gemüths=Anstrengungen zurückgelassen haben, und endliche Ruhe daher nicht ohne Gefahr länger hinausgeschoben werden konnte. Alle fügten sich dem wohlgemeinten Gebot, nur Martin nicht. Er wollte wachen bei den Dahingeschiedenen. Man ließ dem Treubewährten seinen Willen.

Als sich der Gehülfe des Thürmers in dem stillen Gemache allein sahe, preßte er krampfhaft seine Hände auf die mächtig wallende Brust, als wolle er die geheimnißvolle Tiefe derselben, die einen Schmerz zu umschließen schien, den Niemand ahnte, auch jetzt vor den Todten nicht enthüllen. Doch war seine Kraft schwächer als

sein Wille: mit unwiderstehlicher Gewalt zog es ihn hin zu Anna's Lager; scheu und zitternd, gleich dem Verbrecher, der einen Kirchenraub begehen will, beugte er sich über die Todte und drückte einen heißen Kuß auf ihre bleichen Lippen. Leise weinend knieete er dann nieder und preßte seine brennende Stirn auf ihre kalte Hand.

Lange dauerte es, ehe er sich wieder erhob. Mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes betrachtete er die Dahingeschiedene.

„So vernimm denn im Tode ein Geständniß, von dem Du, lebend, nie gehört hättest," sprach er leise, sich zu Anna wendend, als wolle er mit ihr reden. „Vielleicht erleichtert es die schmerzbeladene Brust, wenn ich, was ich seit Jahren still verschlossen in ihren Tiefen barg, hier vor Dir, Du Herrliche, ausschütte, wie vor Gott, da ich's vor keinem Menschen thun mag. Wenn auch Dein leiblich Ohr meine Worte nicht vernimmt, so wird's mich doch schon beruhigen, wenn ihr Inhalt gleich einem Gebete für Dich zum Throne des Allwissenden aufsteigt; und wer weiß, ob Dein seelig verklärter Geist nicht die Macht besitzt, zu weilen in der Nähe Derer, die sich Dir, einer Heiligen gleich, anbetend nahen . . .

„Ja, Anna, ich liebte Dich, als Du noch auf Erden wandeltest, wie ich Dich immer lieben werde, bis ich einst befreit von allem Irdischen, bei Dir weilen und ohne Scheu und Hinderniß frei und offen vor den himmlischen Zeugen mich dieser Liebe rühmen darf, die rein und hehr ist, wie die Unschuld Deines kindlichen Gemüths

es war. Dir insbesondere, Deinen sanften Bitten hatte ich's ja zu danken, daß Dein Vater, dem die Bosheit der Menschen das Herz mit einer Eisrinde umpanzert hatte, in mir das Ebenbild Gottes achtete; denn wenn auch Dein Bruder Valentin, dem's Gott lohnen möge, freundlich gegen mich war, und Dein Vater mich nicht, wie die Andern, als Hund behandelte, so warst Du es doch vor Allen, der den Beiden mit gutem Beispiele voranging.

„Dies Alles entzündete ein unauslöschliches Feuer in meiner Brust, das ich, unbekannt mit den Gefühlen meiner eigenen Seele, nur für Dankbarkeit gegen Dich hielt. Es ließ mich nicht ruhen und rasten, wenn es galt, für Dich und der Deinigen Wohl zu wirken. Daß Ihr von Gefahren umdroht waret, hatte ich aus einigen dunklen Worten Deines Vaters entnommen; ich wollte Euch vor diesen schützen, und mußte daher erforschen, von welcher Seite diese Gefahren kommen konnten, und dies gelang mir bald. Ich denke, meine Kenntniß gut angewandt zu haben . . . Dich vor Allem behütete ich wie meinen Augapfel, ohne daß Jemand, am wenigsten Du selbst, es merktest, und setzte dies auch fort, nachdem Du das stille Asyl des Vaters verlassen und in fremder Leute Dienst getreten, denn ich wußte ja, daß Du bei Deiner Schönheit und kindlichen Unschuld tausend Gefahren mehr ausgesetzt warst, als selbst die Entdeckung Deines wahren Namens Dir hätte bringen können. So ward ich auch Mitwisser Deiner Liebe zu dem Sohne Eures Todfeindes, und diese Ent-

deckung wars, die mir den wahren Zustand meines Herzens enthüllte, denn die Furien der Eifersucht erfaßten mich von dem Augenblicke an, wo ich Deiner Liebe zu Otto gewiß ward. Doch mein guter Geist siegte über den höllischen Dämon, der sich schadenfroh in meiner Seele einnisten wollte: was ich anfangs als Dein und der Deinigen, so wie als mein Unglück erachtete, sollte Euer Glück werden, wenn auch mein Herz darob brach. Heilig und theuer gelobte ich mir, meine Gefühle tief in der schweigsamen Brust zu verbergen, Otto's Herz zu erforschen, und wenn ich es aufrichtig erfand, Eure beiderseitige Liebe schützend und pflegend zu bewachen, da sie der Pfad werden konnte, der Dich und die Deinigen zu dem heißersehnten Rechte führte ... Doch ach — die Ereignisse brachen herein, ohne daß meine schwache Hand den Lauf des Geschickes zu wenden vermochte ... Du mußtest als Opfer für der Andern Glück fallen, so hat es der Himmel beschlossen, und Du hast Dich ihm ohne Murren gefügt ... Wie oft habe ich gewünscht, einst für Dein Wohl in Deinem Dienste den Tod erleiden zu können, weil ich Dich liebte bis in den Tod, und nun — — o Gott! ..."

Er brach in fast krampfhaftes Weinen aus; die so lange zurückgehaltenen Gefühle überwältigten ihn. Endlich wandte er sich wieder zu der Todten:

„Was ich so in stiller Brust getragen, was ich gefühlt, gelitten und gestrebt: Du, Anna, weißt es jetzt; denn die Gewißheit steht fest in mir, daß Du mich hörst ... Nicht länger vermocht' ich's an mir zu halten, das hehre Ge-

heimniß dieser meiner Liebe, doch Niemand, der da lebt, sollte mitleidig oder spottend darob lächeln. Darum legte ich dies Geständniß hier an Deiner Todtenbahre ab, in der gewissen Hoffnung, Deiner Billigung oder doch Verzeihung sicher zu sein . . ."

Er bedeckte Anna's Antlitz wieder mit dem Todtenschleier, verrichtete inbrünstige Gebete für die Seelen der Verstorbenen, und brachte mit letzterer Beschäftigung den Rest der Nacht zu. Als Wanka mit Anbruch des Tages in ihn drang, der Ruhe zu pflegen, und er scheinbar ihren Worten folgte, konnte Niemand ahnen, welche Fülle von Schmerz und Liebe dieses treue Herz barg, und welche Stürme diese scheinbar so kalte und ruhige Brust durchtoset hatten, denn weder sein Antlitz noch seine Stimme ließen eine andere Bewegung merken, als die Trauer des Dieners um die Tochter seines Herrn.

In der Hütte des Nikolas, seines Begleiters bei dem geheimen Zuge gen Tangermünde, ward sein Gefangener, der Stellmeiser Dietrich, sicher verwahrt. Dorthin lenkte er jetzt seine Schritte, und brachte mehrere Stunden im Zwiegespräch mit dem gefangenen Räuber zu.

. . . .

Am dritten Tage wurden Anna's und Otto's irdische Ueberreste auf dem Friedhofe von St. Marien feierlich bestattet. Trotz des großen Elends, mit welchem der nahe Winter die Obdachlosen bedrohte, folgte doch eine große Menge Volkes dem Trauerzuge, welcher sich langsam durch die öden, noch rauchenden Brandstätten

dem innerhalb der Stadt gelegenen Friedhofe zu bewegte. Allgemein ward das Schicksal der Liebenden beweint, und dieselben Leute, welche wenige Tage früher nicht genug Schmähungen gegen die unglückliche Anna finden zu können vermeinten, waren heute unerschöpflich in dem Lobe der Todten. —

„Warum mußte die herrliche Blüthe geknickt werden,“ wandte sich Agnes schmerzbewegt zu Valentin, als die Erdschollen mit dumpfem Ton auf die beiden Särge hinabfielen; „warum konnte sie nicht des Glückes theilhaftig werden, dessen wir uns freuen?! . . .“

„Glaubt mir, der erfahrenen Frau,“ sprach Wanka, die, hinter den Liebenden stehend, Agnes Worte vernommen, — „glaubt mir's: Otto's Gemüth, verdüstert durch Jahre lang geheim gehaltenen Schmerz und Groll, hätte trotz seiner heißen Liebe nicht vermocht, Anna, das sanfte Kind, so glücklich zu machen, wie sie es verdiente . . . Jetzt aber wird ihr der Lohn gewährt dort oben, wo kein Ungemach mehr ihr Glück trüben kann . . . Gottes Wege sind wunderbar und dunkel, aber er führt Alles herrlich hinaus! . . .“

„Ihr habt Recht, gute Mutter,“ erwiederte Valentin nach einer Pause stiller Betrachtung. „Anna ist dort oben wohl am Besten aufgehoben!“ —

. . . .

Nach den letzten Vorgängen war des Thürmers wahrer Name und Stand kein Geheimniß mehr geblieben. Der Rath selbst leitete die Re-

vision jenes Prozesses aus Dankbarkeit für Valentin ein, und alle Umstände trugen dazu bei, den Gang desselben zu beschleunigen. Der Ritter von Köckeritz legte, da er auf keine Rettung hoffen durfte, ein offenes Bekenntniß ab, und bezeugte auch, daß das ganze Hab und Gut des ermordeten Bürgermeisters das eigentliche Erbe des Wolpersberg sei. Auch Lindstädt legte sein eidliches Zeugniß vor Gericht ab und erkannte den Thürmer öffentlich und feierlich als den rechtmäßigen Sohn und alleinigen Erben des Heinrich von Wolpersberg an. Vor allen Andern aber war es Martin, der ein schnelles und gutes Ende des Prozesses herbeiführte. Er hatte Dietrich, den verstockten und verhärteten Bösewicht, durch eindringliche Ermahnungen vermocht, sich freiwillig dem Gericht zu überliefern und den Richtern jene zweite Urkunde über die kirchliche Trauung zu übergeben, die er in seinem Wamms genäht bei sich trug. Das Dokument ward nach dem darauf angegebenen Orte, wo die heimliche Trauung stattgefunden, gesandt, und kam bald darauf mit der Bescheinigung des dortigen Pastors zurück, daß die Urkunde genau mit den Angaben im Kirchenbuche übereinstimmte. Somit war die Sache entschieden, und der Johannes von Wolpersberg in alle seine Rechte und Güter wieder eingesetzt.

Köckeritz und Dietrich erlitten ruhig den verdienten Tod durch Enthauptung im Kerker, während Lindstädt, als der selbst Betrogene, nur zu einer Geldbuße verurtheilt ward, die nach einigen Tagen Valentin für ihn zahlte. Auch jene

dem Landesherrn entzogenen Steuern ersetzte Valentin aus seinem Seckel. Den Rentmeister traf für jenen Frevel mit Rücksicht auf seine damalige verzweifelnde Lage und auf die tiefe Reue, mit der er sich dem Urtheil des Landesherrn freiwillig stellte, nur die Strafe der Amtsentsetzung.

Der Thürmer befand sich in Wanka's Hütte inmitten aller Derer, welchen diese seit dem Brande wieder Wohnstätte geworden, als ein Rathsherr ihm das Urtheil in seiner Erbschaftssache überbrachte. Gelassen hörte er die Glückwünsche des Abgesandten an; als dieser ihm aber die schriftliche Bestätigung des Urtheils aushändigte und er nun das Alles verbrieft und besiegelt sahe, wonach er so lange Jahre seines Lebens unter Trübsal und Herzeleid vergebens gestrebt, da ward ihm so weich ums Herz, daß seine Empfindung sich in Thränen Luft machte.

„Verzeiht," wandte er sich endlich zu dem Rathsherrn, „verzeiht, daß ich Eure Botschaft nicht so freudig begrüße, wie sichs wohl geziemte bei so viel auf ein Mal widerfahrenem Glück. Doch leider ist dieses Herz der Freude nicht mehr zugänglich; es ist abgestorben für irdisch Glück und öffnet sich nur wehmüthiger Erinnerung an vergangene Tage. Darum sei es ferne, daß ich das Geschenk des Himmels welches mir in diesem Augenblicke geworden, für mich hinnehme; es ist groß genug, um reiche Freude zu bereiten, während es in meinen Händen nur dem Schmerze dienen würde. Darum entsage ich mich hiermit vor diesen gegenwärtigen Zeugen für alle Zeit der Güter,

welche mir, dem rechtmäßigen Sohne Heinrichs von Wolpersberg, aus dem Erbe meines verstorbenen Vaters zufallen, und übertrage meine Rechte darauf meinem einzigen Sohne Valentin von Wolpersberg und seiner künftigen Gattin Agnes von Köckeritz zu freiem Gebrauch und Verfügung. Möge sie der Herr in ihrem Besitze schützen und sie sich lange ihres Glückes erfreuen . . ."

„Und Ihr Euch mit uns, mein Vater!" fiel Valentin ein. „Mein und meiner Braut angenehmstes Obliegen wird sein, Euch die Leiden vergangener Tage vergessen zu machen."

„Ich gehöre nicht mehr in den Kreis der Glücklichen," versetzte der Thürmer kopfschüttelnd. „Meine Zufluchtsstätte wird fortan die Einsamkeit des Klosters sein."

Vergebens wandten Valentin und Agnes alle ihre Ueberredungskunst an; er blieb bei seinem Entschluß. Doch gestattete er nach einigem Zögern, daß Lindstädt und Martin, die ihn inständig darum baten, ihn dorthin begleiten dürften. Alle Drei umschloß fortan eine Zelle.

Wanka und die Wenden belohnte Valentin reichlich; auch wirkte er ihnen aus, daß sie fortan ungestört in der Stadt selbst leben und Handel und Gewerbe treiben durften. Den wackern Mengler nahm er in seine Dienste, wo er als Mitglied der Familie gehalten ward.

Valentin überließ seine liegende Habe der Stadt um billigen Preis, und nachdem sein Bündniß mit Agnes durch den Segen des Priesters geheiligt worden, verließ er mit seiner jungen Gattin einen Ort, der für Beide nur trübe

Erinnerungen bot. Sie gingen nach Bayern, wo das Geschlecht der Wolpersbergs herstammte, ließen sich dort nieder und genossen ein ruhiges Glück, das sie selbst zu erhöhen trachteten durch das Gute, was sie Armen und Nothleidenden in reichem Maaße zu Theil werden ließen. Auch segnete der Himmel sie sichtlich durch blühende Kinder, der Stolz und die Freude der Eltern, die in ihnen sich neu verjüngt fühlten. In ihrem Glücke vergaßen sie jedoch der Dahingeschiedenen und der in Klostereinsamkeit Lebenden nicht, so manche Stunde stillen Andenkens ward ihnen geweiht, wobei auch des wackeren Martin mit Dankbarkeit gedacht ward, dessen Beweggründe, die Welt zu verlassen, wo er jetzt ein ruhiges und behagliches Leben führen konnte, um dieses in der Abgeschiedenheit des Klosters zu beschließen, weder von Valentin, noch von seiner Gattin geahnt wurden, sondern man schrieb diesen Schritt seiner unerschütterlichen Treue für seinen alten Herrn zu. Es war den Glücklichen längst klar, daß der redliche Diener eben die Haupttriebfeder ihres gegenwärtigen Glückes war, denn ohne sein unermüdliches Zuthun wären sie schwerlich so weit gelangt, und es bewährte sich auch hier wieder der alte Satz, daß das Gute, was wir am geringsten unserer Nebenmenschen thun, einst seine goldenen Früchte trägt. — So lebten die Gatten, durch kein herbes Leid getrübt, in stiller Tugend und Genügsamkeit, bis der Himmel sie zu seiner Zeit durch sanften Tod zu einem noch schöneren Dasein abrief.

Anzeigen.

In C. Lindow's Verlage erschien ferner:

Berlins romantische Vergangenheit. Dargestellt von Ludwig Gothe.

Erste Abtheilung:

1. **Swantewitha.** Historische Novelle. Preis 10 Sgr.
2. **Der Fischhändler von Kölln.** Historischer Roman. Preis 17½ Sgr.
3. **Der Thürmer von St. Marien.** Historischer Roman. Preis 22½ Sgr.

Unter der Presse befindet sich von demselben Werke der Beginn der

Zweiten Abtheilung:

1. **Die schwarzen Brüder.** Historischer Roman aus Berlins Vergangenheit.

Ferner:

Bibliothek ausgewählter Novellen. Herausgegeben von Dr. C. Lindow.

Erster Band:

Epheublätter. Enthaltend: 1. Eine Klostergeschichte, von Alexander Franz. 2. Hedwig, von Demselben. 3. Der Aufruhr zu Timpelfelde, von Demselben. Preis 15 Sgr.

Wer

Gothe, Ludw.

Berlins romantische Vergangenheit

Bd.: 1,3

Berlin 1850